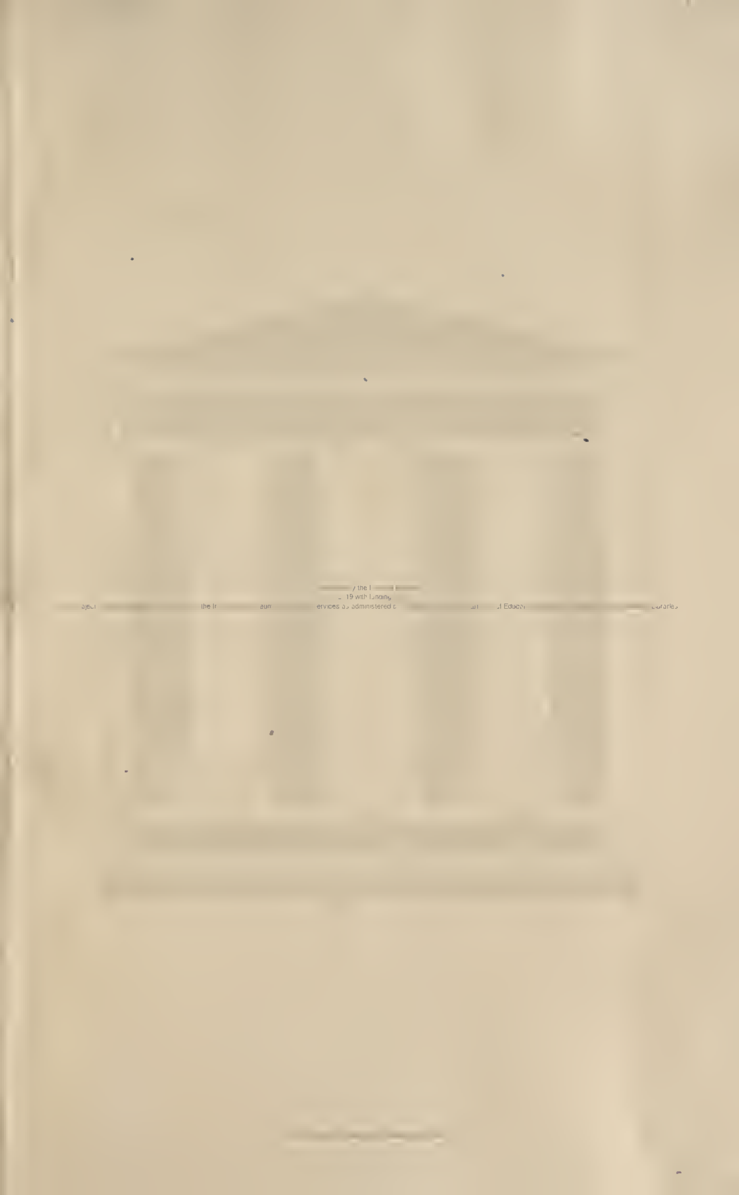

PENNSYLVANIA
17
45
STATE
LIBRARY



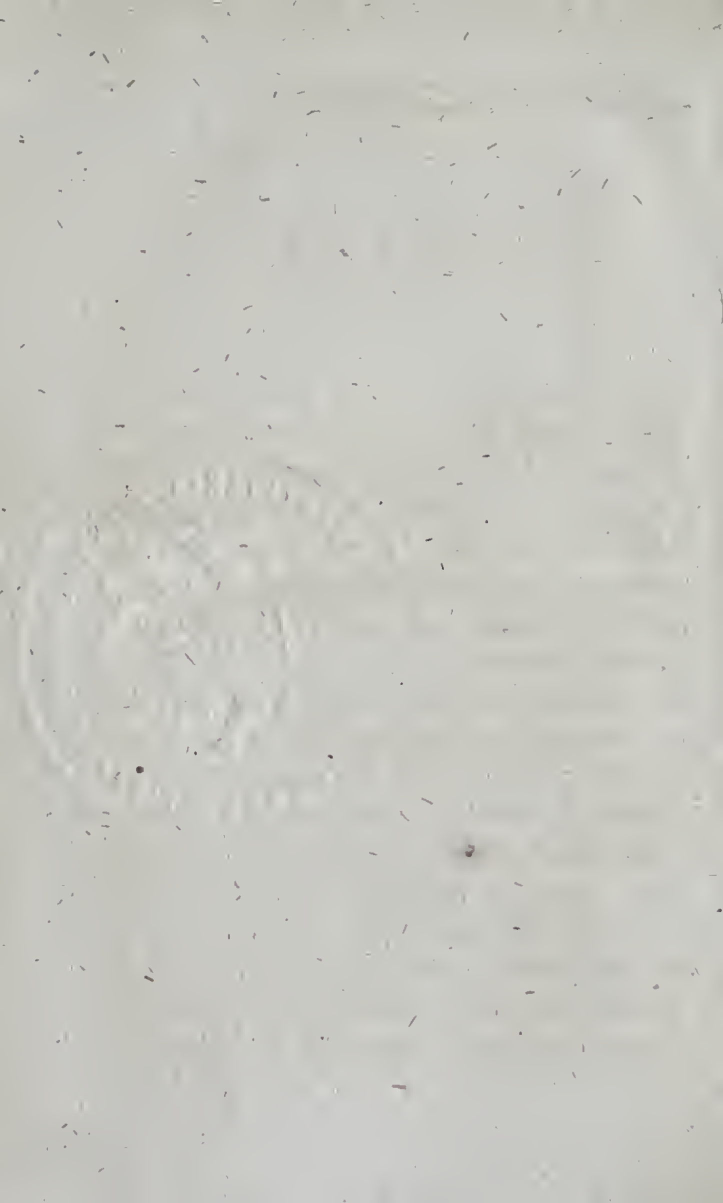
Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Neun und zwanzigster Band.

Berlin und Stettin.
In der Nicolaischen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.



Vorbericht
des Herausgebers.

Mit diesem Bande beginnen die im Nicolaischen Verlage herausgekommenen Schriften Lessing's. Um dem Wunsche zu genügen, daß die Bände jeder der beiden Verlagshandlungen hinter einander erscheinen und so gleichsam ein für sich bestehendes Ganzes bilden möchten, konnte nur der gegenwärtige Band, dem Inhalte nach, den vorhergehenden Bänden sich anreihen, und müssen daher die den Schluß des Ganzen bildenden Bände, Lessing's Antheil an den Litteraturbriefen und die antiquarischen Briefe enthaltend, wie Ergänzungsbände angesehen werden.

Nach einer Anmerkung Nicolai's zu seinem Briefwechsel mit Lessing ist nicht dieser, sondern Nicolai Verfasser der (im 11ten Bande befindlichen) Geschichte der Englischen

Schaubühne. Es hätte also, streng genommen, dieser Aufsatz nicht in Lessing's Schriften aufgenommen werden sollen. Da derselbe jedoch für einen großen Theil der Leser anziehend seyn möchte, und in dem genannten Briefwechsel seiner gedacht wird, so hat man sich für Beibehaltung desselben entschieden.

Was Nicolai in der Vorrede zu Lessing's Antheil an den Litteraturbriefen gesagt hat, kann nicht oft genug wiederholt werden, und sollte billig jedem Herausgeber der Werke eines verstorbenen Gelehrten zur Richtschnur dienen.

Berlin, den 12. December 1827.

Vorrede von Friedrich Nicolai.

Ich glaube, mit diesem Bande Lessing'schen Briefwechsels meinen Zeitgenossen ein angenehmes Geschenk zu machen. Die Briefe an Ramler und Herrn Hofrath Eschenburg haben mir diese meine würdigen Freunde zum Abdrucke mitgetheilt, wofür ich Ihnen hier öffentlich danke. Die Briefe an Ramler habe ich mit kleinen erläuternden Anmerkungen begleitet; zu den Briefen an Herrn Eschenburg hat dieser selbst die nöthigen Erläuterungen hinzugethan, und dieselben in der gegenwärtigen Auflage noch vermehrt.

Mein eigener Briefwechsel mit Lessing ist der Anzahl der Briefe nach der stärkste, und hat in so fern einigen Vorzug, daß ich ihn als Briefwechsel bekannt machen kann, indem ein großer Theil meiner Antworten dabei ist. Doch ist er bei weitem nicht vollständig. Daß von meinen Briefen nicht wenige verloren gegangen sind, möchte der kleinste Schaden seyn, und es ist Wunder, daß noch so viel vorhanden sind, da Lessing zu drei

verschiedenen Malen*) einen Theil seiner Papiere verlor; aber daß von Lessing's Briefen an mich mehrere verloren gingen, ist ein größerer Schaden. Ich muß daher hier erzählen, wie seltsam die Schicksale dieser Briefe gewesen sind, um mich selbst wegen dieses Verlustes zu rechtfertigen; da ich gewiß jede Zeile von der Hand meines Freundes sorgfältig aufbewahrt habe.

Nach Lessing's Tode kam unser beiderseitiger Freund Moses Mendelssohn auf den Ge-

*) Ein Bedienter, den er im Jahre 1765 mit seinen Möbeln und Büchern zu Schiffe nach Berlin vorausschickte, war wahrscheinlich, außer anderm Verluste, noch an einem größern schuld. Denn Lessing fand, als er nach Berlin kam, daß ein mitgegebenes Pult war geöffnet worden, worin nicht allein Geld und Geldeswerth, sondern, was ihm viel empfindlicher war, verschiedene Papiere und Manuscripte fehlten. Im folgenden Jahre bestahl ihn sein Aufwärter in Berlin. Lessing's Bibliothek war damals so groß, daß alle Wände in seiner Wohnung mit Repositorien besetzt waren. Daher stand vor Einem Repositorium ein Bette. Hinter demselben hatte der Aufwärter unvermerkt die dahinter stehenden Bücher weggenommen, und als Makulatur in einen Butterkeller verkauft. Unglücklicher Weise war darunter das Exemplar des Heldenbuchs, worin Lessing's vortreffliche Anmerkungen eingelegt waren. Im Jahre 1775, ehe er nach Italien reiste, ging ein Kästchen mit Manuscripten verloren, die er bis Leipzig mitgenommen hatte, und von da nach Braunschweig zurücksenden wollte.

danken, ein Büchlein über Lessing's Charakter zu schreiben. Dazu verlangte er von mir Lessing's sämmtliche Briefe an mich, die ich ihm natürlicher Weise mit Vergnügen gab. Er las sie auch durch, und wir sprachen mehrmals von dem zu schreibenden Buche über Lessing. Aber dennoch unterblieb die Ausführung, wegen verschiedener Verhinderungen, und besonders aus Verdruß, daß in den Gothaischen gelehrten Zeitungen von einem Ausspäher die Nachricht war eingerückt worden, daß Moses ein solches Buch unter der Feder habe, daher ihm darauf die beständigen Anfragen der Neugierigen, und die Muthmaßungen, was es enthalten würde, überlästig wurden. Der Schaden für unsere Litteratur, daß Moses dieses Buch nicht schrieb, ist sehr wichtig, und es ist nicht der erste, den die in Deutschland so übliche Anekdotenjägerei oder vielmehr Klatscherei angerichtet hat, da jeder mittelmäßige Kopf, was er etwa im Diskurse hört, oder nur halb hört, gleich drucken läßt, um sich ein Ansehn zu geben.

Nach Moses Tode wünschte ich von dessen Erben die Briefe zurück zu erhalten, da sie unstreitig mein Eigenthum waren, und ich erhielt auch das Versprechen, daß sie sollten aufgesucht wer-

den, sobald die Papiere durchgesehen und in Ordnung gebracht seyn würden. Darüber verging ein Jahr und mehr, ehe ich gelegentlich wieder daran erinnerte. Nun hieß es, man wisse nicht anders, als daß diese Briefe dem Herrn Münzdirektor Lessing in Breslau zugeschickt wären. Ich fand es freilich ziemlich sonderbar, daß man die mir zugehörigen Briefe, ohne mir ein Wort zu sagen, weggeschickt hatte, und ich wiederholte meinen Wunsch, sie zurück zu haben, ohne daß ich Antwort erhielt. Dieser Wunsch ward erneuert, nachdem im J. 1789 Moses Briefwechsel mit Lessing herauskam, wovon ich kein Wort erfuhr, bis ich denselben gedruckt erblickte, ungeachtet mehrere mich betreffende Sachen, mehrere Briefe von mir, ja sogar einer an mich, der eigentlich gar nicht dahin gehört, darin befindlich sind. Es ward verschiedentlich hin und her geschrieben; aber weder in Berlin, noch in Breslau wollten sich die Briefe finden. Es war mir dieses sehr unangenehm; doch konnte ich weiter nichts dabei thun.

Als im Winter des Jahres 1792 an die neue Auflage der antiquarischen Briefe gedacht ward, wünschte ich sehr, dem Herausgeber, Herrn Hofrath Eschenburg, Lessing's Briefe mit-

theilen zu können, worin ich mit demselben über dies Werk korrespondirt hatte, indem ich wußte, daß mancherlei zur Erläuterung dienliche Umstände darin enthalten wären. Jetzt schien es, als ob mich mit einem Male das Glück begünstigen wollte, daß ich die so lange gehofften Lessing'schen Briefe erhalten sollte. Ich addressirte mich an Herrn David Friedländer, der Moses Freund war, und der meinige ist. Dieser versprach mir sowohl in den Moses'schen Papieren nachsehen zu lassen, als auch nach Breslau zu schreiben. Ehe ich aber die Frucht von seiner gütigen Verwendung erhalten konnte, fand sich in meiner eigenen vieljährigen großen Sammlung von Briefen,*) daß ehemals glücklicher Weise war vergessen worden, aus dem Jahrgange 1768 Lessing's Briefe für Moses auszusuchen, welche noch vorhanden waren. Sie konnten also Herrn Hofrath Eschenburg sogleich geschickt werden, indem darin gerade die hauptsächlichste Korrespondenz wegen der antiquarischen Briefe enthalten war. Kurz darauf erhielt ich von

*) Meine ganze Korrespondenz war ehemals nur nach den Jahren geordnet, und gerade im J. 1792 ließ ich sie sämmtlich nach alphabetischer Folge der Schriftsteller legen.

Herrn Friedländer einen einzelnen Brief Lessing's an mich, den man unter den Papieren unseres Freundes Moses gefunden hatte; mehrere, hieß es, wären nicht da. Wenig Wochen darauf aber erhielt ich aus Breslau abschriftlich, was dort von Lessing's Briefen an mich vorhanden war, und man sendete mir zugleich, was sich von meinen Briefen an Lessing dort gefunden hatte. Es muß also doch vorher mein Verlangen nicht deutlich nach Breslau berichtet worden seyn.

Diese von verschiedenen Orten wieder zusammengebrachten Briefe wurden nun zum Abdrucke durchgesehen und geordnet. Es waren schon sechszehn Bogen der ersten Ausgabe dieser Sammlung abgedruckt, als Herr David Friedländer die Moses'schen Papiere erhielt, um sie durchzusehen und zu ordnen. Da fand sich denn ein mit meinem Namen beschriebenes Konvolut, welches man vorher, ohne es genauer zu untersuchen, für meine eigene Korrespondenz mit Moses gehalten hatte. Sobald ich es in die Hände bekam, sah ich gleich, daß es ein Theil meiner so weit herumgeworfenen Korrespondenz mit Lessing war. Nur Briefe der letzteren Jahre konnte ich in der ersten Ausgabe noch an ihrer Stelle einschalten. Aber die von den

Jahren 1756 bis 1761, mußte ich hinten in einem Supplemente anhängen. In der gegenwärtigen Ausgabe aber sind die Briefe alle nach der Zeitfolge abgedruckt, weßhalb denn nun freilich die Folge der Nummern der Briefe ganz anders ist, als in der ersten Ausgabe.

Die nun noch zu diesem Briefwechsel fehlenden Briefe müssen wohl zwischen Berlin und Breslau (wohin man sie, ohne meine Erlaubniß, so unüberlegter Weise gesendet hatte) verloren gegangen seyn; denn meine sehr weitläuftige Korrespondenz hat überhaupt, vom ersten Anfange an, immer in kaufmännischer Ordnung gelegen, und also konnte bei mir nichts von Lessing's Briefen verloren gehen. Moses selbst hat auch gewiß keinen Lessing'schen Brief verloren gehen lassen. Ob aber noch einige unter seinen Papieren, oder sonst irgendwo liegen möchten, kann ich um so viel weniger wissen, da ich nachher erfahren habe, daß man meine Korrespondenz mit Lessing, deren Einsicht und Zurückgabe man mir versagte, doch mehreren anderen Personen mittheilte. Ich will nichts weiter von der Unbilligkeit gegen mich sagen, und beklage nur den Verlust der Lessing'schen Briefe, welcher durch die wenige Sorgfalt verursacht worden ist.

Ich habe diesen Briefwechsel gleich in der ersten Ausgabe sorgfältig durchgesehen, und beim Abdrucke alles dasjenige weggelassen, was entweder allzu unbedeutend war, oder sonst nicht fürs Publikum gehörte. Viele Leser haben mit Recht gewünscht, es möchte bei dem übrigen Briefwechsel Lessing's gleiche Vorsicht beobachtet worden seyn. Ich habe auch meinen Briefwechsel mit Lessing durch ausführliche Anmerkungen zu erläutern gesucht, welche gleichfalls zum Behufe der gegenwärtigen Ausgabe nochmals durchgesehen, verbessert und vermehrt worden sind. Ich habe auch einiges wieder herstellen können, was ich in der ersten Ausgabe mit Bedacht ausgelassen hatte. Hierdurch und durch die bessere Anordnung der Folge hat die gegenwärtige Ausgabe viel Vorzüge vor der ersten.

Vieles in diesem Briefwechsel würde entweder nicht verständlich seyn, oder nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet werden, wenn ich nicht die Sachen, wovon gehandelt wird, nach ihren wahren Umständen erläutert hätte. Ich setzte mich beim Durchlesen dieser Briefe sehr lebhaft in die angenehmen Zeiten meiner Jugend und männlichen Jahre zurück, wo Liebe zu den Wissenschaften und Freundschaft mich mit Moses und Lessing so

genau verband. Ich glaubte, es würden dem Publikum einige litterarische Anekdoten aus der damaligen Zeit, welche mir während des Durchlesens beifielen, nicht unangenehm seyn; daher bin ich damit nicht sparsam gewesen.

Hätte ich Moses Briefwechsel mit Lessing vor dem Abdrucke zu Gesichte bekommen, so würde ich Anmerkungen hinzugefügt haben, welche wirklich nothwendig sind; indem mehrere Stellen ganz unverständlich seyn müssen, wenn man nicht die Umstände weiß, welche jetzt nur mir allein bekannt seyn können. Dieser Briefwechsel hätte eigentlich nicht ohne mein Vorwissen bekannt gemacht, sondern zugleich mit dem meinigen herauskommen sollen; denn es bezieht sich gar zu vieles in dem einen auf den andern, und besonders die früheren Jahre enthalten viele Spuren und Umstände von unserer wechselseitigen Bildung. Moses und ich theilten einander alle Briefe Lessing's ohne Ausnahme mit; daher bezogen sich oft die Antworten des einen auf einen Brief, welcher von Lessing an den andern gerichtet war.*) Ich mußte also bei der jetzigen Durchsicht meines Briefwechsels mit Lessing auch

*) Eben so hielten wir es auch mit Abbt, wie aus unserm gedruckten Briefwechsel mit demselben zu ersehen ist.

dessen gedruckten Briefwechsel mit Moses durchgehen. Man wird finden, daß ich mich in meinen Anmerkungen mehrmals darauf bezogen habe. Von dieser Durchsicht nahm ich Anlaß, die Anmerkungen aufzuschreiben, welche mir nöthig schienen, um einige Stellen der besonders gedruckten Lessing'schen Korrespondenz mit Moses verständlicher zu machen, und dieselben hier als einen Anhang mitzutheilen.

Auch bei der Korrespondenz mit Moses kamen mir verschiedene Anekdoten ins Gedächtniß, die mir nicht uninteressant schienen, und die ich daher beifügte. Sollte sie der Leser, dem sonst Lessing und Moses werth sind — und das sollten Beide ja wohl jedem Deutschen seyn, der Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Freimüthigkeit und offene, biedere und edle Charaktere zu schätzen weiß — nicht interessant genug finden; so denkt er vielleicht: Ein alter Mann ist ja immer

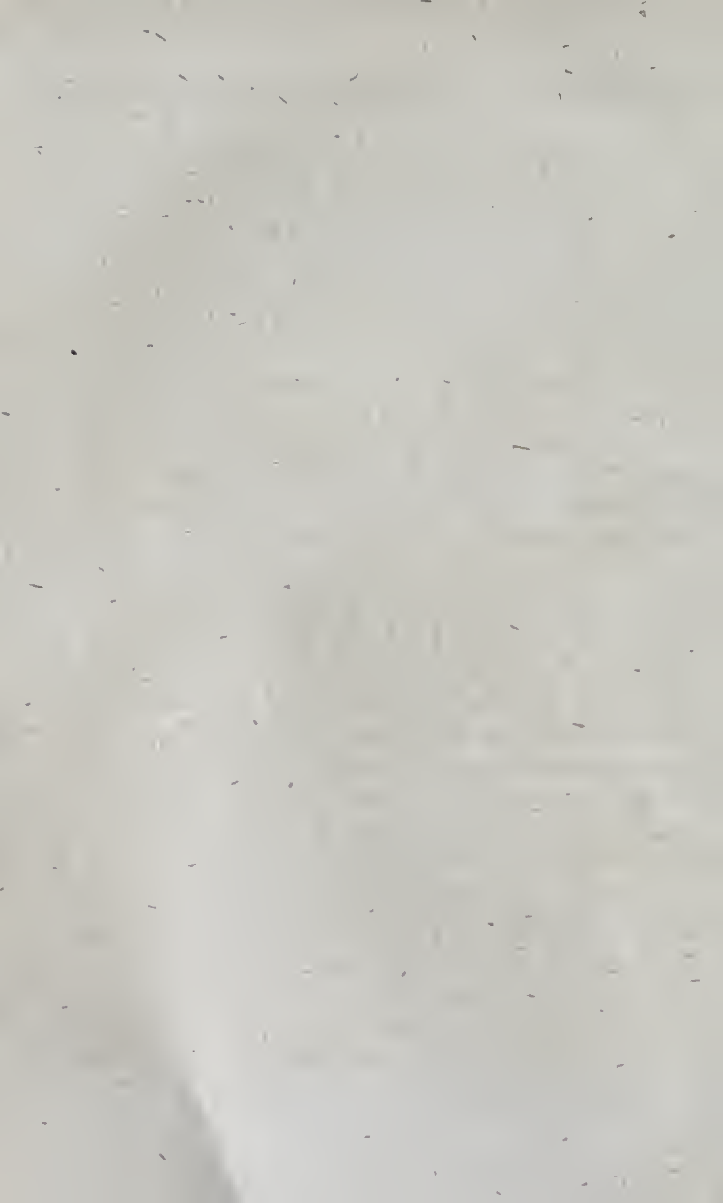
— Laudator temporis acti
Se puero;

und läßt ihnen deßhalb einige Nachsicht wiederfahren.

Berlin, den 5. Junius 1808.

Gotth. Ephr. Lessing's
Briefe
an
K. W. Ramler.

1755 — 1779.



1.

Leipzig, d. 11. Decbr. 1755.

Liebster Freund,

Sie wollen mir beweisen, daß die Pleisse und Lethe einerlei Strom wären? Das sollen Sie mit aller Ihrer Gelehrsamkeit nicht vermögend seyn; oder ich will Ihnen, dem ganzen dichterischen Alterthume zum Trotze, beweisen, daß Lethe, wenn die Pleisse Lethe ist, nicht der Strom der Vergessenheit könne gewesen seyn. — Nein, liebster Freund, ich habe in den wenigen Wochen, die ich aus Berlin bin, mehr als tausendmal an Sie gedacht, mehr als hundertmal von Ihnen gesprochen, mehr als zwanzigmal an Sie schreiben wollen, und mehr als dreimal auch schon an Sie zu schreiben angefangen. In dem ersten Briefe, welchen ich an Sie anfing, versuchte ich, den Landkutschenwitz des Herrn Gellert nachzuahmen; denn Sie wissen, daß ich in einer Landkutsche von Berlin abreiste. Ich hatte zwar nicht das Glück, mit einem Scharfrichter zu fahren, und durfte nie, als bei den heftigen Stößen des Wagens, nach meinem Kopfe fühlen, ob ich ihn noch hätte. Ich hatte aber sonst eine lustige Person unter meinen Gefährten gefunden: einen jungen Schweizer nämlich, welcher sich den halben Weg über mit einem

Östreicher um den Vorzug ihrer Mundarten zankte. Doch ich besann mich gar bald, daß aus den Nachahmungen nichts komme, und fing einen zweiten Brief an, in welchem ich Original seyn, und die Schnaken eben sowohl, als die Komplimente vermeiden wollte. Die Komplimente, liebster Ramler, aber nicht die aufrichtigen Versicherungen, wie schätzbar mir Ihre Freundschaft ist, zu der ich in Berlin so spät gelangt zu seyn, noch nicht aufhören werde, mich zu beklagen. Über wen aber? Über mich selbst; über meine eigensinnige Denkungsart, auch die Freunde als Güter des Glücks anzusehen, die ich lieber finden, als suchen will. — In meinem dritten Briefe wollte ich Ihnen lauter Neuigkeiten melden, und Ihnen alle diejenigen nennen, die ich hier kennen gelernt. Ich wollte Ihnen schreiben, daß ich Herrn Gellert verschiedene Male besuchte. Das erste Mal kam ich gleich zu ihm, als ein junger Baron, der nach Paris reisen wollte, von ihm Abschied nahm. Können Sie wohl errathen, um was der bescheidene Dichter den Baron bat? Ihn zu vertheidigen, wenn man in Paris etwas Böses von ihm sagen sollte. Wie glücklich, dachte ich bei mir selbst, bin ich, von dem man in Paris weder Böses noch Gutes redet! Aber sagen Sie mir doch, wie nennen Sie so eine Bitte? naiv oder albern? — Herr Gellert ist sonst der beste Mann von der Welt. Mein vierter Brief an Sie — — Aber es ist genug, daß ich Ihnen von den ersten dreien

eine Probe zum Beweise gegeben habe, daß ich sie wirklich schreiben wollen. Mein vierter Brief also mag nur dieser seyn; der erste, welcher seine völlige Wirklichkeit erlangt hat. Und das Wichtigste, was Ihnen dieser melden soll, ist dieses, daß ich auf Ostern mich ganz gewiß von meinen Freunden auf drei Jahre beurlauben werde. Ich habe unverhofft eine weit bessere Gelegenheit zu reisen gefunden, als der Herr Prof. Sulzer für mich im Werke hatte. Unser Weg über Hamburg nach Holland wird uns nach Berlin bringen, und ich werde so glücklich seyn, Sie bald wieder zu sprechen.

Was ist unterdessen mit unseren Projekten zu thun? Mein Rath ist, daß Sie sie immer auszuführen anfangen sollen. Sie haben schon so viel daran gethan, daß ich nicht nur die ersten drei Jahre, sondern ganz und gar, dabei zu entbehren wäre. Ich habe bei verschiedenen Verlegern schon von weitem ausgeholt, und mehr als Einen nicht ungeneigt gefunden. Ich hoffe, Ihnen ehestens mehr davon schreiben zu können. Die Medea des Corneille mag immer wegbleiben, wenn Sie anders bei einer zweiten Lesung nicht wichtige Gründe für ihre Aufnahme finden. Es sind viele schöne Stellen darin, die Batteux mit Recht hat anführen können; allein das Ganze taugt nichts. Die schönen Stellen hat er größtentheils dem Seneca zu danken, welches man ihnen auch anmerkt.

Das Projekt zu dem Journal encyclopédique

sende ich Ihnen hier wieder zurück. Ich danke für Ihre gütigen Absichten. Ich darf Ihnen aber nun wohl nicht die Ursache sagen, warum ich mich nicht damit abgeben kann, wenn ich gleich alle erforderliche Geschicklichkeit dazu hätte.

Haben Sie die Nicolaischen Briefe von dem jetzigen Zustande der schönen Wissenschaften nunmehr gelesen? Man schreibt mir von Berlin, daß Herr Prof. Sulzer mich für den Verfasser halte. Ich bitte Sie, ihm dieses auszureden. Ich habe eben so viel Antheil daran, als an der Dunciade, die Gottsched hier mit aller Gewalt auf meine Rechnung setzen will. Und an dieser wissen Sie es gewiß, daß ich völlig unschuldig bin.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Langemack, dem Herrn Dennstädt*) und seiner Frau Liebste. Ich denke mit Entzücken an die vergnügten Abende, die wir mit einander zugebracht. Wollen Sie mir bald wieder schreiben? Thun Sie es ja! Ich bin

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

---

*) Langemack war ein Landsmann und vieljähriger Freund Ramler's, der verschiedene kleine philosophisch-juristische Schriften geschrieben hat. Er wohnte mit Ramlern damals in dem Hause des Hrn. Dennstädt, dessen Gattin eine geistreiche Frau war. N.

2.

Leipzig, den 18. Junius 1757.

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar vergessen hätten, oder als ob Sie wenigstens glaubten, daß ich, weit von hier, in der Welt herumschweifte. Allein ich weiß doch wohl, daß Ihr Gedächtniß freundschaftlicher ist, und daß Sie das drollige Schicksal meiner Reise schon längst durch die dritte oder vierte Hand haben erfahren müssen. Sie würden sich also meiner ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major von Kleist erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlassene eigene Meldung meiner Zurückkunft hätten bestrafen wollen. Was nun die Ursache dieser Unterlassung anbelangt, so müssen Sie wissen, daß ich incognito zurück gekommen war, und auch incognito hier zu bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drei Wochen erfuhr, daß ich mein Incognito allmälig aufgeben müßte, wenn ich es nicht Zeitlebens beobachten wollte. Da sehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der König von Preußen werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um sie auf eine oder die andere Weise mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine

Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er fein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen, — — daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden! Was brauche ich das zwar zu wünschen? Es muß von selbst geschehen, wenn nur der Herr von Kleist und Sie mir versprechen wollen, keine darauf zu machen. O versprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie sich einmal an einem Könige so zu rächen haben, so bin ich wieder zu Ihren Diensten. Aber umgekehrt, versteht sich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarten Sie mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

3.

Breslau, den 6. Decbr. 1760.

Liebster Freund,

Ich würde mir es nimmermehr vergeben, meine Freunde wegen meines Schicksals so lange in Ungewißheit gelassen zu haben, wenn ich nicht bisher selbst in der größten Ungewißheit desselben gewesen wäre. Endlich weiß ich, woran ich bin, und Herr Voß wird Ihnen von meinen jetzigen Umständen so viel erzählen können, als Sie nur wissen wollen.

Erlauben Sie mir immer, daß ich Sie an ihn verweise; ich kann unmöglich dergleichen Kleinigkeiten mehr als einmal schreiben. Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß*) wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, liebster Freund, was ich alsdann zu mir selbst sage? „Narr!" sage ich, und schlage mich an die Stirn: „wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu seyn? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findest, die du da verlassen; daß du wenig Zeit haben wirst, zu studiren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warest du nicht Berlin's satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt seyn müßten? daß es bald wieder einmal Zeit sey, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht seyn müsse? Geduld! dieser ist geschwinder gefüllt, als jener. Und alsdann; alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder bei deinen Freunden, und studirst wieder. O, wenn dieses alsdann schon morgen wäre!" — — Und so, liebster Freund, macht mich die Hoffnung allgemach wieder ruhig; macht, daß ich mei-

*) Nämlich, daß Lessing die Stelle bei dem General von Tauenzien annahm. N.

nen gethanen Schritt billige; macht, daß ich mir schmeichle, auch meine Freunde werden ihn billigen. Sie kennen mich; und wenn ich nicht zu loben bin, so bin ich doch wenigstens zu entschuldigen. Versichern Sie mich dessen ja bald! Ihre Briefe werden ein Großes beitragen, daß ich mir wenigstens die Reue, die unnützeste von allen unangenehmen Empfindungen, erspare. Denn wenn Sie mir oft schreiben, so werde ich Sie seltener vermissen. Ich mache meinen Überschlag so: Wenigstens immer um den dritten Tag vertrieben wir einer dem andern eine Stunde; jeder von uns wende diese Stunde auf einen Brief; und so habe ich für Eine glückliche Stunde zwei: die, da ich an Sie schreibe, und die, da ich Ihre Antwort erhalte. An Stoff soll es uns nicht fehlen, so lange unsere Freundschaft dauert, so lange Horaz und alte deutsche Dichter in der Welt sind. Ich habe von den letzteren schon verschiedene hier bekommen, die ich sehr werth halte. Wollen Sie, daß ich Ihnen künftig etwas davon schreiben soll? Recht gern; aber mit der Bedingung, daß ich gleich mit dem ersten Briefe eine Horazische Ode von Ihnen erhalte!

Und nun? Was machen unsere Freunde? Was macht mein lieber Gase*) und sein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, seinen Kindern (hier

*) Herr v. Gase war ein alter Bekannter Lessing's. Er heirathete in Berlin die Wittwe des Malers Mat=

wird er sich ein väterliches Air geben) und Allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manches Mal lustig gewesen sind; vornehmlich der Madame Therbusch. — Und alsdann, unsern Klubb*) nicht zu vergessen! Alle Freitag Abends klopft mir das Herz, und ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich mich noch jetzt alle Wochen einmal in Gesellschaft so vieler rechtschaffener Leute satt essen, satt lachen und satt zanken könnte; besonders über Dinge satt zanken könnte, die ich nicht verstehe. Mein großes Kompliment an die Herren Quanz und Agricola. Die griechische Musik war doch besser, als die auf den Breslauischen Kaffeehäusern! — Unsern lieben Krause**) rechne ich mit zum Klubb. Ich bin jetzt in seinem Vaterlande, und, bei Gott! er hat recht wohl daran gethan, daß er in Schlesien jung geworden ist!

Noch ein Wort von meinen kleinen häuslichen Angelegenheiten. Haben Sie die Gütigkeit, liebster Freund, und kündigen Sie meiner Wirthin mit dem jetztlaufenden Monate das Quartier auf. Ich werde Ihnen mit nächstem Posttage eine Assignation schicken,

---

thieu, eine geborene Lisiewska, eine geschickte Künstlerin. Von Berlin ging er ungefähr um 1766 nach Braunschweig, wo er im J. 1779 Professor am Karolinum ward. N.

*) Dieser Klubb einiger Gelehrten ward 1748 in Berlin errichtet, und existirt noch. N.

**) Verfasser des Buchs über die musikalische Poesie. N.

um zu ihrer Bezahlung das nöthige Geld zu heben. Ich werde Ihnen Mühe machen; aber ich weiß, Sie verzeihen es mir.

Leben Sie wohl, liebster Freund; und wenn Sie an Gleim schreiben, und Gleim an Sie schreibt, und auch ein Wort von mir an Sie schreibt: so will ich mich Gleim bestens empfohlen haben.

Ach! bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Ich reiste durch Frankfurt, und wollte das Grab unseres Freundes*) sehen. — Doch die Geschichte dieser Wallfahrt verdient einen eigenen Brief. Sie sollen sie ehestens haben.

Leben Sie nochmals wohl. Ich bin

der Ihrige,

Lessing.

4.

Breslau, d. 7. Septbr. 1761.

Liebster Freund,

Ihren Brief vom 22sten vorigen Monats habe ich erst gestern empfangen. Ich will wünschen, daß meine Antwort geschwinder in Berlin ankommen möge, damit sie *** noch treffe.**) — Ihnen will

*) Des Herrn von Kleist. N.

**) Das Ausgelassene betrifft bloß Familienangelegenheiten. N.

ich das ganz Feine von diesem Handel Zeit genug entdecken.

Zeit genug? Sobald wir wieder zusammen kommen werden. Aber wann wird das geschehen? Wenn ich in dem alten römischen Sinne beatus seyn werde? Ach, liebster Freund, dazu gehört viel. Und bei mir gehört gleich noch einmal so viel dazu, als bei einem andern. Indeß bin ich von dieser Seite so ziemlich zufrieden; und wenn es Ihr Ernst ist, daß Sie mein Tresorier werden wollen: gut, lassen Sie nur die Wege wieder recht sicher werden, oder längstens den December herankommen. Zehnmal so viel, als Sie jetzt weggeben, könnte ich Ihnen schon schicken. Aber was ist das? Vielleicht könnte ich auch schon noch einmal so viel haben, wenn ich nicht so viel Bücher kaufte, deren ich bereits hier wenigstens dreimal so viel habe, als ich Ihnen zurückgelassen. Dazu kommen noch zwanzig andere Ausgaben; und kurz, ich bin kein Wirth. Die Wahrheit zu sagen, ich mag es auch nicht seyn. Denn vielleicht, daß ich so weit eher wieder in meine alte Sphäre zurückkomme, als wenn ich es wäre, als wenn ich mir das Zeitliche zu sehr angelegen seyn ließe, und dadurch nach und nach an einer Lebensart Geschmack fände, die für Keinen ist,

Quem tu, Melpomene, semel
Nascentem placido lumine videris.

Ich lege noch eine Rarität bei, die ich hier auf einer öffentlichen Bibliothek ausgestänkert habe.

Es ist die erste Ausgabe unseres Logau. Wenn Sie sie genug gebraucht, und Ihre Augen daran geweidet haben, so erbitte ich sie mir wieder zurück.

Was sagen meine Freunde in Berlin von mir? Kaum bin ich es werth, noch welche zu haben. Doch nein; ich habe nie welche gehabt, wenn ich sie nicht noch habe, und sie durch mein bisheriges Stillschweigen kaltsinnig geworden sind. Dieses Kompliment machen Sie nur allen, und machen Sie auch sich selbst, wenn Sie anders — Nein, Sie, liebster Freund, kenne ich zu gut. Sie sind der nachsichtsvollste von allen, und ich weiß, daß Ihnen meine schlechte Seite eben so lieb ist, als meine gute.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie tausendmal. Die Ode nicht zu vergessen, wenn Sie das nächste Mal an mich schreiben! Bald mehr. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

5.

Breslau, d. 30. Mai 1762.

Liebster Freund,

Ich habe Ihnen auf drei Briefe zu antworten: auf zwei, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen sage, daß dieser letztere mir die anderen zwei fast zu Räth=

seln gemacht hat, so ist es wohl kein Räthsel, welches der verunglückte von den dreien sey. Der erste, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleist mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erste kleine Ausgabe des Logau wieder zurückschickten. Brief und Logau sind mit dem Tornister des jungen Kleist unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wissen, daß der Logau nicht mein eigen war, sondern einer hiesigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr diesen Verlust ersetzen zu können; allem Ansehn nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es ist weg; und ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleist meine Empfindlichkeit darüber merken zu lassen. Denn er bat gar zu sehr um Verzeihung; und einmal ist er doch unseres Kleist's Neveu. Was wollte ich dem nicht vergeben? Ihn seinen eigenen dabei erlittenen Schaden einigermaßen vergessen zu machen, habe ich ihm in der Geschwindigkeit die nöthigsten Bedürfnisse wieder anschaffen lassen. Ich habe ihm auch offene Kasse bei mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie sehr er sich noch weiter dieses Anerbieten zu Nutze machen will. *)

Und so ist sie wirklich todt? Liebe Mamsell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich ist! Wenn sie sich nicht besser aus dem Handel zu

*) Auch Ramler schickte ihn mit Reisegeld fort. N.

ziehen gewußt haben! — Aber, um Gottes willen, liebster Freund, verwickeln Sie mich mit ihren Erben in keinen Prozeß! Geben Sie ihnen alles, was sie verlangen. Ich will hoffen, daß sie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht seyn, ihnen eine Art eines sehr gültigen Anspruchs auf dieses und jenes zu produciren, wenn es sich der Mühe verlohnte, eine dritte Person darüber abhören zu lassen, welche die Mamsell zu ihrem Hin- und Wiederschicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbschaft unter hundert tausend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn sie von einem Frauenzimmer herkommen, sind nicht immer die anständigsten. Ein einziges hätte ich gewünscht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben diese mir noch verkaufen wollen, so werde ich ihnen dafür verbunden seyn. Schließen Sie den Handel, liebster Freund, und ich will Ihnen sogleich das Geld dazu assigniren.

Denn müssen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beisammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieses einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur schon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation so überdrüssig, als ich noch einer in der Welt gewesen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr ist ein Narr. — Daß Sie Oden drucken lassen, die Sie mir nicht schicken, das ist nicht fein. — Unserm lieben Krause zu seiner abermaligen Veränderung tausend Glück! Ich schreibe ihm mit nächstem Posttage unfehlbar. — — Gleim und die Karschin! Die letzte hat an mich geschrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleist noch lebte! — Hier ist ein Brief von seinem Neveu. Er klagt, daß er schon zweimal an Sie geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm selbst durch den Buchhändler Meyer bestellt. Haben Sie den nicht erhalten? — — Was machen Langemack und Sulzer? — Was macht —

Ich muß schließen, liebster Freund. Sie wissen ja ohnedies wohl, nach wem ich sonst noch etwa hätte fragen können. Grüßen Sie sie alle! Leben Sie wohl, und schreiben Sie so oft an mich, als ich an Sie denke. Das ist öfter, als Sie glauben; denn sonst würden Sie mich nicht auf den Fuß eines Menschen behandeln, dessen Stillschweigen man mit Stillschweigen bestrafen muß. Ich bin

ganz der Ihrige,

Lessing.

6.

Breslau, d. 15. März 1764.

Liebster Freund,

Sorgen Sie nicht. Ihr letzter Brief ist eine Art von Geschäftsbrief; den werde ich gewiß gleich beantworten. Aber wie tief muß der gefallen seyn, dem dergleichen Nichtswürdigkeiten dringender scheinen, als die Bezeigungen seiner Freundschaft und Hochachtung! Erlauben Sie, daß ich Ihren Trost von ganzem Herzen ergreife. Wir sind einer von des andern Hochachtung und Freundschaft zu sehr versichert, als daß wir nicht glauben dürfen, vieler schriftlichen Versicherungen entbehren zu können.

Ihr Freund will wissen, wer des Ministers Ohr hat? Ich wollte, daß Ihr Freund sich nur ein klein wenig hätte wollen merken lassen, von welcher Beschaffenheit sein Ansuchen sey. In diesen Sachen hat es vielleicht der, in anderen jener. Doch ist der Kriegsrath Balde wohl derjenige, der es in den meisten, wo nicht in allen, hat. An den muß er sich wenden, und ich wünsche ihm Glück!

Ihre vortreffliche Ode hatte ich bereits gelesen. Ich bin schuld daran? und seit dem Januar 1759 an mehreren solchen schuld? Nun komme einer, und sage, daß ich seit dieser Zeit nichts gemacht! Ich will lieber an der geringsten von Ihren Oden schuld seyn, als, ich weiß nicht was, selbst gemacht haben. Und ich will hoffen, daß es mir die Nach=

welt auch höher anrechnen wird. Ich umarme Sie, liebster Freund, und bin.

der Ihrige ganz,
Lessing.

7.

Breslau, den 5. August 1764.

Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! — Krank will ich wohl einmal seyn, aber sterben will ich deßwegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll; und alsdann werde ich wie neugeboren seyn. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Ökonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne, ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher seyn? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die

gesunden Theophile *) und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragiker mit dem Sophokles 90 Jahre werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges gemacht! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O lassen Sie mich davon abbrechen, liebster Freund! —

Ihre litterarischen Neuigkeiten sind mir sehr angenehm gewesen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich auf die Wilhelmine aufmerksam gemacht haben; ohne Ihr Lob hätte ich sie schwerlich des Ansehens gewürdigt. Ich kenne den Verfasser nicht; und Gott gebe, daß es ein Mann ist, den wir Beide nicht kennen! Denn so wird Deutschland ein poetisches Genie mehr haben! — Melden Sie mir doch, ob ich für den unbekannten Verfasser, der Ihnen sein Trauerspiel zugeschickt hat, den nämlichen Wunsch thun darf! Ich verspreche Ihnen wenig davon, aber überraschen Sie mich mit desto Mehrerm. — — Dem Herrn Anthelmy muß ich mich für sehr ver-

---

*) Lessing meint Theophilus Döbbelin, den breitschulterigen Schauspieler. N.

bunden erkennen. Aber ich wünschte recht sehr, daß er mit der Ehre, die er mir erzeigen will, noch ein halbes Jahr anstehen wollte! In dieser Zeit hoffe ich mit der zweiten Ausgabe meiner Fabeln gewiß fertig zu seyn. Besonders die Abhandlungen bedürfen mancherlei Erläuterungen, wenn mich seine Landsleute gehörig verstehen sollen. Verschiedene französische Recensenten haben bereits Mißdeutungen davon gemacht, die mir sehr unangenehm sind. Haben Sie die Gütigkeit, liebster Freund, den Herrn Anthelmy dieses ungefähr wissen zu lassen. Wenn Sie Ihrer Oden wegen, die man jetzt in Paris übersetzt, einen Entremetteur brauchen, so will ich es hier wiederum seyn. — Und das wäre die Antwort auf Ihre gelehrten Neuigkeiten! Was schreibe ich Ihnen für welche? Auf den ersten September ist die Revüe bei Brieg, und auf den vierten bei Hundsfeld.

Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

8.

Breslau, d. 20. August 1764.

Liebster Freund,

Ihr Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat mir seinen Besuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß ihn nicht ohne Antwort abreisen lassen, damit er wiederum das Vergnügen haben kann, Sie zu besuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitsch wohl erhalten haben. Er war so gütig, für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem ich sehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Ried haben mir versichert, daß Sie sich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabei, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, sage ich; denn seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für schlimmer, als das krank seyn. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist, und vegetirt, und für gesund angesehen wird, ohne es zu seyn! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn

es nicht besser, als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch seyn, daß ich zu lange gefeiert hätte. — Sie sollen der erste seyn, von dem ich mein Urtheil erwarte. *) — Vorher aber sagen Sie mir noch Ihr Urtheil, liebster Freund, von beiliegenden Reimereien. **) Kaum sollte ich es zwar wagen, Ihnen solche Nichtswürdigkeiten vorzulegen; und ich kann es selbst kaum begreifen, wie ich seit Jahr und Tag wieder in diesen Geschmack gekommen bin. Wenn sie nicht ganz verwerflich sind, und es sich der Mühe verlohnt, daß Sie Ihre Feile ansetzen, so thun Sie es doch! Nicht sowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann; als vielmehr, damit

---

*) Lessing hielt dies Versprechen. Er brachte Ramlern jeden Akt, las ihm solchen selbst vor, und ließ ihn so lange in seinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorlesen konnte. Es war dabei ausgemacht worden, daß Ramler in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder Vorschlägen zur Verbesserung legen sollte. Lessing nahm diese auch freundschaftlich an, bis auf zwei oder drei, worin er seinen Willen haben wollte. N.

**) Dieses waren drei komische Erzählungen, nämlich die Brille, Nix Bodenstrom, und die Theilung. Die beiden ersten hat Ramler in seine Fabellese aufgenommen. N.

In dieser Ausgabe stehen sie alle drei im 18ten Bande.

mir meine Nachlässigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von selbst errathen kann, welchem Kunstrichter ich das übrige Zeug dieser Art zu reinigen und zu läutern geben muß. Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bei. Wie sehr freue ich mich, daß mein Wunsch in Ansehung des Verfassers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den feinen Geschmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt! *) Er, der allein von Flöhen singen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn?

Leben Sie wohl, liebster Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren

getreuesten

Lessing.

9.

Hamburg, d. 6. Novbr. 1768.

Liebster Freund,

Es war Ihr eigener Einfall, die Stücke meiner Dramaturgie für so viel Briefe an meine Freunde gelten zu lassen. Bei dem größten Theile derselben

---

*) Lessing meinte wahrscheinlich Sulzern. N.

waren Sie meinen Gedanken am meisten gegenwärtig: die meisten sind also an Sie gerichtet. Gleichwohl habe ich nur erst eine einzige Antwort darauf. — Hiernächst habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals vier und dreißig Briefe*) auf einmal an meine Freunde abgeben lassen, worunter gleichfalls verschiedene an Sie waren. Dennoch habe ich auch auf die weiter keine Antwort. Sie sehen, daß ich Ursache hätte, mich zu beschweren.

Sie sind krank gewesen, liebster Freund. — Aber wie kann man auch in Berlin gesund seyn? Alles, was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen, und ein Paar tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.

Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder sehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!

---

*) Lessing meint den ersten Theil seiner antiquarischen Briefe. N.

Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unser hiesiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der Dramaturgie nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: so werde ich aus der Erfahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum caeteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, so bald als möglich, Ihre übersetzten Oden des Horaz.*) Mein Bruder kann sie abschreiben. Ich verspreche Ihnen, ohne Ihr Vorwissen und Ihre Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich sie. Lassen Sie mir sie in der Ordnung abschreiben, in welcher die Schwierigkeit, das Metrum im Deutschen nachzuahmen, steigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Ansehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt *Girolamo del Buono* vor mir, der alle Oden des Horaz in die nämlichen Metra in seine Sprache übersetzt hat; aber nicht sehr glücklich.

Wie leben Sie sonst, liebster Freund? Was haben Sie Neues gemacht? Ich höre von einer Ode auf das Beilager des Prinzen Friedrich von

---

*) Ramler ließ sie sogleich drucken, und schickte seinem Freunde ein Exemplar. N.

Braunschweig.*) Warum habe ich sie nicht schon? Schreiben Sie mir bald, und versichern Sie mich, daß mir Ihre Freundschaft vorbehalten bleibt, ich mag mich auch befinden, wo ich will.

Ihr

ganz ergebenster

Lessing.

10.

Wolfenbüttel, d. 29. October 1770.

Mein lieber, bester Ramler,

Es ist schon so lange her, daß unser Briefwechsel ins Stecken gerathen, daß ich kaum mehr weiß, wer von uns dem andern den lezten Brief schuldig geblieben ist. Wer es nun auch seyn mag, dem verzeih' es Gott! Aber, nicht wahr, der andere hätte doch auch nicht so hart seyn, und seinem Freunde nicht mehr als Eine Zeche borgen wollen? —

Was hätte ich Ihnen nicht alles zu schreiben! — Doch daran muß ich ja nicht denken. Denn eben, daß ich Ihnen immer so viel zu schreiben gehabt, ist mit die Ursache, warum ich Ihnen gar nicht geschrieben. Der Teufel könnte leicht sein Spiel ha=

---

*) Ist die Ode an die Liebe, welche sich anfängt: „Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest." R.

ben, daß ich aus eben der Ursache auch diesen Brief nicht zu Stande brächte!

Also von dem Ersten, dem Besten: oder hier vielmehr von dem Besten, dem Ersten. Herr Moses hat mich versichert, daß wir bald einen zweiten Theil von Ihren Oden bekommen werden. Was sind Sie für ein braver Mann! Wie klein und verächtlich komme ich mir dagegen vor, den sein böser Geist mit Berengariis, und solchen Lumpercien, in das weite Feld lockt. Kaum daß ich mir mehr zutraue, etwas Besseres bearbeiten zu können, als solchen Bettel. Wenn ich mich weit versteige, so sammele ich zu unserm Wörterbuche.*) Sie müssen mir schon erlauben, daß ich es noch immer unser Wörterbuch nenne. Denn wenn ich wüßte, daß ich es nicht mit Ihrer Hülfe zu Stande bringen sollte: wahrlich, so ließe ich auch diese Arbeit liegen, und schriebe von nun an bis in Ewigkeit nichts als Katalogos.

Wenn ich wenigstens noch einen Monat auf Ihre Oden-warten müßte, bis sie ganz gedruckt wären: so schicken Sie mir, liebster Freund, nur eine oder zwei zum Geschmacke, und sagen Sie mir dabei, daß Sie es noch einmal wagen wollen, mich zu einem ordentlichen Briefschreiber zu machen. Gewiß, ich verspreche Ihnen — Aber, lieber nichts

*) Dem Wörterbuche, das bei der Ausgabe von Logau befindlich ist, die Ramler und Lessing gemeinschaftlich machten. R.

versprochen, und desto mehr gehalten. Leben Sie indeß recht wohl. Ganz der

Ihrige,

Lessing.

11.

Wolfenbüttel, d. 16. Decbr. 1770.

Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber diesen Dank nicht eher bekommen, daran ist Ihr Milchbruder schuld,*) der die Oden mit sammt dem Briefe länger als vierzehn Tage bei sich gehabt, und sie mir erst heute wieder geschickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geschickt habe, so will ich Ihnen auch nun seinen schicken: so erhalten Sie hübsch auf Einen Brief zwei Antworten, welches ich mir indeß gut zu schreiben bitte.

Die Ode an die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner anti-tyrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derselben aus dem Spartacus

---

*) So nannte Hr. Ramler Hrn. Hofrath Ebert, von dem sehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog von Braunschweig, gesagt hatten, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre. N.

einen Helden zu machen, der aus anderen Augen sieht, als der beste römische. Aber wann! wann!

Diesen Winter gewiß nicht. Denn diesen werde ich wohl so ziemlich gerade an dem andern Ufer des Flusses, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muscheln aufsuche, verschleudern und verschleudern müssen. Sie werden mich wohl verstehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden lassen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück, oder zum Unglück, von diesen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt sind, und mit welchen ich ungefähr die ersetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müssen.

Aber glaubten Sie wohl, wie sehr ich dabei auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernste, liebster Freund, was ich Sie nun bitten will, müssen Sie mir schlechterdings nicht abschlagen.

Mit heutiger Post schicke ich bereits die ersten vier Bogen von diesen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und sie sollen schlechterdings nicht eher in die Druckerei, als bis sie Ihre Censur passirt sind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig ist (ich sage, gar zu mittelmäßig, denn leider müssen es nicht allein Sinngedichte, sondern Bogen voll Sinngedichte werden); und wo eins durch eine geschwinde Verbesserung sich noch ein

wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Sie doch ja die Freundschaft, ihm diese Verbesserung zu geben. *) Ihnen kann so etwas nicht viel Mühe kosten; denn Sie haben noch alle poetische Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetische Farben sind. Deßgleichen wünsche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographischen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen sind.

Ich verlasse mich darauf, liebster Freund, daß Sie sich dieser Anforderung auf keine Weise entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beiträge zu dem zweiten Theile Ihrer gesammten Sinngedichte, die gewiß nicht schlecht sind, und sich zum Theil von Dichtern herschreiben, die jetzt völlig unbekannt sind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz ergebenster
Lessing.

---

*) Ist geschehen; und Lessing verließ sich so sehr auf seinen Freund, daß er sich die Handschrift nicht erst zurückschicken, sondern sie in Berlin bei Voß drucken ließ. N.

12.

Braunschweig, d. 21. April 1772.

Liebster Freund,

Wie sehr ich Ihnen für Ihren Beifall und Ihre freundschaftliche Bemühung, meiner Emilie*) eine gute Aufnahme zu verschaffen, verbunden zu seyn Ursache habe, das können Sie nur selbst am besten erachten. — Aber nun auch die bessere Art des Beifalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir sie versprochen, und ich erwarte sie so gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel, mich zu Mehrerm aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbessern eines dramatischen Stücks insbesondere fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht ist, und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll: so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem. — Also, bester Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll; so sehen Sie, worauf es dabei mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reizen, nicht die-

---

*) Lessing meint das damals in Berlin aufgeführte Trauerspiel Emilia Galotti. N.

ses Nämliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann nothwendig noch seine Mängel haben muß: so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorstellung bei Koch ausgefallen. Die hiesige bei Döbbelin habe ich noch nicht gesehen; aber man sagt durchgängig, daß Emilia unter allen seinen Stücken dasjenige ist, was er am besten spielt. — Überbringer wünschte sehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und diese sind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geschwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf so schwach, so dumm ist, daß ich nur noch kaum den Wunsch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt schließe ich noch mit dem Wunsche, daß Sie diesen Wunsch nicht auch zu thun Ursache haben mögen.

Dero

ganz ergebenster Freund,

Lessing.

13.

Berlin, d. 21. Juli 1773.

Mein liebster Ramler, daß Sie recht wohl leben, ist die Absicht Ihrer Reise, und das ist auch

das Einzige, warum man Ihre Abwesenheit so lange gern erträgt. Doch wenn Sie auch in Berlin wohl leben können; so kommen Sie bald zurück. Ihre Freunde und die Komödie erwarten Sie.*)

Ihr

Lessing.

14.

Wolfenbüttel, d. 12. Novbr. 1774.

Liebster Freund,

Haben Sie tausend Dank für Ihre schöne Blumenlese! Fast könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen lesen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu sammeln. Das ist Ihre Schuld! werden Sie sagen. Ich sollte nicht meinen. Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal ist es nun mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht seyn sollen! Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Aber Ihr Feuer ist noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile,

*) Dieser kurze Brief ist nur ein Anhang eines größern, den ein anderer Berlinischer Freund an Ramlern schrieb, welcher damals in Pommern auf dem Lande war. N.

welche zum dramatischen Dichter gehören, sind noch dazu die wenigsten und entbehrlichsten. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. Ein Meisterstück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unser Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie sehr wünschte ich, Sie einmal wieder zu sehen! Möchte es doch Ihr recht ernstlicher Vorsatz seyn, mich zu besuchen. Sie reisen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunschweig, wo Sie noch nicht gewesen sind, und wo Sie so viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde, allem Ansehn nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Scharteken vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder sehen. Bedenken Sie das, und bestärken Sie mich wenigstens in einer so süßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholischen Winter, der mir bevorsteht, zu ertragen hoffe!

Ganz der Ihrige,
Lessing.

15.

Braunschweig, d. 16. Jun. 1776.

Liebster Freund,

Ihr lieber Milchbruder hat es zwar schon auf sich genommen, den Überreicher dieses, Herrn Leisewitz, bei Ihnen aufzuführen, wie man in Wien

zu reden pflegt. Ich kann es aber doch nicht unterlassen, ihn gleichfalls mit ein Paar Worten zu begleiten: wenn es auch nur wäre, um das Vergnügen mit Ihnen zu theilen, welches Sie gewiß, so gut wie ich, über ein solches erstes Stück eines solchen jungen Mannes werden gehabt haben.*) Ich hoffe, daß er von Ihnen und unseren Freunden in Berlin ermuntert zurückkommen soll; und verspreche mir von dieser Ermunterung recht viel. Er ist zugleich ein großer Liebhaber von Gemälden, so daß Sie ihm sich äußerst verbinden werden, wenn Sie ihn mit zu Herrn Rode und Mad. Therbusch nehmen wollen, welchen ich mich zu empfehlen bitte. Ich hoffe, daß er Sie wohl finden soll, und daß es mit Ihrer Gesundheit jetzt recht gut geht. Fahren Sie nur so damit fort, wie ich mir Sie denke, und behalten Sie mich lieb. Ich bin

Ihr
ergebenster
Lessing.

16.

Wolfenbüttel, den 18. Decbr. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entschuldigung schuldig, warum ich in dem ersten

---

*) Das Trauerspiel Julius von Tarent. N.

versificirten Stücke, das ich mache, nicht unser verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine lautere Wahrheit ist, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal gelesen; und doch wollten mir die Anapästen niemals von selbst kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das ist bloß ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich in Ansehung des Wohlklanges von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müsse, in der Prose zu sehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn jetzt, zu meiner anderweitigen Absicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur so mit der Versification nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen. — Ihre grammatikalischen Zettel sollen Ihnen unverloren seyn: ich will sie für's erste nur noch bei mir behalten, um den Inhalt desto gewisser zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden sehr leicht für den Singu=

laris genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterschieden würde. — Ihre Lesart im 201. Verse: Wem schmeichelt Ihr ꝛc. ist eine wahre Verbesserung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich sende mit heutiger Post wieder einen ziemlichen Flatschen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den lesen, so thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. — Für den zweiten Theil der Blumenlese recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbesserungen meiner Dingerchen blindlings unterschreibe, das wissen Sie schon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Postpferd geärgert, welches noch immer den Hagedorn'schen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir schreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal: und wenn ich mit den Nathan sodann fertig bin — wer weiß?

Lessing.

17.

Wolfenbüttel, d. 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

Ich muß mich schämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des Wernike zurückschicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten, und habe es am Nach-

schlagen nicht fehlen lassen. Die Bibliothek hat von ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri Cimbria litterata will ich ausschreiben, sobald das Buch zurückkommt, wonach ich schon geschrieben habe.

Mein Bruder hat schon längst wieder neues Manuscript. Hat er es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich Sie um so viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich fast alles von Ihnen genutzt habe: einige Kleinigkeiten ausgenommen, über die wir uns mündlich leicht verstehen würden. — Ich sende auch heute wieder dem Bruder Manuscript, und mit dem, hoffentlich, sollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr absehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung zufrieden seyn werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist.

Leben Sie wohl.

Der Ihrige,
Lessing.

18.

Wolfenbüttel, d. 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Professor Eschenburg, der kürzlich in der poetischen Chrestomathie von Zachariä Verschiedenes aus der geharnischten Venus drucken lassen, haben jemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfassers

derselben ausfündig machen können.*) Eschenburg hat sogar deßwegen an Gleim und Schwabe geschrieben; aber auch die wissen ihn nicht. —

In meinem letzten Manuscript haben Sie nur ein Paar sechsfüßige Verse angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freilich müde seyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich, Israel: und wir sind fertig. Für die schöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal so ein Treibejagen anstellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen lassen; und Ihnen Subscribenten aus Marocco schaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Lessing.

19.

Lieber Ramler,

Wenn ich mich recht erinnere, so habe ich Ihnen schon einmal, während unserer Correspondenz über den Nathan,**) geschrieben, daß mir von Wer=

---

*) Hr. Eschenburg hat nachher entdeckt, daß Jacob Schwieger, aus Holstein, Verfasser der geharnischten Venus ist, und macht im J. 1792 dieses in Gräter's Bragur Bd. 2. S. 420 ff. bekannt. N.

**) Diese bestand darin: Lessing übersandte seinen Nathan, so wie er in der Verfertigung oder vielmehr im Abschreiben, weiter rückte, an seinen Freund; welches achtmal geschah. Jedesmal sandte Ramler ihm das

niken, außer dem, was im Jöcher und Moller steht, schlechterdings nichts bekannt sey, als die einzige Anekdote wegen seines Taufnamens, den die Schweizer nicht auszudrücken gewußt. Dieser kommt in Morhof's Gedichten vor, bei Gelegenheit der Dissertation, die Wernike unter Morhofen zu Kiel gehalten. Besagte Gedichte haben Sie ohne Zweifel selbst, und sie sind wenigstens keine Seltenheit, daß sie in Berlin nicht leicht aufzufinden seyn sollten. Daß aber die daselbst benannte Dissertation von der großen und kleinen Welt wirklich unserm Wernigk (wie er sich damals schrieb) zugehört, erhellt aus einer Stelle in seinen Anmerkungen zu den Überschriften, wo er selbst sagt, daß er unter Morhofen studirt habe.

Lessing.

Anhang.

Ich füge hier noch Lessing's prosaische Übersetzung der Ode des Horaz ad Barinen bei, die er einst seinem Freunde Ramler gab. N.

Ode 8. Lib. II.

Hätte dich je des verwirkten Meineids Strafe getroffen; würde nur einer deiner Zähne schwarz, nur einer deiner Nägel häßlicher: so wollt' ich dir glauben.

Manuscript zurück, und legte allemal ein Zettelchen hinein, nicht mit bloßer Kritik, sondern mit Vorschlägen zur Verbesserung. N.

Kaum aber hast du das treulose Haupt mit falschen Gelübden verstrickt: so blühst du weit schöner auf, und trittst stolz einher, aller Jünglinge sehnlichstes Augenmerk.

Dir steht es frei, der Mutter beigesetzte Asche, die stillen Gestirne der Nacht, und den ganzen Himmel, und alle unsterblichen Götter zu täuschen.

Venus selbst, wie gesagt, lacht darüber; die guten Nymphen lachen; es lacht der immer brennende Pfeile auf blutigem Wetzstein schleifende, strenge Kupido.

Noch mehr: nur dir reifet die Jugend alle, nur dir wachsen in ihr immer neue Sklaven auf; und noch können die Alten dich, ihre gewissenlose Gebieterin, nicht meiden, so oft sie es auch gedroht.

Dich fürchten die Mütter für ihre Söhne; dich fürchten die geizigen Alten; dich fürchten die armen nur erst verheiratheten Mädchen, um deren Männer es geschehen ist, wenn sie einmal deine Spur finden.

1. ad Berninen wird die Ode überschrieben. Diese Barine war ohne Zweifel eine Freigelassene, welche das Handwerk einer Buhlerin trieb. Tan. Faber hat diesen Namen in Carine verwandeln wollen, weil Barine weder griechisch noch lateinisch sey; und Dacier billigt diese Veränderung. Konnte aber eine Sklavin, welches Barine gewesen war, nicht leicht aus einem barbarischen Lande, von barbarischen Ältern entsprossen seyn?

Gotth. Ephr. Lessing's

Briefe

an

J. J. Eschenburg.

1772 — 1780.

Ich besitze außer den hier mitgetheilten Briefen einen wenigstens noch dreimal so großen Vorrath derselben. Ihr Inhalt aber ist theils für das Publikum durchaus nicht interessant, theils vertragen sie auch in anderer Rücksicht keine öffentliche Bekanntmachung. E.

1.

Den 25. April 1772.

Ich war am vorigen Sonntage des Morgens noch vor Ihrer Thür, um über einiges in Ihren Anmerkungen*) noch mit Ihnen zu conferiren. — Z. E. ich wünschte, daß Sie aus der Erklärung des Aristotelischen φιλανθρωπον das Wort pflichtmäßig wegließen. Sie scheinen es aus dem lege der Heinsius'schen Umschreibung genommen zu haben, wo es aber nicht absolute steht, sondern auf humanitatis geht, und so viel als vinculo humanitatis seyn soll. Das Pflichtmäßige wäre, meiner Meinung nach, gerade wider das φιλανθρωπον. Denn es wäre unstreitig unsere Pflicht, uns über das Unglück eines Bösewichts zu freuen; wenn Pflicht das heißt, was dem positiven Gesetze gemäß ist. Aber dieser Pflicht ungeachtet, können wir ihn nicht ganz ohne Mitleid lassen, weil dieser Bösewicht doch ein Mensch ist.

---

*) Die Rede ist hier von meinen Anmerkungen zur Übersetzung von Hurd's Commentar über die Horazischen Episteln an die Pisonen und an den August, die zu Leipzig im J. 1772 in zwei Bänden herauskam. Jene Anmerkungen hatte ich meinem sel. Freunde in der Handschrift zur Durchsicht mitgetheilt; und seine hier gemachte Erinnerung bezieht sich auf Th. I. S. 393. E.

Für ὁπλομαχια setzen Sie lieber μνηστηροφονια,*) worunter man dasjenige Stück in der Odyssee verstand, wo die Ermordung der Galane der Penelope beschrieben wird. — Das übrige waren Kleinigkeiten. — Aber nun, auf meine Anmerkungen über den Falco und Bentlei zu kommen;**) die werden wohl in die Krätze gehen. Denn es geht mir auch hier, wie es mir mit anderen Arbeiten geht, die ich vor langen Jahren im Sinn gehabt habe. Ich finde entweder das nicht mehr, was ich damals fand; oder, was ich finde, ist altioris indaginis. — — — —

2.

Den 4. Januar 1774.

Aus der neunten Novelle des Bandello soll nach der Lenox, Romeo und Julie genommen seyn. Aber Bandello hat drei Theile. Und haben Sie sich nicht etwa verschrieben? Wenigstens kann ich in unserm Bandello nichts finden. Sehen Sie doch noch einmal nach; weil ich Ihnen auf das Ungewisse

---

*) S. Th. I. S. 378.

**) Lessing hatte mir diese Anmerkungen mitzutheilen versprochen, um davon bei der gedachten Übersetzung des Hurd Gebrauch zu machen. Sie sollten einige Lesarten in der Horazischen Epistel an die Pisonen betreffen. E.

von einer vermuthlich noch ältern Quelle gern nichts sagen möchte. *)

Die Muthmaßung des Johnson, woher Shakspeare seinen Sturm könne genommen haben, ist so gut wie nichts, wenn er nicht näher angeben kann, wo und bei wem diese Novelle von Aurelio und Isabella zu finden seyn soll. Wenn er bloß aus dem Titel geschlossen, und dieses wohl gar der Titel der bekannten Historie des *Giovanni di Fiori* gewesen: so hat er sich geirrt. Diese kenne ich zu gut, und habe sie in mehr als Einer Sprache sonst gelesen.**)

Daß das Sujet des Kaufmanns von Venedig beim Giovanni Fiorentino vorkommt, und zwar in seinem sogenannten Pecorone, den ich Ihnen hierbei sende (Giorn. IV. Nov. I. p. 32.), ist nur die Hälfte meiner Entdeckung, in welcher mir der Engländer, der das Supplement zum Werke der Lenox geschrieben, immer mag zuvor gekommen

*) Dies war die ältere italienische Novelle, deren ich im Anhange zum eilften Bande des deutschen Shakspeare, S. 525 f., erwähnt habe. Bandello hat allerdings die Erzählung von Romeo und Julie gleichfalls, wie ich dort angeführt habe; und aus ihm Boisteau in seinen Histoires Tragiques. E.

**) Die späteren englischen Ausleger des Shakspeare haben selbst eingestanden, daß es mit dieser Vermuthung nicht seine Richtigkeit hatte; und man weiß die eigentliche Quelle des Tempest noch immer nicht nachzuweisen. E.

seyn. Die andere Hälfte ist die wichtigere, und betrifft die Quelle, aus welcher selbst Fiorentino geschöpft hat. Diese nämlich sind die ehedem sehr bekannten Gesta Romanorum moralisata, die zuverlässig im dreizehnten Jahrhunderte zusammengeschrieben worden, da Fiorentino erst im vierzehnten, gegen 1375, geschrieben.*) Selbst Boccaz hat diese Gesta gebraucht, die ich in meiner Geschichte der Äsopischen Fabel, die gegenwärtig in dem zweiten Theile meiner vermischten Schriften zu Berlin gedruckt wird,**) weitläuftig beschreibe. Weil die verschiedenen lateinischen Ausgaben kein Register haben, und in der Ordnung der erzählten Historien alle von einander abgehen; so kann ich in ihnen die Geschichte, wovon die Rede ist, nicht gleich finden, und muß Ihnen indeß nur eine alte deutsche Übersetzung

*) Man vergleiche hierüber meinen Anhang zu dem oben gedachten Schauspiele. Daß die Gesta Romanorum diese Erzählung haben, ist den späteren englischen Auslegern des Shakspeare nicht entgangen; und Warton hat dem dritten Bande seiner Geschichte der englischen Poesie eine eigene Abhandlung über jenes merkwürdige alte Buch vorangesetzt, und in *Glassii* Philologia Sacra den Pettus Berchorius als Sammler desselben entdeckt. E.

**) Leider ist die Handschrift dieser Geschichte, wie bekannt, verloren gegangen, und nur das Skelet derselben im 18ten Bde. dieser Ausgabe abgedruckt, worin S. 287. die Gesta Romanorum bloß dem Titel nach angeführt sind. E.

schicken, in welcher sie auf dem eingeschlagenen Blatte unter der beigeschriebenen Zahl 66 steht. —

Sie werden mir leicht glauben, daß mich das kleine Theater eher nach Braunschweig locken könnte, als das sogenannte große,*) wenn ich mir nicht den Vorwurf zu machen hätte, daß ich seit Kurzem schon zu viel Zeit in Braunschweig versplittert. Ich muß wieder einmal fleißig seyn, oder wenigstens thun, als ob ich es wäre. — — —

3.

Den 12. Mai 1774.

Sie erhalten hierbei eine ältere lateinische Ausgabe von den Gestis Romanorum; und zugleich eine alte französische Übersetzung. Wenn Sie aber auch in diesen die Geschichte nicht finden sollten, so werden Sie doch mit aller Zuversicht sagen dürfen, daß sie ganz gewiß in einer von den alten Ausgaben stehen müsse, da sie in der deutschen Übersetzung steht, und die Gesta Romanorum auch in England zu Shakspeare's Zeiten sehr bekannt gewesen. Denn ich weiß, daß noch andere zeitverwandte Dichter ihre Sujets daraus entlehnt haben.**)

*) Dies bezieht sich auf eine Einladung zur Vorstellung der Minna von Barnhelm auf einem kleinen gesellschaftlichen Theater. E.

**) In der angeführten Abhandlung von Warton findet man hiervon Beweise genug. E.

Wegen des Clown*) habe ich mich nur in dem Namen geirrt. Der Charakter ist auf unserm alten Theater sehr gewöhnlich gewesen, und ist es unter den gemeinen Komödianten im Reiche noch. Aber er heißt nicht Tölpel, sondern Rüpel. Beide Wörter bedeuten das Nämliche; und wenn Ihnen das letztere etwa weniger bekannt seyn sollte, so werden Sie es beim Spaten durch homo agrestis, stipes, erklärt finden; welches auch die eigentliche Bedeutung von Clown eben so gut, wie der deutsche Rüpel, ausdrückt, da sie bei aller ihrer Plumpheit zugleich possenhaft und schelmisch sind. Daß dieser Rüpel nicht auch in älteren gedruckten Komödien vorkommen sollte, ist kein Zweifel. Ich habe deren aber jetzt zu wenig bei der Hand, um nachzusehen.**) — — —

4.

Den 21. October 1774.

Ich bin eine Zeit her so krank, so verdrießlich, so beschäftigt gewesen, daß ich es ganz vergessen

---

*) Hierzu vergleiche man meinen deutschen Shakspeare, B. II. S. 16. Anm. E.

**) Ich gestehe jedoch, daß mir bis jetzt in alten deutschen Lustspielen, deren mir ziemlich viele durch die Hände gegangen sind, dieser Charakter unter dieser Benennung noch nicht vorgekommen ist. E.

habe, Ihnen zu antworten. Sie werden mir verzeihen.

Gestern habe ich Ihnen aber mit unserm Schmid die zwei verlangten Bücher geschickt, woraus Sie selber ziehen werden, was Ihnen gut dünkt. Mühe wird es Ihnen doch kosten, sich einen hinlänglichen und deutlichen Begriff (wenn Sie ihn nicht schon haben) daraus zu machen, was denn nun eigentlich der Graal gewesen, welcher in allen alten Romanen normännisch-englischer Erfindung, mehr oder weniger, vorkommt, indem sich die Thaten ihrer Helden fast immer auf Beschützung oder Eroberung des Graal beziehen. Was in den griechischen Heldengedichten Ilion ist, das ist in diesen der Graal. Von der Abstammung des Worts St. Graal habe ich meine eigene Meinung.*) Ich glaube nämlich, daß es so viel heißen solle, als Sanctus Cruor, und daß es also das Blut selbst, nicht das Gefäß bedeute, worin es Joseph von Arimathia aufbewahrte. Die Abenteuer nun mit diesem Gefäße, seine Überbringung besonders nach England, und seine dasigen ersten Schicksale, sind es, die den Inhalt des eigentlichen Romans vom Graal ausmachen, und in einem alten französischen Gedichte verfaßt sind, welches sich noch in den Bibliotheken findet, und wovon

*) Über dies Wort, und die davon benannten Ritterromane vergleiche man *Scherzii* Glossar. ex ed. *Oberlini*, T. I. p. 566. E.

der erste Theil des übersandten französischen Werks nur ein prosaischer Auszug ist. Der andere Theil desselben enthält die Geschichte des Lanzellot und Parzival, die sich zum Romane vom Graal verhält, wie Quintus Calaber zum Homer. Und so sind auch die deutschen Heldengedichte des Eschilbach nicht eigentlich Roman vom Graal; sondern nur von Helden, die es sich um den Graal auch einmal sauer werden lassen, außerdem aber noch tausend andere Abenteuer gehabt haben. — Wenn ich wüßte, was Warburton von dem Graal sagt, so könnte ich Ihnen näher anzeigen, was darin etwa falsch wäre.*) — Leben Sie recht wohl, und erlauben Sie, daß ich Ihnen noch hierbei den neuesten Theil meiner Beiträge überschicke.

5.

Den 26. October 1774.

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Götheschen Romans**) gemacht haben. Ich schicke ihn noch

---

*) Vergl. meine Übersetzung des Shakspeare, B. III. S. 400, wo ich schon den größten Theil dieses Briefes mitgetheilt habe. E.

**) Die damals eben herausgekommenen Leiden des jungen Werther. E.

einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht. Ja, wenn unseres J***s Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμᾷν παρα φυσιν antreibt,*) nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit

---

*) Eine solche Begeisterung aus Liebe, welche etwas Widernatürliches zu wagen, antreibt.

zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!
Das Ding über Götz von Berlichingen ist Wischiwaschi.*) Wenn Sie sonst etwas Neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

6.

Den 16. December 1774.

Hier haben Sie schon heute das Journal encyclopédique**) mit dem besten Danke zurück. Was die Herren von mir und meinem Stücke darin sagen, hat mich weder gefreuet noch geärgert. Aber wenn das Französische gedruckt werden sollte, will ich mir die Lust machen, es selbst zu übersetzen. Wie mir der Graf von M. gesagt hat, soll es auch schon gedruckt seyn, und der Hr. v. F. soll ein Exemplar davon haben. Wenn das ist, so haben Sie doch die Güte, mir durch Ihren Kanal ein eigenes Exemplar kommen zu lassen, es mag kosten, was es will. — —

---

*) Über Götz von Berlichingen; eine dramaturgische Abhandlung. Leipz. 1774. 8. (vom Hrn. Regierungsrath Schmid in Gießen.) E.

**) Es war darin ein Auszug der Amans généreux befindlich, einer sehr schwachen Nachahmung der Minna von Barnhelm, von Rochon de Chabannes. E.

7.

Den 10. März 1776.

Sie würden das Heldenbuch eher bekommen haben, wenn ich nicht gleich den Tag nach meiner Ankunft krank geworden wäre. Es fiel mir auf einmal so schwarz vor die Augen, daß ich noch spät an dem Abend zur Ader lassen mußte. Jetzt befinde ich mich wieder so ziemlich wohl. —

Darf ich so frei seyn, Ihnen wegen des Heldenbuchs noch eine kleine Erinnerung zu machen? — über dieses Buch habe ich vor zwanzig Jahren zu einem ganzen Folianten kompilirt, um die Meinungen des Goldast und Grabener zu bestreiten. Was dieser letztere in einer Folge von Programmen darüber geschrieben, das kennen Sie doch? Wo nicht, so rathe ich Ihnen, sich über das Historische dieses Buchs, oder vielmehr der vier verschiedenen Heldengedichte, die es enthält, gar nicht einzulassen, falls Sie etwa Nachricht davon ertheilen wollten; sondern sich bloß an die Sprache und das Poetische derselben zu halten.

8.

Den 29. März 1776.

Weil ich wohl schwerlich vor Ihrer Abreise nach Hamburg noch das Vergnügen haben dürfte, Sie zu sprechen, so übersende ich Ihnen hiermit das eine von den alten deutschen Gedichten, von welchen ich glaube, daß eine nähere Bekanntmachung angenehm und nützlich seyn dürfte. Es ist der Ritter Wigamur, dessen Alter Sie aber ja nicht aus dem Alter der Handschrift beurtheilen dürfen.*) Er ist sicher weit älter, als diese, weil der Tanhuser seiner schon gedenkt. Ich will Ihnen die Stelle in der Sammlung der Minnesinger ein andermal nachweisen.

Jetzt bitte ich Sie nur noch, mir von den rückständigen Büchern aus der Bibliothek die neue Ausgabe der Dramaturgie des Allacci zu übersenden, oder bei Zachariä zurückzulassen; auch ihr allenfalls noch ein Paar Theile von Johnson's Shakspeare beizufügen.

Empfehlen Sie mich allen in Hamburg, die sich meiner freundschaftlich erinnern. Vergnügen Sie sich recht wohl, und kommen Sie gesund wieder.

---

*) Nachricht und Auszug von diesem alten Gedichte gab ich im Deutschen Museum, B. VIII. S. 33 f.

9.

Den 27. November 1777.

Sie erzeigen mir eine wahre Wohlthat, daß Sie mich vor einer neuen Zerstreuung bewahren wollen. — Also trete ich Ihnen alles Recht auf die Fortsetzung der Zachariäschen Chrestomathie*) nicht allein gutwillig, sondern mit Dank ab, wenn man anders ein Recht abtreten kann, worauf man selbst kein Recht gehabt. Und damit Sie um so weniger an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zweifeln können, schicke ich Ihnen meinen Tscherning, sowohl den Frühling, als den Vortrab des Sommers, welcher letztere sehr rar ist. Das Exemplar des Frühlings hat Tscherning selbst gehabt. Dies ist aus dem Aufrichtig Treu auf dem Titelblatte, welches sein Symbolum war, und aus verschiedenen Stellen arabischer Dichter zu ersehen, die er an den Rand beigeschrieben; es sey nun, daß er sie bei seiner Abfassung in Gedanken gehabt, oder nachher nur etwas Ähnliches darin gefunden habe. Dieses sage ich Ihnen nur, weil ich nicht gern möchte, daß Sie mein Exemplar zerschnitten, um es in die Druckerei zu schicken. Sie wissen wohl, daß wir

*) Lessing war anfänglich Willens, die auserlesenen Stücke älterer deutschen Dichter des sel. Zachariä fortzusetzen. Die ziemlich kalte Aufnahme des Publikums erlaubte mir nur, dieser Sammlung noch einen dritten Band beizufügen. E.

Bücherwürmer aus so einem Exemplare etwas machen. Auch habe ich in demselben verschiedene Gedichte mit den ersten einzelnen Drucken verglichen, die mir in Schlesien in die Hand fielen. Ich muß mehrere dergleichen erste ungebrauchte Drucke haben; aber wo soll ich sie, in der Zerstreuung, worin sich gegenwärtig alle meine Sachen befinden, suchen? Indeß, glaube ich doch, werden Sie wohl thun, wenn Sie auch nur diese wenigen Proben, wie fleißig der Dichter seine Arbeit korrigirt hat, in Ihrem Auszuge mit beibringen, in welchen, was ich sonst gebracht zu sehen wünschte, ich Ihnen nicht zu sagen brauche.

Hat Hr. Gebler meinen Auftrag an unsern Schmid wegen des *Fabricii* Cod. Apocr. et Pseudep. N. T. bestellt? Wenn das, so habe ich ihn auch bald; denn Schmid, wenn er ihn auch nicht selbst hat, ubi, ubi erit, inventum mihi curabit.

10.

Den 3. Januar 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn!*)

---

*) Er starb bald nach seiner Geburt, noch an dem nämlichen Tage, wenn ich nicht irre. E.

Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage: — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen.

11.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen seyn, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich recht herzlich, wenn er das geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abschrift des Gözeschen Aufsatzes.*) Diese Materien sind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können. Schumann's Antwort**) ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen; welches ich nicht möchte.

12.

Den 10. Januar 1778.

Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können, zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unserer übrigen Freunde in Braunschweig, Beileids versichert halten darf.

---

*) In der sogenannten schwarzen Zeitung, oder den Ziegra'schen freiwilligen Beiträgen v. J. 1778. S. 55, that Göze den ersten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymischen, Ausfall auf Lessing. S. eine Parabel, u. s. w. Bd. VI. dieser Ausgabe S. 3 f. E.

**) Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — Lessing's Antworten darauf sind die Schriften: Über den Beweis des Geistes und der Kraft; und: das Testament Johannis, ein Gespräch. S. Bd. V. dieser Ausgabe S. 75 u. f. E.

13.

Den 14. Januar 1778.

Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben; wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudanum litterarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen. — Haben Sie, zum Behuf der letztern, doch die Güte, liebster Freund, und lassen Sie mir aus Ihrem großen Johnson den ganzen Artikel Evidence mit allen Beweisstellen abschreiben. Ich erinnere mich, einmal da etwas gelesen zu haben, dessen ich mich doch nicht recht erinnern kann. Lassen Sie es nur von der nämlichen Hand abschreiben, welche den Gözeschen Artikel abgeschrieben hat. — —

14.

Den 17. Juni 1779.

Ich danke Ihnen, mein lieber Eschenburg, für Ihre gütige Besorgniß. Bettlägerig und schlimm genug bin ich freilich einige Tage gewesen; und ich

glaubte schon, daß sich mein alter Gefährte, das hitzige Fieber, wieder zu mir finden würde. Aber doch hat er es noch wieder absagen lassen; und es war nur eine Botschaft von diesem Boten. Ich fühle mich von Tag zu Tag besser, und hoffe, künftige Woche gewiß nach Braunschweig zu kommen. Aber, daß Sie ja nicht glauben, daß ich mir hiermit Ihren Besuch auf morgen verbitte. Vielmehr bitte ich Sie darum recht sehr. Ich will Ihnen auch die kleine Entdeckung zeigen, und mitgeben, die ich über das alte Lehrgedicht gemacht habe. Ein ostensibles Briefchen darüber schreiben, möchte ich wohl so bald nicht können.

Ich lese in den Altonaer Zeitungen, daß unser Leisewitz die Lebensläufe in aufsteigender Linie geschrieben hat, wovon bereits der zweite Band heraus ist.*) Es ist doch unrecht, daß er uns gar nichts davon sagt. Setzen Sie ihm doch die Daumenschrauben auf; und wenn er gesteht, so bringen Sie mir das Buch mit.

---

*) Außer Leisewitz wurden noch andere damals lebende Gelehrte als Verfasser der Lebensläufe genannt. Jetzt ist der Name des Verfassers, Theodor Gottlieb von Hippel, kein Geheimniß mehr. Er starb im J. 1796 als Geheimer Kriegsrath und Stadtpräsident zu Königsberg in Preußen. Spätere Anmerk.

15.

Den 18. Januar 1780.

Ich wünsche Ihnen und Ihrer lieben Frau tausend Glück!*) Glück, so viel als Sie Freude haben! Aber sehen Sie, daß ich den Aphorismus des Hippokrates besser inne hatte? Gesunde Farbe der Schwangern bedeutet ein Mädchen, keinen Jungen. Und so ist es auch ganz natürlich. Denn das Mädchen greift die Mutter weniger an, nimmt sie weniger mit. Darnach gehen Sie hübsch heute übers Jahr; so werden Sie's besser treffen.

Auf das Werk des Woide**) will ich für die Bibliothek gern subscribiren: obgleich der Bibliothekar kein Wort davon verstehen wird.

Der Todtentanz von Macaber ist nicht in deutschen Versen, wie Warton glaubt;***) sondern

---

*) Zu der Geburt einer am ersten October des folgenden Jahres uns durch den Tod wieder entnommenen Tochter. E.

**) Dies war, wenn ich nicht irre, das von diesem würdigen Gelehrten herausgegebene ägyptisch-lateinische Lexikon. E.

***) In Warton's History of English Poetry, Vol. II. p. 64. fand ich damals folgende Stelle von den Todtentänzen und den bei diesen Gemälden befindlichen Versen: „These verses, founded on a sort of spiritual masquerade anciently celebrated in churches, were originally written by one *Macaber* in German rhymes." Hierüber befragte ich Lessing, und habe in der Folge weitere Auskunft darüber gefunden, zu deren Mittheilung aber hier der Ort nicht ist. E.

versibus alemannicis, das ist, in solchen barbarisch-lateinischen Versen, qui in morem ac modos rythmorum Germanicorum compositi sunt. — Aber so etwas sagt man auch dem Vater eines neugeborenen Kindes! — Leben Sie recht wohl.

Gotth. Ephr. Lessing's
Briefwechsel
mit
Friedrich Nicolai.

1756 — 1777.

1.

Lessing an Nicolai.

Embden, d. 28. Julius 1756.

Liebster Nicolai,

Dieser kleine Brief sey, was man im Sprichworte zu sagen pflegt, eine Wurst nach der Speckseite. Ich schreibe Ihnen nur in ein Paar Worten, daß meine Reise bisher sehr glücklich gewesen ist, und daß ich in Amsterdam, wo wir in acht Tagen seyn werden, gern einen langen langen Brief von Ihnen bekommen möchte. Herr Voß weiß meine Adresse. Ich ziehe nun eben den hintersten Fuß nach, um aus Deutschland zu treten. Schreiben Sie mir alles, wovon wir geplaudert haben würden, wenn wir noch jetzt sechs Häuser von einander wohnten. Von Holland aus will ich Ihnen auch dafür recht Vieles schreiben. Ich habe eine Menge unordentlicher Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel aufgesetzt, die Sie vielleicht zu der bewußten Abhandlung [1]) brauchen können, wenn Sie sie vorher noch ein wenig durchgedacht haben. Ich will sie Ihnen schicken; aber ich wünschte, daß ihnen auch Herr Moses seine Gedanken darüber sagen möchte. Sprechen Sie ihn oft? Wenn ich erfahre, daß zwei so liebe

Freunde, die ich in Berlin gelassen habe, auch unter sich Freunde sind, und zwar genaue Freunde: so werde ich erfahren, was ich zu Beider Bestem wünsche. Leben Sie wohl, liebster Nicolai; und lieben Sie mich ferner. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

1) Ich hatte damals die Bibliothek der schönen Wissenschaften angekündigt, und wollte gleich ins erste Stück eine Abhandlung über das Trauerspiel einrücken, weil ich im Sinne hatte, einen Preis auf das beste einzurückende Trauerspiel zu setzen. Lessing billigte das Letztere, und munterte mich sehr auf, die Abhandlung zu schreiben. Seine Beiträge, die er in diesem Briefe verspricht, habe ich nicht erhalten. (Man s. Lessing's Briefwechsel mit Moses Mendelssohn, Brief vom 13. Nov. 1756.) Daß sie mir sehr nützlich gewesen seyn würden, wenn ich über das bürgerliche Trauerspiel hätte schreiben wollen, wie ich am Ende der Abhandlung versprach, versteht sich. Ich habe schon längst eingesehen, daß meine Einsichten damals noch nicht hinlänglich waren, um diesen wichtigen Gegenstand würdig zu behandeln. Guten Willen hatte ich, das war Alles. Man muß aber auch bedenken, wie überhaupt damals der Zustand unserer Litteratur und besonders unseres Theaters war. Die Leipziger Kochische, und die Reste der Schönemannischen Bühne, weiter hatten wir damals noch nichts Leidliches. Die Bühne zu Wien war ganz elend, und in Berlin gar kein deutsches Schauspiel, als dieser Brief geschrieben ward. Erst während des siebenjährigen Krieges kam Schuch's Gesellschaft oft nach Berlin, und Ackermann's treffliche Gesellschaft auf eine sehr kurze Zeit. Ich

hatte meine Ideen nach den französischen Schauspielen gebildet, welche damals die Königl. Schauspieler in Berlin aufführten, unter denen für das Trauerspiel einige nicht zu verachtende Personen waren. Überdies hatte ich die Schauspiele der Alten gelesen; und des Aristoteles Poetik, dieses von so Wenigen recht verstandene Werk, suchte ich zu verstehen, so gut ich konnte. — Shakspeare kannte ich, hatte aber nur einen dunkeln Begriff von seinem eigentlichen Verdienste. Meine Abhandlung gerieth also, wie sie damals gerathen konnte, und ihr einziges Verdienst möchte seyn, nach der damaligen Lage, allenfalls einige Aufmerksamkeit auf die fast ganz verlassene deutsche Bühne erweckt zu haben. Sonderbar ist es mir jetzt noch, daß ich damals Shakspeare gegen Moses vertheidigen mußte. Er hatte ihn aber noch gar nicht im Originale gelesen, und ich wenig davon. Moses hatte damals überhaupt auf das Theater noch kein Auge geworfen, und kannte allenfalls nur etwas vom französischen Schauspiele. Ich erinnere mich, daß wir bei Gelegenheit des Shakspeareschen Julius Cäsar, vom Herrn v. Bork übersetzt, über dessen Eigenthümlichkeiten stritten, wobei ich den Advokaten des engländischen Dichters machte. Dieser Streit war ein Theil des Gedankenwechsels, der über zwanzig Jahre zwischen uns Beiden und Lessing Statt fand, und allen so nützlich war.

Bloß zur Berichtigung litterarischer Nachrichten, muß ich hier bemerken, daß der jüngere Hr. Lessing in Breslau, im Leben seines Bruders S. 200. 201, irrige Nachrichten von der Bibl. der schönen Wissenschaften giebt. Dies Werk war nicht eine gemeinschaftliche Unternehmung zwischen Lessing, Moses und mir, wie daselbst gesagt wird. Ich faßte allein den Entschluß, es zu schreiben. Dies, und meine Veranlassung dazu, erzählte ich schon in der Vorrede des

Anhangs zum III. und IV. Bande der Bibl. S. 7 f. und zeigte S. 10. in der Note, wem jede Recension gehört. Ich gab erst die Nachricht von der Herausgabe der Bibl. in Berlin bei Lange heraus. (Man sehe Lessing's Briefwechsel mit Moses, Brief vom — October 1756.) Damals war Lessing nicht in Berlin gegenwärtig, und ich mit Moses noch nicht genau genug bekannt. Der Berlinische Verleger besann sich anders, und wollte dies in seinem Verlage schon angekündigte Werk nicht übernehmen. Ich bat daher Lessing, der sich in Leipzig aufhielt, mir dort einen Verleger zu schaffen. Er beredete (nach mancher vergeblichen Bemühung) Hrn. Gottfried Dyk dazu. Als eine kleine Anekdote mag hier stehen, daß das Honorarium (von welchem, wie der jüngere Hr. Lessing meint, der Preis für die Trauerspiele wäre bezahlt worden) auf 25 Rthlr. für jedes Stück, oder ungefähr auf 1 Rthlr. 16 Gr. für den gedruckten Bogen festgesetzt ward. Aber ich war damit zufrieden, weil ich gar keinen Gewinn, sondern nur Beförderung eines bessern Geschmacks zum Endzweck hatte. Mit Moses war ich indeß näher bekannt geworden, und da er sich bisher nur der Philosophie widmete, brachte ich ihn den schönen Wissenschaften näher. (Man sehe Moses Brief an Lessing vom 2. Aug. 1756.) Er entschloß sich, Mitarbeiter zu werden. (Ebendas.) Lessing besorgte in Leipzig bloß die Korrekturen, und machte nur eine einzige Recension. Daß er (wie der jüngere Hr. Lessing sagt) die Urtheile seiner Freunde, wenn sie ihm nicht gefielen, kassirt habe, ist ein Irrthum. Wenigstens ist mir kein Beispiel erinnerlich; auch wäre dies gar nicht Lessing's Charakter gemäß gewesen. Moses verlangte zwar dieses einmal (Brief an Lessing vom 17. Febr. 1758.); aber es ist nicht geschehen. Eine Recension des Devil to pay von mir ließ Lessing nicht abdrucken, wie unten aus dem

13ten Briefe erhellt; aber nicht deßwegen, weil ihm das Urtheil nicht gefiel, sondern aus einer ganz andern Ursache. Eben dieser 13te Brief ist der deutlichste Beweis, daß Lessing die Urtheile abdrucken ließ, auch wenn sie ihm nicht gefielen. Die Preise auf beide Trauerspiele habe ich allein bezahlt, so wie ich sie allein ausgesetzt hatte. Als ich nach dem vierten Bande die Bibl. nicht mehr fortsetzen konnte, übernahm auf meine und Lessing's Bitte unser beiderseitiger Freund, Hr. Weiße, die Herausgabe.

2.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 31. August 1756.

Liebster Freund,

Da Sie verlangen, daß ich Ihr Schreiben nach Amsterdam beantworten soll, so wird dies hoffentlich so zu verstehen seyn, daß Sie drei Wochen nach dem 28. Julius noch in Amsterdam seyn wollen; das ist, wie Sie wissen, ungefähr die Frist, in der man an die Antwort auf einen Brief denken kann. Ich habe den Sommer im Garten, mit der Bibliothek, mit gelehrten Neuigkeiten nach Frankreich, [1]) mit Hrn. Moses, mit Musik, mit Faulheit, und wer weiß womit mehr, zugebracht. Gestern habe ich den Garten verlassen, und heute fällt mir ein, daß ich ein Buchhändler bin, und daß ein Buch=

händler seine Briefe beantworten muß; ich beantworte also — aber vorher muß ich mich ein wenig zanken.

Ich bin sehr übel mit Ihnen zufrieden, daß Sie es an Prof. Gellert gesagt haben, daß ich der Verfasser der Bibliothek bin.[2]) Es kann es sonst niemand verrathen haben, denn es weiß es sonst niemand. Hr. Prof. Gellert hat es vielleicht gemeint, recht gut zu machen, wenn er diese Neuigkeit, nebst der vorläufigen Nachricht von der Bibliothek, an den Grafen Brühl schickte; und dieser ist so galant gewesen, in einem Schreiben, das er aus Paris an mich abgelassen hat, mir deßwegen ein Kompliment zu machen. — Keine Satyre hätte mir so verdrießlich seyn können, als dies unerwartete Kompliment. Ich kann es Ihnen nicht vergeben, daß Sie mich verrathen haben; ich sehe mich dadurch manchen verdrießlichen Umständen ausgesetzt. Gesetzt, daß der Graf Brühl und Prof. Gellert verschwiegener wären, als Sie, warum ich sie sehr gebeten habe, so bin ich doch dadurch selbst in Absicht auf die Bibliothek vielfältig genirt. Ich wollte ganz frei schreiben können, und eben deßwegen gänzlich unbekannt seyn. Ich kann nichts mehr, als Sie bitten, mich nicht weiter zu verrathen. Dies ist einer der wesentlichsten Dienste, den Sie mir erzeigen können.

Herr Moses, der mir Ihre Abwesenheit etwas erträglicher macht, würdigt mich seiner Freundschaft.

Ich habe ihm die vergnügtesten Stunden des vergangenen Winters und Sommers zu danken, und bin, so oft wir auch zusammen gewesen sind, niemals von ihm gegangen, ohne entweder besser oder gelehrter zu werden. Er hat die Gefälligkeit für mich gehabt, ein Mitarbeiter an der Bibliothek seyn zu wollen: eine Gefälligkeit, von der ich immer mehr einsehe, wie nützlich sie mir und dem Publikum seyn wird. Ihre Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel erwarte ich mit Begierde. Ich wünschte nur, daß Sie meine Abhandlung über das Trauerspiel, die nun schon unter der Presse ist, vor dem Abdrucke hätten durchsehen können. Herr Moses (der aber gewiß zu nachsehend ist) hat zwar seinen Beifall darüber bezeigt; aber ich selbst bin damit nicht zufrieden. Ob ich gleich ein Vierteljahr damit zugebracht habe, so habe ich doch nicht Zeit gehabt, gewisse Gegenstände genug durchzudenken, und deßwegen die Lehre vom bürgerlichen Trauerspiele ganz weggelassen, weil sie mir wichtig genug schien, eine besondere Abhandlung zu verdienen. Nichts hätte mir dazu erwünschter kommen können, als Ihre Anmerkungen.

Ich will Ihnen indeß einen Begriff von meinen Sätzen machen.[3]) Erstlich müssen Sie wissen, daß, weil die Abhandlung hauptsächlich für die geschrieben ist, welche Trauerspiele zum Preise einsenden wollen, ich alle allgemeinen Sätze, worüber jedermann eins ist, vorausgesetzt habe; denn es war mir

zu ekelhaft, das hundertmal Wiederholte noch einmal zu wiederholen. Ich habe nur die Lehre vom Trauerspiel von einer neuen Seite betrachten wollen, und also gedacht, nichts in die Abhandlung zu bringen, als was gewissermaßen neu ist. Hauptsächlich habe ich den Satz zu widerlegen gesucht, den man dem Aristoteles so oft nachgesprochen hat, es sey der Zweck des Trauerspiels, die Leidenschaften zu reinigen, oder die Sitten zu bilden. Er ist, wo nicht falsch, doch wenigstens nicht allgemein, und schuld daran, daß viele deutsche Trauerspiele so schlecht sind. Ich setze also den Zweck des Trauerspiels in die Erregung der Leidenschaften, und sage: das beste Trauerspiel ist das, welches die Leidenschaften am heftigsten erregt, nicht das, welches geschickt ist, die Leidenschaften zu reinigen. Auf diesen Zweck suche ich alle Eigenschaften des Trauerspiels zu vereinigen. Das vornehmste Stück ist und bleibt die Handlung, weil dieselbe zu der Erregung der Leidenschaften am meisten beiträgt. Die wesentlichen Eigenschaften der Handlung sind die Größe, die Fortdauer, die Einfalt. Die tragische Größe einer Handlung besteht nicht darin, daß sie von großen oder vornehmen Personen vollbracht wird, sondern darin, daß sie geschickt ist, heftige Leidenschaften zu erregen. Die Fortdauer einer Handlung besteht darin, daß sie nie durch eine andere Handlung unterbrochen werde; und die Simplicität, daß sie nicht durch Incidenthandlungen so verwickelt werde, daß

es Mühe kostet, ihre Anlage einzusehen. Hat sie diese beiden letzteren Eigenschaften, so hat sie zugleich die Eigenschaft, welche die Kunstrichter schon längst unter dem Namen der Einheit anbefohlen haben. Die Einheit der Handlung ist durchaus nothwendig; ohne sie können wohl Theile, aber niemals das Ganze schön seyn. Die Einheiten der Zeit und des Orts dürfen nicht so streuge beobachtet werden, und es ist am besten, Zeit und Ort nicht allzu genau zu bestimmen.

Die Trauerspiele lassen sich nach den Leidenschaften, die sie erregen wollen, eintheilen: 1) in Trauerspiele, welche Schrecken und Mitleiden zu erregen suchen. Diese nenne ich rührende Trauerspiele, und hierher gehören alle bürgerlichen Trauerspiele, ferner alle die, in welchen bürgerliches Interesse herrscht, als Merope, Medea ꝛc. 2) Trauerspiele, welche durch Hülfe des Schreckens und Mitleidens Bewunderung erregen, nenne ich heroische; als Brutus, Cato. 3) Trauerspiele, worin die Erregung des Schreckens und Mitleidens mit der Bewunderung vergesellschaftet ist, sind vermischte Trauerspiele, als der Graf von Essex ꝛc. 4) Trauerspiele, welche ohne Hülfe des Schreckens und Mitleidens Bewunderung erregen sollen, sind nicht prakticabel, weil der Held im Unglücke die größte Bewunderung, aber auch zugleich Mitleiden erregt. Der Canut könnte ein mißrathenes Beispiel von dieser Gattung seyn. Aus den Eigenschaften der Handlung leite

ich die Art des Plans her. Die Exposition muß natürlich seyn. Die Fortsetzung der Handlung enthält die Mittel zu dem Zwecke oder der Auflösung. Sobald wir anfangen zu zweifeln, was die Mittel für Zwecke haben, so ist der Knoten geschürzt; sobald wir den Zweck zu vermuthen anfangen, fängt auch die Auflösung an; sobald der Zweck völlig gewiß ist, so ist auch die Auflösung vollkommen, die Glücksänderung mag seyn, wo sie will. Der Dichter überhaupt ahmt die Natur nach, aber nur insofern sie sinnlich ist, also ahmt der tragische Dichter die Natur nach, aber nur insofern sie Leidenschaften erregt. Wenn also der Dichter einen Gegenstand auf zweierlei Art vorstellen kann, wovon die eine natürlicher ist, die andere aber mehr Leidenschaften erregt, so hat die letzte den Vorzug. Z. E. die Vertrauten sind natürlich, aber kalt; also muß man caeteris paribus lieber einen Monolog machen, der zwar nicht so natürlich ist, aber leidenschaftlicher seyn kann. Das Tragische in den Charakteren liegt wieder darin, daß sie heftige Leidenschaften erregen, nicht, daß sie die Sitten bessern. Die tragischen Charaktere sind, ein tugendhafter Mann, welcher durch einen Fehler, den er begeht, unglücklich wird, und ein Bösewicht, der auch unglücklich wird, aber der durch ein falsches System von Sittenlehre uns gewissermaßen für sich einnimmt (ein Satz von Hrn. Moses). So ist Canut ein Beispiel eines guten Königs, aber kein tragischer Held, eben darum,

weil er keinen Fehler begeht. Ulfo hingegen, seiner Gottlosigkeit ungeachtet, nimmt uns durch sein falsches System von Ehre so ein, daß er uns auf gewisse Weise heroisch scheint; eben darum ist er tragisch. Der Fehler in einem Charakter ist nichts Böses, sondern eine Handlung oder Neigung, welche eben dadurch, daß sie für den Helden unglücklich ausschlägt, ein Fehler wird; so ist z. E. in des Sophokles Ödipus der Fehler des Ödipus nicht der Mord des Lajus, welcher außer der Handlung ist, sondern die Neugier, aus welcher die Auflösung fließt. Eben so hätte auch Schlegel Canut's Gütigkeit selbst zu dem Fehler machen können, wodurch sein Trauerspiel ein ganz anderes Ansehn bekommen haben würde. Nämlich die Gütigkeit Canut's, daß er dem Ulfo bei seiner Versöhnung ein Heer anzuführen giebt, müßte (wie schon die Anlage dazu da ist) die Folge haben, daß Ulfo den Canut ermordete, und Canut dem Ulfo auch noch im Sterben vergäbe 2c. Was den Ausdruck betrifft, so wird vorausgesetzt, daß der Dichter edel denke; aber er muß sich auch edel, sinnlich und schön ausdrücken. Die Fehler des Ausdrucks werden mit leichter Mühe an der Gottschedischen Übersetzung der Alzire gezeigt. Dies sind ungefähr meine Gedanken. Ich habe sie etwas verwirrt vorgetragen, so wie die Abhandlung selbst nicht allzu ordentlich ist.

Zum zweiten Stücke der Bibliothek habe ich eine kurze Geschichte der englischen Schaubühne bis auf

die Revolution unter Carl II. gemacht.[4]) Sie wissen, daß damals die engländische Schaubühne aus ihrem Grabe hervorstieg. Seit der Zeit, bis hierher, habe ich nicht genugsame Nachrichten zu einer zusammenhängenden Historie, sonderlich fehlt es mir an Nachrichten von den jetzt in England blühenden Schaubühnen. Wenn Sie nach England kommen, so werden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mich mit Materialien zu einer Fortsetzung meiner Geschichte versehen wollen. Wenn Sie sonderlich ein Buch finden, welches die Geschichte der Schaubühne nach Carl II. bis hierher beschreibt, so senden Sie es mir; ich werde gern alle Kosten erstatten.

Zu der Korrespondenz nach Frankreich habe ich mich endlich auf das sehr höfliche Schreiben des Herrn Grafen von Brühl entschließen müssen. Doch verlange ich nichts dafür, und will mich auch zu nichts Gewissem verpflichten. Herr Rabener und Schlegel sollen, wie mir Gellert schreibt, auch versprochen haben, zuweilen Nachrichten einzusenden. Ich habe den Franzosen vor der Hand nichts geschickt, als einen Catalogue raisonné von den jetzt in Deutschland bekannten Journalen rc.

Es ist nichts besonders Gutes neu herausgekommen; darüber könnte ich mich trösten. Aber es ist viel Mittelmäßiges herausgekommen, das man als etwas Besonderes anpreiset; und das ärgert mich. Naumann ist nach Hamburg gereist, aus Furcht (im Ernste), angeworben zu werden![5]) Weil jetzt

die Wissenschaften und seine Verdienste nicht belohnt werden, will er ein Kaufmann werden. Er hat Herrn Moses gebeten, ihn das Buchhalten zu lehren; und weil dieser nicht wollte, so will er es vermuthlich in Hamburg lernen.

Auf das erste Stück der Bibliothek kommt das Bildniß des Hrn. v. Kleist, mit dem Motto:

Qui ferox bello, tamen inter arma
Liberum et musas canit. *Horat.*

Ich werde Sie zu einem der folgenden Stücke gewiß stechen lassen, und sollte es auch zu Pferde [6]) seyn. Was wollen Sie für ein Motto haben? [7])

Ich erwarte Ihre Antwort mit Verlangen. Wissen Sie, daß wenn Sie eine Wurst nach einer Speckseite geworfen haben, ich meine Speckseite wenigstens nach einem gemästeten Schweine werfe.

Schuch soll in Breslau gestorben seyn. Ich wünsche, daß sein Nachfolger klüger, und besser fürs Theater seyn möge. Aber es wird wohl heißen:

And Dunce the second reigns like Dunce the first.

Fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin

stets der Ihrige,
Nicolai.

1) Gellert hatte mich, durch den Hrn. Grafen Moritz Brühl (nachherigen sächsischen Gesandten in England), dem Chevalier d'Arcq in Paris zum gelehrten Korrespondenten empfehlen lassen. Er war einer der Herausgeber des Journal étranger, für welches ich ihm, auf seine Bitte, eine Zeitlang gelehrte Neuigkeiten aus

Deutschland einsendete. Man sehe auch den Brief v. 2. März 1757.

2) Ich hatte Lessingen gebeten, meinen Namen zu verschweigen. Ich stand damals noch in der väterlichen Buchhandlung, hing von meinem ältesten Bruder ab, und hatte gute Ursachen, nicht bekannt werden zu lassen, daß ich mich mit gelehrten Arbeiten beschäftigte.

3) Ich muß diesen Auszug meiner Abhandlung hier wieder abdrucken lassen, weil sich Lessing's Antwort darauf bezieht.

4) Dieser mein Entwurf blieb ungedruckt. Lessing rückte ihn nachher in seine theatralische Bibliothek (Th. IV. S. 3.) ein, woraus er in Bd. XI. dieser Ausgabe wieder abgedruckt worden ist.

5) Man merke, daß dieser Schriftsteller nicht völlig fünf Fuß groß war. Siehe auch Moses Briefwechsel mit Lessing, Nr. 30.

6) Lessing pflegte, als er noch in Berlin war, auf einem sehr kleinen Pferde auszureiten. Einst ritt er in regnigtem Wetter, in einem sehr weiten Mantel aus, der ihn und sein Pferdchen verhüllte. Auf der Rückkehr übereilte ihn ein Platzregen. Er wollte demselben entgehen, und warf im schnellen Reiten unglücklicher Weise an der Ecke der Stralauerstraße in Berlin einer Höckerfrau ein Paar Körbe mit Obst um. Das Weib schrie nach: Halt! Halt! da läuft der große ungeschickte Kerl hin! Sie hatte in der Eil Lessingen und sein Pferdchen für Eins angesehen.

7) Hierauf bezieht sich eine Stelle in Lessing's Briefe an mich, Nr. 13. S. unten.

3.

Nicolai an Lessing.

(Nach Leipzig.)

Berlin, d. 3. Novbr. 1756.

Liebster Lessing,

Herr Moses hat Ihnen geschrieben,[1]) daß ich auch an Sie schreiben würde. Ich habe es mir vorgenommen, und von Tag zu Tag aufgeschoben; endlich setze ich mich Nachts um 12 Uhr wirklich hin, um es zu thun. Schon vor ungefähr vierzehn Tagen würde es geschehen seyn; aber ich erhielt eben Nachricht, daß Schuch Ihre Miß Sara spielte, und Brückner den Mellefont machte. Ich ging gleich fort in die Komödie; denn ich hatte schon zweimal, da Ihr Trauerspiel aufgeführt wurde, nicht hinein gehen wollen, weil der elende Mergner den Mellefont machte, ein Mensch, dessen Aktion mir unerträglich ist.

Ihr Trauerspiel ward im Allgemeinen ziemlich gut aufgeführt; nämlich, so wie die Truppe nun ist. Stenzel machte den Sir Sampson, Brückner den Mellefont, Hensel den Norton, Stephanie[2]) den Waitwell, die Mad. Hensel[3]) die Sara, die Mad. Friz Betty, die Jungfer Beck (erschrecken Sie nicht?), die Marwood, ihre Mutter die Hannah, Köhler den Wirth.

Ehe ich Ihnen genauer von der Aufführung

Nachricht gebe, muß ich Ihnen sagen, daß ich ungemein gerührt worden bin, daß ich bis an den Anfang des fünften Aufzugs öfter geweint habe, daß ich aber am Ende desselben, und bei der ganzen Scene mit der Sara, vor starker Rührung nicht habe weinen können; das ist mir noch bei keinem Trauerspiele begegnet, und streitet gewissermaßen wider mein eigenes System von der Rührung in den Trauerspielen. Meine Rührung und meine kritischen Anmerkungen, sowohl über Ihr Stück als über die Schauspieler, machten in meinem Kopfe ein wunderliches Gemisch unter einander. Es sind mir bei vielen Stellen Zweifel eingefallen. Sie betreffen zwar überall nur Kleinigkeiten; wenn ich sie aber noch auswendig wüßte, oder sonst aufgesetzt hätte, so möchte ich sie Ihnen doch wohl schreiben. Vielleicht geschieht es, wenn Sie mir Ihre Anmerkungen über das bürgerliche Trauerspiel zuschicken, und ich es vielleicht wage, meine Gedanken darüber zu entwerfen.

Ich habe an den meisten deutschen Schauspielern einen Fehler bemerkt, den man bei den französischen nicht so oft antrifft, nämlich, daß sie ihre Rolle nicht verstehen; daher, wenn sie etwas gut machen, gelingt es ihnen nur von ungefähr. Schuch's Leute haben alle diesen Fehler, bis auf Brücknern, der wenigstens nicht leicht eine Stelle, welche etwas sagen will, unbemerkt vorbei läßt, gesetzt auch, daß er den Nachdruck, welchen sie erfordert, nicht auf

die rechte Weise ausdrücken sollte. Die Mad. Hensel hat unter anderen auch diesen Fehler, der daher zu rühren scheint, daß sie gar keine oder sehr schlechte Anweisung muß gehabt haben. *) Sie hat aber sehr gute natürliche Anlagen. Zwar sagte sie viele Stellen in der Rolle der Sara, die sie nicht genug einsah, matt und zum Theil falsch, aber sehr viele auch ungemein gut, und verschiedene Stellen unverbesserlich, sonderlich die, wo sie die Marwood erkennt, und die letzte Scene. Diese letzte Scene muß der Aktrice, wegen der Situation selbst, und wegen der Länge, welche sie darin verharret, sehr schwer seyn; aber sie hat meine Erwartung übertroffen. Herr Brückner findet hier sehr viel Beifall, und ist auch allen Schuchischen Akteurs unendlich vorzuziehen; aber es scheint, als fehle ihm doch noch sehr viel. Er faßt nicht ganz den Charakter, den er vorstellt. Ich habe ihn sehen den Barnwell, den Godewin im Canut, und den Glorieux machen, und alle diese drei verschiedenen Charaktere hat er zwar gewissermaßen unterschieden gespielt, aber doch auf einerlei Art nüancirt; er kann also entweder seine Manier (malerisch gesprochen) nicht verleugnen, oder in den Charakter, den er spielen soll, nicht genug hinein gehen. Sie haben ihn spielen sehen, und werden mich also vielleicht besser verstehen, als ich mich ausdrücken kann. Ein gewisser emphatischer Ton der Sprache, den er affektirt, nebst dem Zusammenziehen der Wörter fast à la française, z. E.

Prinzessi nein Befehl, den ich verehren muß; und die beständige Verwechselung des D und T, Dot anstatt Tod, sind sehr widrig. Er hat ganz gute und edle Stellungen; aber er macht zu häufige Bewegungen mit den Armen und dem Kopfe, die mehrentheils nichts bedeuten und ganz leer sind, außerdem auch eine Menge kleiner Bewegungen, die dem wahren Ausdrucke widersprechen. Herr Moses (der ihn wegen seiner Trauer nicht hat können spielen sehen) meint, dies könnte vielleicht davon herkommen, daß Hr. Brückner noch nach der Schule schmecke. Herr Koch, sagt er, hat ihn vermuthlich die Aktion nach Regeln gelehrt, und ihm folglich alle Bewegungen bis aufs kleinste distinguirt und detaillirt. Diese Distinktionen kann Hr. Brückner noch nicht entbehren, sondern bedient sich derselben noch, so wie ein angehender Maler, den man gelehrt hat, um der Richtigkeit der Zeichnung willen, den Absatz des Schattens und des Lichts mit Strichen vorzuzeichnen, ohne Striche die gehörigen Absätze noch nicht zu treffen weiß.

Dieses ist das Urtheil unseres Moses, das mir richtig scheint, und worüber Sie mir Ihre Gedanken schreiben sollen.[5])

So wie Brückner durch viele kleine Bewegungen seine Aktionen sehr unterbricht und absondert, so verwirrt er sie wieder durch ein beständiges Bewegen der Hände und des Kopfes, daß man nicht allein die Bewegungen am rechten Orte nicht genug

unterscheiden kann, sondern auch oft die sonst guten Bewegungen nicht am rechten Orte, zu früh oder zu spät, kommen. Er scheint das Vorurtheil zu haben, daß man alle Gemüthstriebe durch Bewegungen ausdrücken müsse. Er weiß zwar auch sein Gesicht zu brauchen, aber nicht genug. Ich habe mich nirgends mehr darüber geärgert, als in der letzten Scene mit der Sara, die er fast durchaus falsch machte. Ich erwartete, ihn in dem hohen Grade der Verzweiflung zu sehen, welcher der Betäubung nahe kommt, und von außen der Gemüthsstille zu gleichen scheint. Aber er machte beständige heftige Bewegungen, welche anzeigen sollten, er wäre betrübt, und welche nur anzeigten, daß er nicht betrübt war. Wie plötzlich war der Übergang von einer so französischen Betrübniß, zu dem engländischen Entschlusse, den er den Augenblick darauf nahm! Es war ganz widersinnig. Mir schien es wenigstens sehr unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der sich noch den Augenblick vorher so viel Mühe gegeben hatte, wellenförmige Linien mit den Armen zu drehen, Miene machen sollte, sich einer Geliebten wegen, die schon todt ist, zu erstechen. — Ja, wenn sie noch gelebt hätte, und er hätte bloß Miene gemacht, so möchten beide Arten von Aktion zusammenhängend geschienen haben.

Ich habe diesen Schauspieler bloß deßwegen so sorgfältig betrachtet, weil er durch die vorzügliche Art, womit er seine Rollen ausführt, der einzige

unter Schuch's Leuten ist, der verdient, daß man auf ihn genauer Acht giebt. Wenn ihn nur Schuch's Gesellschaft nicht vollends verdirbt! — Bis jetzt hat er sich noch gehalten, und keine extemporirten Stücke mitgespielt. Schreiben Sie doch an ihn, und ermuntern Sie ihn zu fernerer Fortsetzung dieses lobenswürdigen Stolzes.

Herr Stenzel hat seinen Sir Sampson, sonderlich in der letzten Scene, ganz gut gemacht; solche Rollen sind recht für ihn.

Stephanie hat den Waitwell erträglich, aber gewiß nicht so gemacht, als ihn Schröder von der Ackermannischen Gesellschaft würde gemacht haben.[6])

Die Jungfer Beck hat die Ehre, daß ihr verschiedene Personen, die von der tragischen Aktion etwas verstehen wollen, das Lob geben, sie habe die Rolle der Marwood sehr gut gespielt. Ich weiß nicht, ob ich zu kritisch bin; aber mich dünkt, sie verdient wenig oder gar kein Lob. Es ist wahr, daß sie diese Rolle weniger schlecht, als andere gemacht hat, und es scheint, als wenn sie sich wirklich Mühe gegeben hätte, sie gut zu machen; aber man sah es auch, daß sie sich Mühe gab. Diese Person ist zur Schauspielerin nicht geboren, wenigstens nicht zu einer tragischen. Fürs erste verstand sie ihre Rolle fast immer nicht, sondern machte Vieles ganz falsch; der Ton ihrer Sprache half ihr gar nicht zum Ausdrucke, noch weniger ihr Gesicht.

Als sie an der Stelle, wo sie sich der Sara zu erkennen giebt, eine triumphirend boshafte Miene machen wollte, machte sie abscheuliche Grimassen. Außer dieser Stelle blieb ihr Gesicht bei den heftigsten Gemüthsbewegungen ruhig; aber um dieses zu ersetzen, hob sie alle Augenblicke ihre rechte geballte Faust mit eingekniffenen Daumen in halbzirkelförmiger Bewegung gegen das Gesicht dessen, mit dem sie redete, und schlug sich mit der linken bei jedem mir oder mich fleißig vor den Brustlatz. Ich weiß gar nicht, warum Schuch diese Rolle nicht die Mad. Brückner hat spielen lassen. Was würde die nicht aus dieser Rolle gemacht haben!

Da haben Sie eine kleine Beschreibung der Art, wie Ihr Trauerspiel ist aufgeführt worden. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit, und melden Sie mir Ihre Meinung von Herrn Brückner.

Ich hoffe, Sie werden nun meinen Brief über Amsterdam erhalten haben, worin ich wohl noch schwatzhafter gewesen bin. Ich hatte Ihnen darin einen langen und etwas verwickelten Auszug meiner Abhandlung vom Trauerspiele gemacht. Ich weiß nicht, ob Sie sich darin haben finden können; aber das weiß ich, daß, wenn ich hätte voraussehen können, daß der Abdruck sich so lange verzögern würde, so hätten Sie dieselbe ganz im Manuscripte lesen sollen. Dann wäre sie gewiß nicht so geblieben, wie sie jetzt ist; aber ich wäre ohne Zweifel

besser damit zufrieden, als ich es jetzt bin. Dies ist kein Kompliment. Ungeachtet ich ein Vierteljahr von Nebenstunden zugebracht habe, darauf zu denken, und ein Vierteljahr zu schreiben; so bin ich doch nicht ganz völlig mit den Sachen, noch weniger mit der Verbindung, worin sie vorgetragen sind, und am wenigsten mit der Schreibart zufrieden. Doch sie muß sich schon in die Welt wagen, wie sie ist. Wenn Sie die Abhandlung sehen, so machen Sie mir keine Komplimente, sondern sagen Sie mir Ihre Meinung, und das fein ausführlich; denn ich bin sehr entschlossen, dieser Materie weiter nachzudenken.

Sie werden sie aber noch so bald nicht zu sehen bekommen. Unser Verleger in Berlin ist ein Phlegmatikus, mit dem nichts anzufangen ist. Der Krieg liegt ihm im Kopfe; es fehlt an Papier; der Buchdrucker, bei dem das Manuscript schon seit einem halben Jahre ist, hat viel zu thun; kurz, es ist noch nicht angefangen, zu drucken. Ich habe deßwegen in der Messe eine kleine zweite Nachricht drucken lassen; aber Gott weiß, was er damit gemacht, und ob er sie auf der Messe ausgetheilt hat. Hier wenigstens hat sie noch kein Mensch gesehen. Ich schicke Ihnen aber ein Exemplar hierbei. Thun Sie mir doch die Liebe, und lassen Sie es in den Leipziger gelehrten Zeitungen bekannt machen. Wofern Sie Unkosten haben, will ich sie gern erstatten.

Leben Sie übrigens wohl, und schreiben Sie

mir bald einen Brief, der länger ist, als meine beiden zusammengenommen. Ich bin

der Ihrige,
Nicolai.

Nachschrift.

Unser Freund Moses lernt jetzt auf dem Klavier spielen;[7]) wollen Sie nun noch auf die Musik schimpfen?

Einlage an Hrn. Gellert besorgen Sie doch. Ich sende ihm darin einen Brief, den der Chevalier d'Arcq an ihn geschrieben hat, zurück. Ich habe mit der Korrespondenz nach Frankreich den Anfang gemacht.[8])

1) Dieser Brief von Moses steht nicht in dem gedruckten Briefwechsel, und ist also verloren.

2) Herr Stephanie der Jüngere, der in Wien gestorben ist.

3) Nachher als Mad. Seiler berühmt.

4) Wie sehr sich diese zweite Schauspielerin, nachdem sie Eckhoff sah, und unter Anleitung ihres zweiten Mannes, besserte, ist bekannt.

5) Lessing antwortete nicht; daher erinnerte ich ihn noch im folgenden Jahre daran. (S. den Brief vom 2. März 1757.)

6) Die Ackermannische Gesellschaft war vorher in Berlin. Sie spielte da nur etwa acht Tage, weil Schuch aus Neid mit Extrapost von Breslau ankam, um die Vorstellungen zu unterbrechen. Aber diese sechs oder acht Vorstellungen waren mir ungemein lehrreich. Beson=

ders erinnere ich mich noch lebhaft, wie meisterhaft Ackermann den engländischen Spieler, und Schröder (ich vermuthe, es war der Vater des jetzigen berühmten Schauspielers) den Jarvis in diesem Stücke machte.

7) Man sehe unten meine XI. Anmerkung zu Moses Mendelssohn's Briefwechsel mit Lessing.

8) Sie dauerte nicht lange; denn der Chevalier d'Arcq ging bald vom Journal étranger ab. Lessing's Antwort auf diesen Brief vom 3ten November ist in Lessing's Briefwechsel mit Moses Nr. 16. abgedruckt, und wird hier müssen nachgelesen werden.

4.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novbr. 1756.

Liebster Freund,

Voriges Mal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moses bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Gesegnet sey Ihr Entschluß, sich selbst zu leben![1]) Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Wenn Sie leben können, so ist es gleichviel, ob Sie von mäßigen, oder von großen Einkünften leben. Und endlich sind Plätze in der Welt, die sich besser für Sie schicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich

Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann.

Ich komme zur rückständigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks so weitläuftig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon sagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie sagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergossen; am Ende aber hätten Sie vor starker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet sey, und gewissermaßen mit Ihrem System von der Rührung streite. — Es mag einmal in diesem Komplimente, was noch in keinem Komplimente gewesen ist, jedes Wort wahr seyn — wissen Sie, was mein Gegenkompliment ist? Wer Geier heißt Ihnen ein falsches System haben! Oder vielmehr: wer Geier heißt Ihrem Verstande sich ein System nach seiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Diese hat, Ihnen unbewußt, das richtigste System, das man nur haben kann; denn sie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moses. Das Mitleiden giebt keine Thränen mehr, wenn die schmerzhaften Empfindungen

in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterscheide drei Grade des Mitleids, deren mittelster das weinende Mitleid ist, und die vielleicht mit den drei Worten zu unterscheiden wären: Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung ist, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenstandes deutlich denke, sondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; so rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit seinen guten Eigenschaften sowohl, als mit seinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunststück ist, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erst mit seinen guten Eigenschaften und hernach mit seinen Unfällen, oder erst mit diesen und hernach mit jenen bekannt, so wird zwar die Rührung stärker, aber zu Thränen kommt sie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach seinen Umständen, und er antwortet: ich bin seit drei Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; sie sind theils krank, theils noch zu klein, sich selbst zu versorgen; ich selbst bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgestanden. — Das ist sein Unglück! — Aber wer sind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von dessen Geschicklichkeit in diesen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichster Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Kreatur eines Mini=

sters, als ein ehrlicher Mann seyn wollte rc. Das sind seine Vollkommenheiten! Bei einer solchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beide Stücke verbinden; er muß sagen: ich bin vom Amte gesetzt, weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bei dem Minister verhaßt machte; ich hungere, und mit mir hungert eine kranke liebenswürdige Frau; und mit uns hungern sonst hoffnungsvolle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müssen. Doch ich will lieber hungern, als niederträchtig seyn; auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das ist, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen, als ihren Vater und Ehemann lasterhaft wissen rc. — (Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Sie müssen meinem Vortrage mit Ihrem eigenen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer solchen Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitschaft. Unglück und Verdienst sind hier im Gleichgewicht. Aber lassen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren, und zusehen, was nunmehr entsteht. Lassen Sie uns zuerst in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erst wieder erholt haben, so soll es schon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unserer Hände leben;

wir schämen uns keiner. Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig: Holz spalten, oder am Ruder des Staates sitzen. Es kommt seinem Gewissen nicht darauf an, wie viel er nützt, sondern wie viel er nützen wollte. — Nun hören meine Thränen auf; die Bewunderung erstickt sie. Und kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewunderung aus dem Mitleiden entsprungen. — Lassen Sie uns eben den Versuch mit der andern Wagschale anstellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerlei Wunder, einerlei übernatürliche Seltenheit ist, von der Barmherzigkeit der Menschen, oder unmittelbar aus der Hand Gottes gespeist zu werden. Er wird überall schimpflich abgewiesen; unterdessen nimmt sein Mangel zu, und mit ihm seine Verwirrung. Endlich geräth er in Wuth; er ermordet seine Frau, seine Kinder und sich. — Weinen Sie noch? — Hier erstickt der Schmerz die Thränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewunderung thut. Es ist —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. Ist Ihre Recension vom Devil to pay schon gedruckt? Ich habe eine sehr merkwürdige Entdeckung in Ansehung dieses Stücks gemacht; wovon in meinem nächsten.[2])

Leben Sie wohl, liebster Freund!

Lessing.

Nachschrift.

Was macht denn unser lieber Marpurg? Grüßen Sie ihn tausendmal von mir. Ich lasse mich wegen des berühmten Dichters in seinen Oden schöne bedanken.

1) Ich entsagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen bloß für die Wissenschaften zu leben.
2) Man sehe unten Lessing's Brief Nr. 13.; deßgleichen den Brief an Moses, v. 18. Aug. 1757. Er hat hernach doch vergessen, die neue Entdeckung mitzutheilen.

5.

Nicolai an Lessing.

(Man sehe auch Lessing's Briefwechsel mit Moses.)

Berlin, d. 27. Decbr. 1756.

Liebster Freund,

Ich habe die Briefe, die Sie an Herrn Moses, und Herr Moses die Briefe, die Sie an mich geschrieben haben, richtig erhalten. Denn so wollen Sie es doch, daß wir einander alles vorlesen, was Sie schreiben. Wir haben auch beide alles mit gleichem Fleiße und mit gleichem Vergnügen gelesen. Der einzige Unterschied ist nur, daß Herr Moses

fleißiger und weitläuftiger und philosophischer antwortet, als ich; aber dieser einzige Unterschied beruhet nicht bei mir. Mein ganzes Leben, seit ungefähr anderthalb Monaten, ist wie eine englische Komödie, voller Verwirrung ohne Plan, voll närrischer Scenen, über welche die Zuschauer lachen, und nur die spielenden Personen sich ärgern; ein Incidentpunkt folgt dem andern, und man kann keine Auflösung absehen. Und ich? — ich thue, was ein Dichter thut, der seine Komödie so unter einander verwirrt hat, daß er nicht weiß, wie er seinen Knoten auflösen soll; das ist, ich ärgere mich von ganzer Seele, stampfe mit dem Fuß auf den Boden, und schelte so viel ich kann, weil ich nichts Besseres zu thun weiß. — Deutsch mit Ihnen zu reden, lieber Lessing, so muß ich Ihnen sagen, daß die so lange verzögerte Erbtheilung mit meinen Brüdern nun endlich zu Stande kommen soll, daß ich aber dabei seit vier Wochen, wegen des Abschlusses der ganzen Handlung, so viel Arbeit, und hauptsächlich so viel Verdruß gehabt habe, daß ich ganz satt davon bin. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich habe ruhig genug seyn können, um Ihren Briefen nachzudenken. — Mich dünkt aber, so viel ich noch nachdenken konnte, daß wir beide Recht haben, weil wir, wenn ich nicht irre, in der Hauptsache eins sind. Sie fragen z. E. in Ihrem letzten Briefe an Hrn. Moses, wie ich den Satz des Aristoteles, daß der Held einen Mittelcharakter haben müsse,

mit meinem Systeme zusammen reimen wolle. Mich dünkt, recht gut; wenigstens habe ich diesen Satz in meiner Abhandlung ausdrücklich behauptet, und ihn mit noch mehr Gründen, als Aristoteles, bewiesen. Aber eben darum wünschte ich, daß Sie meine Abhandlung gelesen hätten; und hauptsächlich darum, weil ich ungemein gern wollte, daß Sie sie lesen sollten, ärgert es mich rechtschaffen, daß sie noch nicht abgedruckt ist. Es geht uns herzlich schlecht mit unserer Bibliothek. Ich habe zwar mit Herrn Lange darüber einen ordentlichen Kontrakt gemacht; aber er ist ein unentschlossener und furchtsamer Mann, der sich einbildet, weil jetzt der Krieg angegangen sey, so bekümmere sich kein Mensch um die schönen Wissenschaften. Ob er gleich das Manuscript zum ersten Stücke schon im Julius gehabt hat, so kann ich doch nicht erlangen, daß auch nur der Anfang zum Abdrucke gemacht würde; und ob er gleich sein Versprechen nicht ganz zurücknimmt, so hält er es doch auch nicht. Gott weiß, ob noch auf Ostern ein Theil herauskommen wird. Herr Moses räth mir, daß wir es ihm ganz wegnehmen, und einem andern Verleger geben sollen; aber ich wollte es nicht gern eher wegnehmen, als bis ich einen andern wüßte. Wissen Sie uns hierbei zu rathen? Hätte ich mir nicht das Vergnügen, daß der Preis vielleicht ein gutes Trauerspiel hervorbringen würde, so lebhaft vorgestellt, so bin ich durch des Verlegers bisheriges Verfahren so ver-

drießlich gemacht, daß ich das ganze Vorhaben liegen ließe, der Mühe ungeachtet, die Herr Moses und ich uns dabei schon gegeben haben: jetzt aber möchte ich doch, daß wenigstens der Preis ausgetheilt würde. Der Kontrakt mit Hrn. Lange besteht darin, daß er vierteljährlich ein Stück, ungefähr von 16 Bogen, und jährlich die Preisschriften drucken, und für den Bogen 2 Rthlr. geben soll. Wollen Sie z. E. mit Herrn Reich davon sprechen? Ich überlasse es Ihrem Gutbefinden. Sobald ich ein wenig Ruhe habe, werde ich auf alle Ihre Briefe weitläuftig antworten. Von Ihnen aber erwarte ich noch eine Antwort wegen Herrn Brückner. Lieben Sie ferner

Ihren

Nicolai.

6.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, d. 19. Febr. 1757.

Liebster Freund,

Sie werden auf mich böse seyn; denn Sie haben diesem Brief ohne Zweifel schon seit vierzehn Tagen begierig entgegen gesehen. Unpäßlichkeit und häufige Zerstreuungen haben an dieser Verzögerung Schuld gehabt, und nächstdem hatte ich mir vorgesetzt, nicht eher wieder an Sie zu schreiben, als bis

ich es zu Ihrer völligen Beruhigung wegen der Bibliothek [1]) werde thun können.

Wie es mir mit Lankischens gegangen ist, habe ich Ihnen bereits gemeldet. [2]) Herr Feuereisen [3]) hatte mir so viel Versprechungen wegen des Drucks gemacht, daß ich ihm ohne Bedenken das Manuscript anvertraute, zum guten Glücke aber Ihren Namen noch verschwieg, auf welchen Umstand Sie Staat machen können. [4]) Ich hoffte von einem Tage zum andern schon den ersten gedruckten Bogen zu sehen, als ich gegen alle Vermuthung die ganze Handschrift wieder zurück bekam. Der Punkt wegen seiner Verlagsbücher mochte ihn abgeschreckt haben; noch mehr aber mochte er sich vielleicht durch die nicht allzu gütige Art, mit welcher der Erweiterungen bereits in der Recension Ihrer Briefe [5]) gedacht wird, beleidigt gefunden haben. Ich wandte mich also an einen andern Verleger, und zwar an Herrn Dyk. Ich will hoffen, daß Sie nichts gegen ihn einzuwenden haben werden; wenigstens wollte ich wohl für ihn Bürge seyn, daß er es an ordentlichem Drucke nicht wird mangeln lassen.

Sie müssen mir, mein lieber Nicolai, mit der ersten zurückgehenden Post antworten. Aber werden Sie es übel nehmen, daß ich ein wenig eigenmächtig in dieser Sache verfahren bin? Unterdessen müssen Sie, bloß meinetwegen, nichts billigen; ja, es ist sogar noch Zeit, Herrn Dyk den Verlag zu nehmen, wenn Sie Ursache dazu haben sollten.

Sobald ich von Ihnen Antwort erhalte, soll mit dem Drucke angefangen werden. So wie nach und nach alsdann Ihre Abhandlung von der Tragödie abgedruckt wird, will ich Ihnen auch einige Anmerkungen darüber mittheilen; doch ohne den Werth Ihrer Abhandlung im geringsten dadurch heruntersetzen zu wollen. Ich habe Grillen. Sie wissen es schon.

Und hierbei sende ich Ihnen auch ein Trauerspiel, dessen Verfasser sich um Ihren Preis bewerben will.[6]) Er ist ein junger Herr von Brawe, den ich wegen vieler guten Eigenschaften ungemein hochschätze. Sie werden, hoffe ich, mit mir einig seyn, daß der erste Versuch eines Dichters von 19 Jahren unmöglich besser gerathen kann. Schreiben Sie mir Ihre Meinung davon; alsdann will ich Ihnen auch die meinige weitläuftiger eröffnen. Herr Moses muß es auch lesen und mir sein Urtheil melden. Warum schreibt er mir denn nicht?

Ich empfehle mich für jetzt, mein lieber Nicolai, Ihrer beiderseitigen Freundschaft, und hoffe nächstens mit Ihnen Beiden mehr zu schwatzen; schriftlich nämlich: denn so gewiß ich mir auch vorgenommen habe, vor meiner zweiten Abreise noch nach Berlin zu kommen, so ungewiß ist es, wann es wird geschehen können. Leben Sie wohl.

Ganz der Ihrige,
Lessing.

Nachschrift.

Wenn Herr Moses will, daß ich in unserer angefangenen Materie von der Tragödie zu schreiben fortfahren soll, so muß er mir alle meine Briefe erst zurücksenden.[7]) Und hierum ersuche ich auch Sie. Ich bin ganz aus der Verbindung gerathen, und muß wieder wissen, was ich geschrieben habe.

1) Nämlich, weil ich Lessingen gebeten hatte, mir einen Verleger zur Bibl. der schönen Wissenschaften zu suchen.

2) Dieser Brief ist verloren gegangen.

3) Hr. Feuereisen war damals der Faktor von Lankischens ehemaliger Buchhandlung in Leipzig.

4) Ich hatte nämlich gewünscht, daß mein Name nicht eher genannt würde, bis der Verlag angenommen wäre.

5) Nämlich meiner im Jahr 1755 gedruckten Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften. S. Bibl. der schönen Wissensch. 1. Bd. 1. St. S. 118. Feuereisen hatte die Bedingung machen wollen, es sollte nichts von seinem Verlage getadelt werden, welches natürlicher Weise nicht versprochen werden konnte. Die arme Bibliothek der schönen Wissenschaften ward so von zwei Verlegern abgewiesen, bis sich ein dritter, sie aufzunehmen, entschloß.

6) Es war der Freigeist, ein Stück vom Hrn. v. Brawe, Lessing's Freunde, der es einsendete, daß es mit um den Preis streiten sollte.

7) Das sind die Briefe, wozu meine Abhandlung über das Trauerspiel Gelegenheit gegeben hatte, und die in dem Briefwechsel mit Moses abgedruckt sind.

7.

Nicolai an Lessing.

Berlin, den 2. März 1757.

Liebster Freund,

Sie müssen nicht böse werden, daß ich Ihnen nicht mit erster Post geantwortet habe. Ich lebe, wie die Schweizer sagen, ein sehr unbelebtes Leben. Morgen ist meines Bruders Hochzeit. Dies könnte Ihnen alles gesagt seyn; aber ich könnte noch weit mehr sagen, wenn ich Ihnen alles melden wollte, was mich verhindert hat. Doch genug hiervon. Ich, nebst Hrn. Moses, bin Ihnen für Ihre gehabte Bemühung wegen der Bibliothek ungemein verbunden. Herr Dyk ist ein braver Mann.

Ich habe Hoffnung, aus Frankreich von dem Chevalier d'Arcq viele nützliche Neuigkeiten zur Bibliothek, und auch schon einen Weg im Vorschlag, aus England die neuesten, sonderlich theatralischen, Neuigkeiten zu erhalten.

Ich sehe den Aushängebogen von meiner Abhandlung vom Trauerspiele mit großem Verlangen entgegen, weil ich Ihre Anmerkungen dabei finden werde. Sie müssen sie ganz frei von der Leber wegsagen. Seyn Sie versichert, daß, ob ich mich gleich von dem Hauptsatze noch überzeugt halte, ich dennoch mit der Abhandlung selbst nichts weniger als zufrieden bin. Ihre Anmerkungen über das bürger=

liche Trauerspiel müssen Sie mir auch nicht vorenthalten. Auch wegen Herrn Brückner's Aktion erwarte ich noch eine Antwort.

Ich habe noch nicht Zeit gehabt, den Freigeist mit Muße zu lesen. Herr Moses hat ihn gelesen, wie man ihn lesen soll, und Sie können denken, ob er uns gefallen hat, da wir zuweilen auf den Argwohn gekommen sind, daß der junge Herr mit Ihrem Kalbe gepflügt habe. Hier bekommen Sie auch noch das Trauerspiel Codrus, welches zum Preise eingelaufen ist. Sie werden sehen, daß es viel Schönes, aber auch viel Schlechtes enthält. Die hinten angehängte Kritik taugt gar nichts. Ich vermuthe aus einigen Anzeigen, daß der Herr Baron v. Cronegk in Anspach der Verfasser sey. Sie müssen es lesen, uns Ihr Urtheil pünktlich schreiben, und es wiedersenden.

Sobald ich ein wenig Zeit habe, will ich Ihre Briefe aufsuchen, und Herr Moses wird ein Gleiches thun.

Sie müssen nach Berlin kommen, ehe Sie wieder verreisen, es sey auch auf was für Art es sey. Wenn es nicht anders ist, so machen Sie es wie Rabelais: geben Sie sich für einen Staatsgefangenen aus, und lassen Sie sich unter einer Eskorte nach Berlin bringen. Ich bin

ganz der Ihrige,
Fr. Nicolai.

Unter diesen Brief hatte Moses ein Postscript geschrieben, das unter dem 2. März 1758. in seinem Briefwechsel mit Lessing gedruckt ist, also hier wegbleibt.

8.

Nicolai an Lessing.

Berlin, den 23. März 1757.

Liebster Freund,

Alle Posttage habe ich einem Briefe mit Verlangen entgegen gesehen; ich hoffte, Ihre Anmerkungen über meine Abhandlung, Ihr Urtheil von unserm Codrus, und den Kontrakt von der Bibliothek zu erhalten; aber Sie haben mich noch immer warten lassen. Wenn Sie mir nun in Ihrem nächsten Briefe alles schreiben, was ich erwarte, so haben wir auf einmal eine desto reichere Ernte.

Ich ergreife inzwischen die Gelegenheit, Ihnen eine wichtige Entdeckung zu melden, welche man hier gemacht hat, nämlich, daß Sie der Verfasser des Schreibens an einen Buchdruckergesellen über die hiesigen Staatsschriften sind. Herr Moses sowohl, als ich, haben dieser Entdeckung sehr applaudirt; wir fanden nämlich, daß Discurse aus dem Staatsrechte, Anmerkungen über die Muskeln des Farnesischen Hercules, und sonderlich die Anführung zweier

Verse aus Voltaire Ihnen so ähnlich sähen, daß wir nicht umhin konnten, die Scharfsichtigkeit deßjenigen zu bewundern, der Ihre Schreib- und Denkart so vortrefflich zu unterscheiden weiß. —

Der Herr von Kleist ist Major geworden; ich weiß aber noch nicht recht, bei welchem Regiment. Es wird also auch die Unterschrift unter dem Kupfer geändert werden müssen. Hier haben Sie auch ein Hochzeitgedicht auf meines Bruders Hochzeit, das invito Apolline gemacht ist. Herr Moses hat demselben die Ehre angethan, es in alcäische Verse zu übersetzen, ist aber so nachlässig gewesen, seine Übersetzung zu verlieren; sonst hätte ich lieber die Übersetzung, als das Original geschickt. Leben Sie wohl, liebster Lessing, und schreiben Sie mir bald und viel. Ich bin

Ihr

Nicolai.

9.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, d. 29. März 1757.

Liebster Freund,

Mein ewiges Stillschweigen, wie es Herr Moses nennt, — von drei Wochen, war durchaus nöthig, um meiner alten Weise wieder einmal Ge-

rechtigkeit widerfahren zu lassen. Das ist meine ganze Entschuldigung; und vielleicht sagt sie noch weniger, als sie zu sagen scheint.

Mit der Bibliothek hat alles seine Richtigkeit, nur daß es bis jetzt noch ein wenig langsam damit geht. Hier ist unterdessen der erste Bogen. Das Portrait des Herrn von Kleist wird bei Bernigeroth gestochen. Aber wissen Sie denn noch nicht in Berlin, daß das Original schon länger als acht Tage bei uns in Leipzig ist? Er ist als Major zu dem hier liegenden Hausenschen Infanterie-Regimente versetzt worden. Jetzt ist der gute Mann krank, und muß schon seit drei Tagen das Bette hüten; welches mich um so viel mehr bewegt, ihn täglich zu besuchen. Seine Bescheidenheit scheint nicht so recht damit zufrieden zu seyn, daß er in Kupfer gestochen werden soll. Ein Mann, sagte er zu mir, der mit genauer Noth fünf Bogen geschrieben hat. — Wenn es auf die Bogen ankommt, habe ich ihm geantwortet, so verdient es freilich Schönaich weit eher.

Auch das wissen Sie vielleicht noch nicht, daß Herr Ewald [1]) hier durch gegangen ist; und zwar auf gutes Glück nach England. Er hat in Dresden jemanden gefunden, der ihn frei mit dahin nimmt, und er hofft, daß es ihm nicht fehlen werde, einen jungen reichen Engländer in London zu finden, mit welchem er auf Reisen gehen könne. Ich für mein Theil glaube, daß viel Unbedachtsamkeit bei diesem Unternehmen ist. Aber muß man nicht oft unbe-

dachtsam handeln, wenn man das Glück anreizen will, etwas für uns zu thun?

Bei Herrn Ewald hatte ich bereits Ihr kleines Gedicht auf die Verbindung Ihres Herrn Bruders (welchem ich hiermit mein vielfältiges Kompliment und meinen herzlichen Glückwunsch abstatte) gelesen, und mit vielem Vergnügen gelesen. Wenn Sie mehr solche Gedichte machen sollten, so würde man Sie den poetischen Achselträger nennen müssen.

Ihre Nachricht von der in Berlin gemachten sinnreichen Entdeckung, daß ich der Verfasser des Schreibens an einen Buchdruckergesellen sey, hat mich nichts weniger als belustigt. Vor einigen Wochen gab man mir hier Schuld, daß ich das Schreiben eines Großvaters ꝛc. gemacht habe; und da dieses Schreiben wider das sächsische Interesse ist, so bin ich dadurch bei dem patriotischen Theile meiner Landsleute eben nicht in den besten Ruf gekommen. Da man mich nun auch in Berlin für fähig halten kann, etwas wider das preußische Interesse zu schreiben, so muß ich gegen mich selbst auf den Verdacht gerathen, daß ich entweder einer der unparteiischten Menschen von der Welt, oder ein grausamer Sophist bin.

Ich werde für jetzt hier schließen, und mit Ihrer Erlaubniß auf dem andern Blatte noch ein wenig mit unserm Moses reden. Ich bin

ganz der Ihrige,

Lessing.

1) Ewald, der Verfasser der Sinngedichte. Durch ihn lernte ich Kleisten kennen. Ewald war ein sehr guter Kopf, aber ziemlich unbeständig. Er sprach immer von England. Er hatte nirgends Ruhe; in der Folge ging er nach Dresden, Darmstadt, Genf, und endlich nach Italien. Endlich starb er in sehr traurigen Umständen vermuthlich in Algier oder Tunis.

Mein liebster Moses, [1])

Ich bin mit Ihrem Betragen gar nicht zufrieden. Wenn ich ein schlechter Bezahler bin, müssen Sie deßwegen ein unbarmherziger Eintreiber seyn? Eben da ich an einem ordentlichen Buche an Sie arbeite (denn mit einem Briefe sind Sie leider nicht zufrieden), machen Sie mir Vorwürfe der Trägheit, die Sie doch lieber durch Ihr eigenes fleißigeres Schreiben beschämen, als, ohne selbst zu schreiben, verdammen sollten. Denn Sie werden doch wohl nicht verlangen, daß ich Ihre Versicherung: Sie hätten mir tausenderlei Sachen zu schreiben, wollten mir aber von allen eher nichts melden, als bis ich wieder geschrieben hätte; für ein förmliches Schreiben halten soll?

Das ordentliche Buch an Sie wird die Folgen enthalten, die ich aus meinem letzt gedachten Grundsatze ziehen zu dürfen glaube. Ich wundere mich, daß Sie mir wenigstens die Folgen nicht zugeben wollen, die wider ihre Lehre von der Illusion dar=

aus fließen. Denn, wenn aus diesem bloßen Grundsatze das Vergnügen an nachgeahmten Unvollkommenheiten zu erklären ist, so sehe ich nicht, warum man das Vergnügen der Illusion erst zu Hülfe rufen müsse.

Weil Sie mahnen, so will ich nun auch mahnen. Wo bleibt Ihre fernere Beurtheilung des Trauerspiels, der Freigeist? Sie werden antworten: eben da, wo mein Urtheil über den Codrus bleibe. Das wird künftige Woche kommen.

Von wem habe ich denn die Widerlegung meiner paradoxen Gedanken vom Mitleiden zu erwarten? Von Ihnen, oder von Hrn. Nicolai? Und warum heißen es denn paradoxe Gedanken, da es Sie schon, wenn ich nicht irre, einmal, sie wahre Gedanken zu nennen, beliebt hat?

Sie schreiben zwar, daß Sie mir meine Briefe, in welchen ich etwas von dem Trauerspiele geschrieben, wieder schickten; aber ich habe keine bekommen. Auch Herr Nicolai hat mir noch keine zurückgeschickt. Ich wiederhole also meine Bitte.

Leben Sie unterdessen wohl, und hören Sie nicht auf zu lieben

Ihren beständigen Freund,
Lessing.

1) Dies ist die Antwort auf Moses-Schreiben vom 23. März, Nr. 25.

10.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, d. 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Posttag mit beiliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen jetzt zwei für Einen. Auch bekommen Sie zwei Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden seyn.

Ich will auch jetzt anfangen, mein Versprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerspiele mittheilen. Ich werde alles schreiben, was mir in die Gedanken kommt, gesetzt auch, daß vieles falsch, und alles sehr trocken wäre.

Zu S. 18,

wo Sie die Aristotelische Erklärung des Trauerspiels anführen.

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht sagen, warum sowohl Dacier als Curtius, Schrecken und Furcht für gleichbedeutende Worte nehmen? Warum sie das Aristotelische φόβος, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andere übersetzen? Es sind doch wohl zwei verschiedene Dinge, Furcht und

Schrecken? Und wie, wenn sich das ganze Schrecken, wovon man nach den falsch verstandenen Aristotelischen Begriffen bisher so viel geschwatzt, auf weiter nichts, als auf diese schwankende Übersetzung gründete? Lesen Sie, bitte ich, das zweite und achte Hauptstück des zweiten Buchs der Aristotelischen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen beiläufig sagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieses zweite Buch und die ganze Aristotelische Sittenlehre an den Nicomachus nicht gelesen hat, die Dichtkunst dieses Weltweisen verstehen könne. Aristoteles erklärt das Wort φόβος, welches Herr Curtius am öftersten Schrecken, Dacier aber bald terreur, bald crainte übersetzt, durch die Unlust über ein bevorstehendes Übel, und sagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an Anderen sehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns selbst bevorstehe, Furcht erwecken müsse. Dem zufolge kann also die Furcht, nach der Meinung des Aristoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerspiels seyn, sondern sie muß weiter nichts als eine reflektirte Idee seyn. Aristoteles würde bloß gesagt haben: das Trauerspiel soll unsere Leidenschaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie diese Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieserwegen setzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieses Mittel hielt. Jenes hat seine

Richtigkeit; dieses aber ist falsch. Das Mitleiden reinigt unsere Leidenschaften, aber nicht vermittelst der Furcht, auf welchen Einfall den Aristoteles sein falscher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie sich mit Herrn Moses weiter unterreden; denn in diesem Punkte, so viel ich weiß, sind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunst des Aristoteles, überall wo Sie Schrecken finden, diese Erklärung der Furcht in Gedanken (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken), und sagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Aristoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos so schlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht so recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unsern Moses weitläuftiger schreiben. Wenn das, was du Bos sagt, kein leeres Gewäsche seyn soll, so muß es ein wenig philosophischer ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung, und den nachgeahmten Leidenschaften, wie Sie sie nennen wollen, sagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal versparen. Ich sage jetzt nur so viel: Ist die Nachahmung nur dann erst zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man sie für die Sache selbst zu nehmen verleitet wird; so kann z. E. von

den nachgeahmten Leidenschaften nichts wahr seyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenschaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, ist eigentlich das Vergnügen über die Geschicklichkeit des Künstlers, welches nicht anders, als aus angestellten Vergleichungen, entstehen kann; es ist daher weit später, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in so fern ich sie für die Sache selbst nehme, entsteht, und kann keinen Einfluß in dieses haben. Doch, wie gesagt, davon ein andermal. Ich hätte fast Lust, auch dieses Wenige wieder auszustreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerspiels in die nähere Bekanntschaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Trost, gesetzt hat. Stobäus hat uns eine sehr schöne Stelle von dem Komödienschreiber Timokles aufbehalten, aus welcher ich die letzten Verse, nach der lateinischen Übersetzung, hersetzen will.

Primum Tragoedi quanta commoda adferant,
Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Majore pressum si videbit Telephum
Mendicitate, levius suam feret
Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Furiosum is Alcmaeona proponit sibi:

Captus quis oculis? aspicit caecum Oedipum,
Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Claudus aliquisne est? is Philoctetem aspicit.
Miser aliquis senex? tuetur Oeneum etc.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und also habe ich Ihnen auch diese sehr unbedeutende mittheilen müssen.

Zu S. 25.

Daß die Verbesserung der Leidenschaften nicht ohne Sitten und Charaktere geschehen könne, das sagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne: das geben Sie selber zu. Kann sie aber Mitleiden erregen, so kann sie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht ist die Entschließung des Zuschauers, sich vor den Ausschweifungen derjenigen Leidenschaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück gestürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden, wenn Leidenschaften einen Helden ins Unglück stürzen, so müsse dieser Held auch einen Charakter haben. Aber das ist, mit Ihrer Erlaubniß, falsch; die Leidenschaften sind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen; denn sonst müßten alle Menschen ihren Charakter haben, weil alle Menschen ihre Leidenschaften haben.

Zu S. 26.

Sie sagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Ödipus, in dem Trauerspiele dieses Namens von Sophokles, der einzige sey. Auch Caron hat einen Charakter, und zwar einen sehr edeln. Den Fehler des Ödipus suche ich auch nicht in seiner Heftigkeit und Neugierde, sondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für diesesmal. Der Herr Major von Kleist läßt sich Ihnen bestens empfehlen; er wird Ihnen antworten, sobald er sich besser befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen seines Portraits schwieriger, und läßt Sie inständig ersuchen, ihm mit dieser Ehre, die ihn bei seinen Nebenoffizieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bei Verhinderung dieser Sache sehr viel auf Sie ankomme; von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringste Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit ehestem, wie ich mich hierbei verhalten soll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildnisse verschaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundschaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,

Lessing.

Nachschrift.

Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moses bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird also so gut seyn, und sich bis künftige Woche noch gedulden. Dieser Brief aber sey zugleich mit an ihn geschrieben. Denn wer sonst, als er, wird zwischen uns Beiden Schiedsrichter seyn können?

11.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, d: 17. April 1757.

Liebster Freund,

Dem Herrn Major von Kleist [1]) habe ich Ihren Brief übergeben; er wird nächstens antworten. Wie es noch mit seinem Bildnisse [2]) werden wird, weiß ich nicht; er besteht auf seiner Weigerung. Mein Buch [3]) an unsern lieben Moses ist noch nicht fertig; und er darf sich nicht wundern, wenn ich wenigstens eben so viel Zeit zu einem Buche brauche, als er zu einem Briefe. Dazu kann ich mein Buch eher nicht zu Stande bringen, als bis ich alle meine Briefe an Sie beide (worin etwas von unserer streitigen Materie steht) wieder bekommen habe, und diese habe ich noch nicht wieder bekommen.

Ostern vor einem Jahre, wollte mich Herr Moses hier in Leipzig besuchen. Wie, wenn er mir jetzige Messe diese unverhoffte Freude machte? Wie, wenn Sie mitkämen, mein lieber Nicolai? denn Ihre Handlungsverrichtungen werden doch wohl nunmehr aufgehört haben. Mündlich würden wir von unserer Materie, dem Trauerspiele, in einer Stunde mehr ausmachen, als durch Briefe in einem Jahre geschehen wird.

Leben Sie wohl, ich muß für diesesmal schließen. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

1) Erst in Leipzig fing sich Lessing's genauere Bekanntschaft mit Kleist an, und ging bald in die vertrauteste Freundschaft über. Früher hatten sie sich vielleicht in Berlin oder Potsdam zufällig einmal gesehen, aber weiter nicht.

2) Ich wollte nämlich vor das erste Stück der Bibliothek Kleist's Bildniß setzen, das schon gestochen war; Kleist aber verbat es aus Bescheidenheit. Es ward nach seinem Tode vor den VIten Band gesetzt. Man sehe auch Moses Brief an Lessing, vom 29. März 1757.

3) So nennt Lessing seine mir versprochenen Anmerkungen über das bürgerliche Trauerspiel. Man s. die Nachschrift des Briefes Nr. 10.

12.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 14. Mai 1757.

Liebster Freund,

Alle Posttage haben wir, das heißt Herr Moses und ich, auf Aushängebogen von der Bibliothek, und auf lange Briefe von Ihnen gewartet; alle Tage haben wir nichts erhalten. Ich muß endlich das Stillschweigen brechen; und da wir bisher in Ihrer Schuld gewesen sind, so wollen wir uns nun auf einmal losmachen, damit wir nun von Ihnen wieder etwas hoffen können. Geben Sie Acht, was Sie alles bekommen. I. hat Herr Moses eine Art von Kapitulation aufgesetzt, um die Punkte zu bestimmen, über die wir in unserm Streite einig oder nicht einig sind.[1]) II. habe ich Ihre Anmerkungen über meine Abhandlung beantwortet, und erwarte nun, daß Sie Ihre Anmerkungen fortsetzen sollen. III. schicke ich Ihnen Ihre Briefe, die Sie zu unserm Streite brauchen können, wieder. IV. sende ich Ihnen einige Gedanken von Herrn Moses über die Künste, die Nachahmung und das Naive, welche ungemein viel Neues enthalten, und Stoff zu einer Abhandlung in der Bibliothek abgeben sollen.[2]) Nun sehen Sie nur zu, daß Sie uns auf dies alles eine baldige lange Antwort schicken.

Ich umarme Sie, liebster Freund, und bin

der Ihrige,

Nicolai.

1) Sie ist abgedruckt in Lessing's Briefwechsel mit Moses nach Nr. 26.

2) Diese Abhandlung ist bekanntlich in der Bibl., und nachher in meines Freundes philos. Schriften gedruckt worden.

Anmerkungen, welche ich Lessing auf seinen Brief vom 2. April 1757. (Nr. 10.) schickte.

Zu S. 110.

Ich weiß nicht, warum die Übersetzer des Aristoteles das Wort φόβος so unbestimmt übersetzt haben; auch kann ich nicht bestimmen, wie es eigentlich müsse übersetzt werden. Wollen Sie dieses von mir wissen, so müssen Sie künftigen Winter anfragen, wenn ich mich mit Moses wieder ins Griechische hineinwerfen werde.

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich bei meiner Abhandlung die alten und neuen Kunstrichter nicht sonderlich zu Rathe gezogen habe. Ich suchte aus meinen Empfindungen gewisse allgemeine Maximen zu abstrahiren, und aus diesen eine Art von System zu machen; so ist meine Abhandlung entstanden. Es kann also wohl seyn, daß ich den Aristoteles nicht verstanden habe. Sie sagen, um seine Dichtkunst zu verstehen, müsse man seine Redekunst und seine Sittenlehre an den Nicomachus gelesen haben. Wissen Sie was? Ich habe seitdem

angefangen, sie nebst dem Original in einer verwünscht dunkeln lateinischen, und in einer sehr deutlichen französischen Übersetzung zu lesen, und ich finde wieder, daß, um des Aristoteles Redekunst und Sittenlehre an den Nicomachus zu verstehen, noch mehr nöthig ist, als seine Dichtkunst gelesen zu haben: zu verstehen nämlich so, wie Sie sie verstehen; — denn sonst verstehe ich sie auch wohl ein wenig; aber wenn ich über die Gegenstände mehr nachdenke, so stoße ich an.

Herr Moses hat Ihnen in den beikommenden Kapitulationspunkten, wie ich glaube, bewiesen, daß die Lehre des Aristoteles von Furcht und Mitleiden falsch ist. Gesetzt aber auch, sie wäre wahr, was würde sie Ihnen wider mich helfen? Sie würde allemal nicht mehr beweisen, als was ich selbst zugegeben habe: daß das Trauerspiel, mit Hrn. Moses Worten zu reden, unsere sittliche Empfindlichkeit vermehren könne; oder, mit Ihren eigenen Worten (in einem vorigen Briefe), unsere Fähigkeit, Mitleiden zu fühlen, erweitern könne. Sie werden finden, daß ich S. 29. dieses selbst behauptet habe. Noch mehr, ich gebe zu, daß die Vermehrung der sittlichen Empfindlichkeit ein Schritt zu der Reinigung der Leidenschaften seyn könne. Aber ist denn dieser Schritt der ganze Weg? Unstreitig nicht; und wenn auch bloß durch das Vermehren der sittlichen Empfindlichkeit, die Leidenschaften gereinigt werden könnten — wie folgt denn daraus,

daß die Reinigung die Absicht des Trauerspiels seyn soll? Wäre sie die Absicht, so ließe der Dichter sich entschuldigen, wenn er die Absicht auch durch andere Mittel zu erreichen suchte; und Sie wissen, daß es Mittel zur Reinigung der Leidenschaften giebt, die ganz und gar nicht tragisch sind. Gleichwohl ist es gewiß, daß, wenn der Dichter seine Absicht erlangen kann, so sind die Mittel caeteris paribus gleichgültig. Weil nun viel unschickliche Folgen entstehen, wenn man die Reinigung zur Absicht des Trauerspiels machen will, so habe ich sie ganz aus der Erklärung weggelassen, und mich an das gehalten, worauf der Dichter zunächst zu sehen hat, nämlich auf die Erregung.

Zu S. 112.

Ich habe, mit Ihrer Erlaubniß, die Gedanken des du Bos nicht schlechterdings angenommen; ich sage vielmehr: sein Satz könne mit gehöriger Einschränkung der Grund alles Vergnügens seyn, das wir aus den schönen Wissenschaften schöpfen; nur sey du Bos mit den Folgen, die er daraus gezogen, zu freigebig gewesen. Aber ich habe den Satz auch nicht näher bestimmt; denn dazu war der Ort nicht. Es ist wahr, ich habe mich so wenig philosophisch genau ausgedrückt, als du Bos; aber der Unterschied ist: du Bos schloß falsch, und ich denke immer noch, ich habe richtig geschlossen. Inzwischen hat nun Herr Moses für mich bestimmt geredet. Sehen Sie nur:

Herr Moses.

Das Vermögen, zu den Vollkommenheiten eine Zuneigung zu haben, und Unvollkommenheiten zu fliehen, ist eine Realität. Daher führt die Ausübung dieses Vermögens ein Vergnügen mit sich, das aber in der Natur comparative kleiner ist, als das Mißvergnügen, das aus der Betrachtung des Gegenstandes entspringt.

Ich.

Selbst alsdann noch, wenn uns die Heftigkeit der Leidenschaften unangenehme Empfindungen verursacht, hat die Bewegung (was ist diese Bewegung anders, als das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben 2c.?), die sie mit sich führt, noch Annehmlichkeiten für uns. — Es ist die Stärke der Bewegung, die wir lieben, auch der schmerzlichen Empfindungen ungeachtet, die wider das Angenehme der Leidenschaft streiten, und in Kurzem obsiegen. Der Schluß ist gleichfalls einerlei.

Herr Moses.

In der Nachahmung hingegen, da der unvollkommene Gegenstand abwesend ist, muß die Lust die Oberhand gewinnen, und den geringen Grad der Unlust verdunkeln.

Ich.

Eine Leidenschaft also, welche diese Folgen nicht hinterläßt, muß gänzlich angenehm seyn. Von dieser

Art sind die Nachahmungen der Leidenschaften, welche das Trauerspiel hervorbringt ꝛc.

Noch eins. Ich habe nicht allzu genau gesagt: der Schmerz, den das Trauerspiel erregt, sey scheinbar. Ich will zugeben, daß er nicht scheinbar, sondern wirklich sey; aber er verschwindet, sobald wir empfinden, daß der bemitleidete Gegenstand nur eine Nachahmung ist, und wird um so viel mehr gelindert, da wir das Vergnügen über die Geschicklichkeit des Künstlers empfinden. Doch hindert diese Enttäuschung die Rührung nicht; denn nur die oberen Kräfte sind überzeugt, und die Rührung beschäftigt die unteren Kräfte. Nun ist es gewiß, daß, wenn die sittliche Empfindlichkeit zur wirklichen Beförderung der Tugend angewendet werden soll, die oberen Kräfte, insbesondere die Urtheilskraft, mitwirken muß. Weil aber die oberen Kräfte von der Existenz des vorgestellten Gegenstandes nicht überzeugt sind; so können sie den Ausschlag nicht geben. Die Herrschaft bleibt den unteren Kräften allein, und daraus entstehen Früchte der sittlichen Empfindlichkeit, das heißt schöne Gedanken, welche aber, weil die oberen Kräfte nicht den Ausschlag geben, wenigstens durch das Trauerspiel nicht zur Ausübung kommen. S. 23.

Zu S. 113.

Auch für Ihre Anmerkung aus dem Stobäus bin ich Ihnen verbunden. Es ist immer ein Trost

für einen, der den Aristoteles nicht recht versteht, daß ihn sogar die alten Komödienschreiber auch schon nicht recht verstanden haben.

Zu S. 114.

Ich sage freilich ohne Beweis, daß die Verbesserung der Sitten ohne Charaktere nicht geschehen könne; aber durch meine Art, von den Charakteren zu handeln, wird dieser Satz genug erläutert. Ich sage S. 49: es können sich in einer Person so verschiedene Denkungsarten vereinigen, daß sie auf eine so besondere Weise handelt, als ein Anderer ihres Gleichen, in gleichen Umständen, nicht würde gehandelt haben; und dann hat diese Person einen Charakter. Ist nun ein Trauerspiel ohne Charakter, so fließt die Verwickelung aus den Umständen, in welchen sich die handelnden Personen befinden, und ist nicht in ihrer Gemüthsbeschaffenheit gegründet; haben aber die vornehmsten handelnden Personen Charaktere, so müssen die Handlungen aus denselben fließen. — Nun schließe ich so: begegnet dem Helden ein Unglück, woran er gar nicht schuld ist, und das gar nicht aus seiner Gemüthsbeschaffenheit fließt (z. E. Hekuba, welche alle ihre Kinder verliert); so kann mich solches zwar sehr rühren, aber es kann mir dadurch gar nicht in die Gedanken kommen, eine Leidenschaft zu verbessern. Wenn aber das Unglück aus der Gemüthsbeschaffenheit des Helden, aus einem Fehler in seinem

Charakter entsteht (ich habe gezeigt, daß dieser Fehler kein Laster seyn darf); so könnte ich mir wohl beifallen lassen, den Fehler zu vermeiden, um dem Unglücke zu entgehen. Ob es wirklich zur Vermeidung des Fehlers kommt, ist eine andere Frage; genug, es folgt hieraus: daß die Verbesserung der Sitten ohne Charaktere nicht geschehen kann, weil die Handlungen, welche nicht aus der Gemüthsbeschaffenheit des Helden fließen, uns zu keiner Verabscheuung bewegen können. Ihr Beweis des Gegentheils beweist mit Ihrer Erlaubniß nichts mehr, als daß Handlungen, welche, ohne aus dem Charakter des Helden zu fließen, ihn ins Unglück bringen, uns empfindlich machen können. Sie schließen falsch: können diese Handlungen Mitleiden erregen, so können sie auch Furcht erregen; weil Aristoteles eben so falsch schließt. Daß aber Aristoteles falsch schließe, hat Herr Moses auf seinem Foliobogen bewiesen. Können Sie auch wohl im Ernste glauben, daß, weil Hekuba Mitleid erweckt, die Zuschauer fürchten können, ihre Stadt verbrannt zu sehen, in die Sklaverei geführt zu werden und ihre Kinder zu verlieren? Ich behaupte noch: nicht wenn der Held Leidenschaften hat, sondern wenn er eine Leidenschaft hat, die ihn ins Unglück, oder, noch genauer zu reden, wenn er in seiner Leidenschaft einen Fehler begeht, der ihn ins Unglück stürzt, so muß er einen Charakter haben. Denn dieser Fehler ist eben die besondere Falte seines Herzens, welche

ihn von Anderen unterscheidet, und seinen Charakter ausmacht.

Zu S. 115.

Sie erklären das Wort Charakter anders, als ich; denn nach meiner Erklärung können Sie dem Creon keinen geben. Was thut er wohl anders, als was einer seines Gleichen in gleichen Umständen auch thun würde? Welcher Prinz wird nicht seine Unschuld zu vertheidigen suchen, wenn er fälschlich angeklagt wird? Ich habe mit Moses lange nachgedacht, was wohl der Fehler des Ödipus seyn möchte, wenn es die Heftigkeit und Neugier nicht ist? Endlich sind wir eins geworden, daß der Fehler sehr klein seyn müsse, zu dem der Scharfsinn eines Lessing erfordert wird, um ihn zu entdecken.

13.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, den —
Am Sonntage, da ich nicht
in die Kirche ging.

Liebster Freund,

Sie schreiben mir nicht; Herr Moses schreibt mir nicht; soll ich denn immer allein schreiben? Ich habe Herrn Moses vor einer Woche Fabeln geschickt, die er seit der Zeit längst hätte lesen, und mir mit einem non probo zurückschicken können.

Der Brief von Gellert an Sie liegt schon länger als acht Tage auf meiner Stube. Er hatte mir kurz vorher gesagt, daß er Ihnen Verschiedenes wegen der Bibliothek schreiben wolle; die Neugierde trieb mich also — nachdem ich Sie in Gedanken um Erlaubniß gebeten, — seinen Brief zu erbrechen. Ich hätte ihn immer können unerbrochen lassen.

Weil er Ihnen nun nichts von der Bibliothek geschrieben hat, so will ich es thun. Wollen Sie nicht böse werden, mein lieber Nicolai, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit Ihrer Recension vom Messias nicht zufrieden bin? Ich will es stückweise anmerken, was ich daran auszusetzen habe.

I. Wissen Sie denn nicht, daß in der neuen Kopenhagener Ausgabe in 4to [1]) auch vor den ersten fünf Gesängen eine Abhandlung steht, welche die geistliche Epopöe betrifft; und daß diese ersten fünf Gesänge in dieser Ausgabe so viele Veränderungen erlitten, daß ich gewünscht hätte, die vornehmsten derselben von Ihnen angeführt und beurtheilt zu sehen?

II. In der Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaße haben Sie das Vornehmste und Wichtigste übersehen: das nämlich, was Klopstock von den poetischen Perioden sagt. Seine prosaische Schreibart übrigens hat mir allezeit sehr wohl gefallen; sie ist männlich, nicht gemein, und entfernt sich unendlich von dem pedantischen Tone, den so viele unter

uns annehmen, wenn sie von grammatikalischen Dingen reden müssen.

III. Sie sagen an einem Orte, es sey eine Tradition, daß die Orakel bei dem Tode Jesu verstummt wären. So ist die Tradition nicht; sehen Sie nur nach: es soll bei der Geburt Christi geschehen seyn.

IV. Was Sie von einigen kleinen Fehlern im Plane sagen, ist sehr gut. Auch was Sie von seinem Ausdrucke sagen, hat meinen Beifall; nur daß Sie unrechte Exempel gewählt haben. Eiserne Wunden, ist freilich ein wenig seltsam; man versteht es aber doch, daß es Wunden, von eisernen Nägeln geschlagen, bedeuten soll. Der eiserne Schlaf aber ist eine Nachahmung vom Virgil, der irgendwo somnus ferreus urget sagt. Es soll einen Schlaf anzeigen, der so schwer wie Eisen auf den Augen liegt. Kleist meint, er würde, um diese Schwere auszudrücken, lieber: der bleierne Schlaf, gesagt haben. Doch das wären Kleinigkeiten; wie Sie aber die Stelle S. 66. dunkel und ohne Konstruktion finden können, das verstehe ich nicht. Ich will mich mit Einer Belohnung begnügen; her mit der Phyllis! Apollo mag ich nicht seyn. [2])

Feiert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund' ist gekommen.

Feiert, die Stunde der Nacht ist gekommen.
Sie führen das Opfer.

Feiert! ist der Befehl, den Eloah an die ganze Schöpfung ergehen läßt. Und nun konstruiren Sie so: der große Sabbath, der Sabbath des Bundes, flamme von jeglicher der Sonnen bis zum Throne des Richters, Anbetung! Was ist da dunkel? Anbetung flammen, ist freilich ein wenig ungewöhnlich; aber doch nicht ungewöhnlicher, als tausend andere Ausdrücke des Dichters.

Ihre Recension von dem Devil to pay kassire ich, kraft des Rechtes, das mir Ihre Freundschaft giebt. Ich will Ihnen meine Ursachen weitläuftig mündlich sagen, wenn ich nach Berlin kommen werde; ich bin zu faul, sie zu schreiben.

Die Stelle aus dem Horaz [3]) schickt sich nicht so gut unter das Bildniß des Hrn. von Kleist, als Sie und Herr Moses denken. Sie sollen meine Ursachen gleichfalls mündlich erfahren. Wenn ja Verse darunter kommen müssen, so werden Sie in dem ersten Epigramm des Ausonius [4]) ein Paar bequemere Stellen finden. Aber legen Sie sich mit diesen Versen nicht eine Last auf, die Ihnen in der Folge unerträglich fallen muß. Sie haben schon einmal angefragt, was unter mein Portrait kommen soll. Lassen Sie nur, wegen meiner unverschämten Tadelsucht, wovon dieser ganze Brief ein Beweis ist, darunter setzen: Hic niger est, hunc tu,

Romane, caveto; oder auch: quid immerentes hospites vexas, canis?

Leben Sie wohl, liebster Nicolai, und grüßen Sie mir meinen lieben Moses, mit dem Befehle, mir bald zu schreiben. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

1) Diese Ausgabe war damals in unseren Gegenden noch ganz unbekannt.

2) Lessing hat diese Kritik über meine Recension im 18. und 19. Theile der Litteratur-Briefe weiter ausgeführt drucken lassen, nach der Offenherzigkeit und Unparteilichkeit, die unter uns gewöhnlich war. Ich habe in dem neuen Abdrucke die Stelle weggelassen, weil das Wesentliche hier vorkommt. In einem verlorenen Briefe vertheidigte ich meine Urtheile mit Gründen, und könnte auch wohl noch hier Verschiedenes zu ihrer Vertheidigung sagen. Aber wozu? Im Ganzen hatte Lessing Recht; auf Nebendinge kommt es jetzt nicht an.

3) Man s. den Brief Nr. 2.

4) Lessing meinte folgende Stellen:

— qui praelia Musis
Temperat et Geticum moderatur Apolline Martem.

oder:

— quantum cessat de tempore belli,
Indulget Clariis tantum inter castra Camoenis.
Vix posuit volucres stridentia tela sagittas:
Musarum ad calamos fertur manus, otia nescit:
Et commutata meditatur arundine carmen.

14.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 8. August 1757.

Liebster Freund,

Herr Dyk wird gestehen müssen, daß seine Autoren so ordentlich und genau sind, als Beaux-Esprits nur seyn können; denn er hat den Rest vom Manuscripte zu eben der Zeit erhalten, als Ihr letzter Brief hierher kam.

Für die Übersendung des Briefes vom Professor Gellert danke ich Ihnen. Ich werde ihm antworten, sobald ich ihm das zweite Stück der Bibliothek züschicken kann; und werde ihn bitten, uns seine Anmerkungen nicht vorzuenthalten.

Für die Ihrigen bin ich Ihnen unendlich verbunden. Die Recension des Messias, womit ich beinahe vier Wochen zugebracht habe, ist mir ungemein sauer geworden, und es geht ihr daher, wie allen Dingen, die den Verfassern sauer geworden sind: — sie findet keinen Beifall. — Sie mögen in der That im Grunde Recht haben; sehen Sie indeß, was ich zu meiner Vertheidigung vorbringen kann. —

1) Ich habe von der Kopenhagener Ausgabe des Messias nichts gewußt. Sie ist in keiner hiesigen Buchhandlung gewesen; also habe ich sie nicht gesehen, und nur dunkel etwas von ihr gehört, und sie allenfalls für nichts anderes, als einen etwas

prächtigern Abdruck gehalten. Hätte ich vermuthen können, daß so wichtige Vermehrungen und Veränderungen darin wären, so würde ich meine Recension gewiß nach ihr gemacht haben. Ich bin sonderlich auf die Abhandlung von der geistlichen Epopöe sehr begierig. — Wissen Sie was? Wie wäre es, wenn Sie einen Auszug daraus machten, und die Anmerkungen wider meine Recension, die Sie mir geschrieben haben, in Form eines Sendschreibens an die Verfasser der Bibliothek hinzu thäten? Wenn ich die Quartausgabe hier hätte, so wollte ich es selbst thun.

2) Ich habe den Messias nicht bei der Hand, um nachzusehen, was Sie von den poetischen Perioden sagen. Sie haben Recht, Klopstock's Prosa ist männlich, und entfernt sich von dem pedantischen Tone unserer gewöhnlichen Prosaschreiber. Aber doch dünkt mich immer, daß sein Vortrag weder sehr ordentlich, noch sehr angenehm ist. Ich meine noch mehr den Vortrag oder die Ordnung der Gedanken selbst, als den eigentlichen Ausdruck.

3) Es geht mir mit der Tradition von den Orakeln, wie dem Dollmetscher der persischen Gesandten in Hagedorn's Fabel. Hat sie es nicht gesagt, daß die Orakel bei Christi Tode aufgehört haben, so hätte sie es sagen sollen. Wenigstens kann der Dichter wohl eine kleine Veränderung in der Tradition vornehmen, da er über die Geschichte selbst Freiheit hat.

4) Eiserne Wunden ist, wie Sie selbst sagen, ein wenig seltsam, und das ist es eben, was ich daran tadle. Hat Virgil gesagt: eiserner Schlaf; so hat er wieder nicht gesagt: eiserne Wunden, eisernes Schlachtfeld, eiserne Hände. Ich tadle überhaupt, daß der Dichter gewisse Lieblingswörter hat, womit er aber, so zu sagen, nur das Allgemeine des Begriffs ausdrücken kann, ohne die Nüancen zu bestimmen. Alle Inbrunst schauert; alles Freudige lächelt; alles Harte ist eisern. Eben auf diese Art habe ich an Dusch getadelt, daß er alles was lauter ist, als etwas anderes, donnern läßt. Klopstock sollte nicht in einen Fehler fallen, in den Dusch fallen kann.

5) Sie sind mihi magnus Apollo; aber die Phyllis bekommen Sie nicht. Sie haben die zwei Verse ungezwungen erklärt, aber keine natürliche Konstruktion darin entdeckt; und hiervon war Phyllis der Preis. Es ist uns indeß lieb, daß wir diese zwei Verse nun verstehen. Wir, Moses und ich, haben lange darüber gesonnen, sind aber nicht auf die natürlichste Erklärung gefallen. Ich konnte den Dichter also mit Recht beschuldigen, daß die Wortfügung verwirrt sey; denn eine versteckte Ordnung ist so gut, wie gar keine. Die natürlichste Konstruktion, die wir herausbrachten, war folgende: Es flamm' Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters, (denn) der große, der Sabbath des Bundes, die Stunde ist gekommen. — Wir mögen

freilich Unrecht haben, das kann seyn; — aber wie konnten wir dem Dichter nonsense zutrauen? Der große, der Sabbath des Bundes, soll anbeten, soll Anbetung flammen? Das heißt varias inducere plumas, welches unmöglich zu billigen ist.

Die Verse auf den Herrn von Kleist verwerfen Sie doch wohl nicht wegen der ausgelassenen Worte

: Veneremque et illi
Semper haerentem puerum.

Inzwischen halten Sie es damit, wie Sie wollen. Ich habe mir übrigens für die künftigen Bildnisse durch dieses Motto keine Last auflegen wollen. Aber wenn Ihr Bildniß vor das fünfte Stück kommt, so sollen Sie, wie Sie verlangen, eine Beischrift haben. Sie könnte, sonderlich in Absicht auf Ihre gemachten und noch zu machenden Anmerkungen seyn:

Vir bonus arque prudens, versus reprehendet inerteis,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverso calamo signum. —

Denn so will ich, daß Sie mit den Schriften, die Sie von mir sehen, verfahren sollen. — Noch eins! wollen Sie nicht des Herrn von Kleist Stand: Königl. Preuß. Major von der Infanterie, dabei setzen? Ihm geschieht gewiß damit ein Gefallen; denn seine Nebenoffiziere, vor deren Nachreden er sich fürchtet, könnten sonst leicht sagen, daß er sich seines Soldatenstandes schäme. — Ich dachte, er wäre in Magdeburg; und nun sehe ich

aus den Zeitungen, daß er sich bei Welmina mit den Panduren herumgeschlagen hat. Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

15.

Nicolai an Lessing.

den 13. August 1757.

Wie können Sie glauben, mein liebster Lessing, daß ich etwas sollte übel nehmen können,[1]) was mir ungemein viel Vergnügen gemacht hat? nämlich Ihren Brief über meine Recension des Messias. Mein letzter Brief wird Sie von dem Ungrunde Ihres Argwohns schon überführt haben, und ich schreibe diese Zeilen aus keiner andern Ursache, als um es Ihnen nochmals zu wiederholen, — Ihre Fabeln, die Ihnen Herr Moses jetzt zurückschickt, habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Ich bin sogar in Versuchung gerathen, eine in eben dem Geschmacke zu machen. Hier ist sie. Wenn sie etwas taugt, so schenke ich sie Ihnen hiermit erb- und eigenthümlich, auf Erben und Erbnehmer; taugt sie nichts, so gehört sie mir.

„Eine verblühte Rose sprach: Haben die Menschen nicht einen verderbten Geschmack? Als ich blühte, kam jedermann zu mir; und jetzt laufen sie zu meiner Nachbarin, der Nelke, da ich doch reife

Frucht trage. — Wisse, sagte ein Umstehender, daß wir die Blüthe der Blumen suchen, nicht ihre Frucht.

Dies ist für Euch, reife Schönen von vierzig, die ihr die zwanzigjährigen beneidet!"

Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

Nicolai.

1) Dies bezieht sich auf eine Stelle in einem Briefe Lessing's an Moses, Nr. 32., v. 9. Aug. 1757.

16.

Nicolai an Lessing.

(Dies ist meine Beantwortung eines Schreibens von Lessing an Moses vom 18. August 1757, Nr. 35.)

Berlin, d. 23. August 1757.

Liebster Freund,

Es ist nun einmal schon so eingeführt, daß Herr Moses Ihre Briefe an mich beantwortet, ich aber Ihre Briefe an Herrn Moses; und so mag es auch jetzt seyn. Herr Moses hat viel zu thun, und ich nichts; denn seit acht Tagen hat mich ein Flußfieber an allem verhindert.

Ihren Brief also vom 18ten haben wir Beide

mit vielem Vergnügen gelesen, — wir lesen ja alles, was von Ihnen kommt, mit Vergnügen, — aber wir haben aus den vielen vortrefflichen Anmerkungen, die er enthält, auch viel Nutzen geschöpft.

Wegen Gleim's Fabeln sind wir denn also eins. Bei der 10ten Fabel sind die Verse: Wenn Friedrich ꝛc. freilich nicht die Anwendung; aber sie machen ein nicht ganz passendes Gleichniß. Dies könnten Sie unmaßgeblich in der Recension anzeigen. — Die Recension vom Theokrit? dürfen wir die auch noch hoffen?

Wegen Ihrer Fabeln mag Ihnen Herr Moses selbst antworten. Von dem Erhabenen sagen Sie so viel Schönes, daß ich nichts sagen will; denn ich sagte gewiß etwas Schlechtes. Wenn wir Herrn Moses Gedanken davon wieder hier haben, so wollen wir dieser Materie weiter nachdenken. Warum haben Sie sich aber durch Herrn Moses Gedanken abschrecken lassen, uns die Ihrigen ganz mitzutheilen? Wenn Sie das thun, so sollen Sie künftig die hiesigen Papiere nicht so geschwind zu sehen bekommen.

Den Streit vom Gebrauch der Begriffe der Ursache und Wirkung haben Sie unverbesserlich entschieden. Ich war schon vorher auf Ihre Gedanken gekommen, daß die Ursache selten so sinnlich seyn könne, als die Wirkung; aber Ihr Satz, daß der Virtuose nur alsdann die Ursache anstatt der Wirkung brauchen kann, wenn diese nicht in seine Sphäre

gehört, ist ganz neu, und entscheidet alles aus dem Grunde. Ich würde doch noch einige Anmerkungen hinzu thun, wenn mich mein Flußfieber nicht des schwächern Grades der Realität erinnerte, worin sich meine Seele befindet. Ihre Anmerkungen hingegen sowohl, als das schöne Exempel von den Pantomimen müssen Sie mir abtreten; denn in der zweiten Abhandlung von den Quellen der Künste, werde ich es vielleicht brauchen.

Sie sind mit Herrn Moses näherer Erklärung von der Declamation der Miß Sara zufrieden, und Herr Moses nicht; — denn er schickt Ihnen hierbei eine nähere, oder, wenn ich Regensburgisch reden sollte, eine schließliche Erklärung. Ich weiß nicht recht, ob ich bei allen Stellen ganz mit ihm eins bin, denn ich habe nicht alles durchsehen können; aber in Absicht auf die langen Perioden stimme ich ihm gewiß bei. Entschuldigen Sie sich mit dem Lesen der Trauerspiele,[1]) so ist unser Streit aus; denn wir reden von Declamation. Ich weiß aber nicht, liebster Lessing, ob es vortheilhaft sey, Trauerspiele anders, als zur Declamation bequem zu machen, wenn man den Vorsatz hat, dem Theater aufzuhelfen. Treibt man dieses weiter, so kommen endlich Schauspiele heraus, welche gar nicht gemacht sind, um gespielt zu werden, dergleichen z. E. der Tod Adams ist. A propos von diesem haben Sie uns nichts geschrieben! —

Daß Herr von Kleist noch in Leipzig ist, freut

mich sehr; ich hatte ihn mit einem Namensverwandten verwechselt. Ich bitte, mich Ihm zu empfehlen. Er hat mich vielleicht ganz vergessen.

Wir hoffen immer noch, daß Berlin von einem feindlichen Besuche verschont bleiben wird, und dann bleiben wir hier. Kommen Sie nur zu uns. Unsern Streit von der Declamation können wir ohnedies nur mündlich ausmachen.

Leben Sie wohl, mein liebster Lessing, und lieben Sie mich ferner. Herr Moses grüßt Sie. Ich bin

ganz der Ihrige,
Nicolai.

1) Man sehe Lessing's Brief an Moses, Nr. 35.

17.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 7. Septbr. 1757.

Liebster Lessing,

Weil ich am Sonnabend mit Herrn Moses die Zeit verplaudert hatte, so ward sie mir endlich zu kurz, Ihnen auf zwei [1]) Schreiben zu antworten; ich thue es heute. — Meine Fabel mag immer bei Ihrer Heerde treiben; [2]) sie ist da besser verwahrt, als bei mir. —

Daß Klopstock's Bildniß vor das dritte Stück kommt, ist mir ungemein angenehm. Schicken Sie mir, so bald es seyn kann, einen Abdruck; denn ich bin sehr begierig, seine Züge zu sehen. Ich bin Ihnen auch für diese Zierde, die Sie der Bibliothek verschafft haben, ungemein verbunden. Ich bitte Sie, Herrn Gleim im unbekannten Namen der Verfasser der Bibliothek (denn unbekannt müssen sie seyn) verbindlich Dank zu sagen für seine Gefälligkeit.[3]) Sie müssen mir auch schreiben, ob Klopstock getroffen ist; denn Sie haben ihn in Hamburg gekannt und gesprochen.

Sie schreiben: Sie sind begierig, den Schritt, den Sie von mir erfahren sollen, bald zu erfahren; und ich bin sehr begierig, zu wissen, was für einen Schritt Sie wollen, daß ich thun soll! Sie müssen eine Stelle in meinem Briefe[4]) falsch ausgelegt haben; denn ich wüßte keinen besondern Schritt, den ich thun wollte, am allerwenigsten einen poetischen: dazu habe ich weder Lust, noch Herz; ich bin wie jener, der

— inexperto metuens se credere caelo
radit humum pennis —

Die zweite Abhandlung von den Quellen der Künste werde ich freilich nicht allein mit Herrn Moses, sondern auch, wo möglich, mit Ihnen, wohl überlegen; denn ich will mir Zeit dazu lassen, und sie erst zum fünften Stücke fertig machen. Zum vierten Stück macht Herr Moses die Abhandlung vom Erhabenen und Naiven.

Bei dem Schreiben über die Recension des Messias machen Sie nur eine kleine Anmerkung im Namen der Verfasser, daß es von einem Fremden eingesandt wäre, und daß sie es mit Vergnügen bekannt machten, da sie sehr geneigt wären, Herrn Klopstock alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Diese Anmerkung ist deßwegen nöthig, weil etwa jemand glauben könnte, das Schreiben wäre von dem Verfasser der Recension selbst, und aus Mißverstand eine Art von Spott darunter suchte. — Sagen Sie Ihre Meinung frei heraus. Nur bei der Stelle: feiert ꝛc. erinnern Sie sich, daß Sie die Phyllis nicht bekommen; [5]) denn es ist bei Ihrer ungezwungenen Auslegung immer noch keine natürliche Konstruktion da.

Ich bin Ihnen für alle die Bemühungen, die Sie bei der Bibliothek übernehmen, unendlich verbunden, insbesondere aber wegen der unangenehmen Bemühung mit der Korrektur. Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn Sie nicht da wären, es noch weit ärger seyn würde. Die so häufig vorkommenden Druckfehler sind Ihnen gar nicht zuzuschreiben, sondern der Unachtsamkeit des Korrektors; es sind sehr viel kleine Fehler da, die bloß davon herkommen, und von meinem Manuscripte gewiß nicht herrühren. Z. E. Bruter, Mildon, unglümpflich, und mehr dergleichen zeigen, daß der Korrektor das Manuscript nicht immer bei der Hand hat. Z. E. S. 405: Sieges und Siegeslied muß es das zweite

Trinklied heißen. S. 404. Herr Rode anstatt Heinr. Rode. Ich wende alle mögliche Sorgfalt auf das Mannscript, und wir Beide lesen alle Stücke zwei bis dreimal durch. Der Korrektor muß sich also nur genau nach dem Manuscripte richten. Es sind doch in dem ersten Stücke solche grobe Druckfehler nicht gewesen. Herr Dyk muß ihm nur eine Strafpredigt halten.

Ihre Zusätze sind mir beide ungemein angenehm gewesen. Von beiden Liedern sagt man hier, daß Gleim der Verfasser sey. Ich habe wegen derselben schon einen lächerlichen Streit gehabt. Lieberkühn, der jetzt Feldprediger bei dem Prinz Heinrichschen Regiment geworden, ist Verfasser der hiesigen Kriegslieder*) (von denen ich eben so urtheile, wie Sie), und ist über den Vorzug, den man jenen gegeben hat, entsetzlich ungehalten geworden. Er hat ein langes Billet an mich geschrieben, weil er mich für den Verfasser hält, und beklagt sich entsetzlich, daß ich ihn, einen Prediger, unter einen Grenadier herabgestoßen hätte, wodurch ich unfehlbar seiner Beförderung hätte spotten wollen; und Gott weiß, was er noch für närrisches Zeug herschwatzt. Ich habe ihm geantwortet: Ich bedauerte es, der poetischen Subordination wegen, daß sich der ungenannte Dichter nur den Charakter eines Grenadiers, und nicht den Charakter eines Generals gegeben hätte, den er als Dichter so wohl verdiente; alsdann hätte sich der Herr Offizier nicht zu be=

klagen. Ich habe ihm sonst ziemlich die Wahrheit gesagt.

Leben Sie wohl, mein liebster Lessing, und lieben Sie mich ferner. Ich bin

Ihr

Nicolai.

1) Beide sind verloren.

2) Lessing schrieb in einem Briefe: Bis ich mehr Fabeln machte, sollte ich die am 13ten August übersendete bei seiner Heerde treiben.

3) Lessing hatte das Bild aus Hrn. Gleim's Sammlung von Bildnissen, für die Bibliothek erhalten.

4) Auch dieser Brief ist verloren.

5) Man s. oben den Brief Nr. 14.

6) Lieberkühn hatte in Berlin bei Winter: Zwe Kriegslieder von einem preußischen Offizier mit Musik drucken lassen, die ich in der Bibl. der schönen Wissensch. S. 404. kurz anzeigte. Lessing bekam von Gleim zwei von dessen damals noch ungedruckten Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers, und ließ sie noch in dasselbe Stück S. 426. mit der richtigen Bemerkung abdrucken, daß die Kriegslieder dieses gemeinen Soldaten besser wären, als die des Offiziers.

18.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, den 21. Januar 1758.

Liebster Freund,

[1]) Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freigeiste sagen, größtentheils Ihrer Meinung; besonders ist es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern sagen. Ertheilen Sie also immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie schon gehört, daß der Verfasser desselben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg gestorben ist? Es ist wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem bloß das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wissen sollten, daß er der Verfasser des Codrus gewesen, so darf Sie sein Tod auch nicht abhalten, sein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umstand für Ihre Bibliothek entstehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten schlagen, und das nächste Mal 100 Rthlr., wenn Sie wollen, aussetzen können. Allein alsdann wäre meine Meinung, daß es nochmals bei einem Trauerspiele bleiben müßte. [2]) Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich, wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben

Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allen dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben, für sich schon tragisch genug, und fähig genug sey, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten,[2]) und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, so müssen Sie mir acht Tage Zeit lassen, um mich wieder auf alles zu besinnen; man schickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien selbst, mit erster Post. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles besinnen werde, ohne den Cronegkschen Codrus dabei zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemischt, die Sie am besten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III.

cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geschichtschreiber von dem Tode des Codrus melden, gesammelt ist.

Das neue Stück der Bibliothek ist fertig, und Sie werden es wohl unterdessen erhalten haben. Ich wundere mich, daß Ihnen meine Recension vom Theokrit zu boshaft vorgekommen ist.[4]) Da man es aber in Berlin weiß, daß ich sie gemacht habe, so werden Sie sich desto eher gegen Herrn Lieberkühn entschuldigen können. In Ansehung der alten Schriftsteller bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt.

Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai!

Lessing.

1) Es fehlen hier mehrere Briefe von Lessing, unter anderen einer vom 13. August 1757, wie aus Lessing's Brief an Moses von eben dem Datum, am Schlusse, zu ersehen ist.

2) Ich war nämlich Willens gewesen, abwechselnd auf ein Trauerspiel und auf ein Lustspiel einen Preis zu setzen.

3) Von dieser ersten Anlage ist in diesem Meisterstücke vielleicht noch einige Spur, wenn man den Plan genau betrachtet. Ich habe diesen Plan in drei Akten gesehen, als Lessing 1775 in Berlin war. Nach demselben war die Rolle der Orsina nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die jetzige Art. Es ward damals zwischen uns viel darüber disputirt.

4) Dies ist nur scherzhaft gesagt. Ich wollte diese Übersetzung erst selbst recensiren, und studirte bei der Gelegenheit den ganzen Theokrit. Ich hatte mehrere Ausgaben zusammengebracht, und bekam von ungefähr auch eine ganz schlechte Edition, die Lieberkühn gehabt, und bloß aus deren lateinischen Übersetzung übersetzt hatte. Ich schickte an Lessing ausführliche Anmerkungen zu seiner Recension (die in der Bibl. der schönen Wissensch. II. Th. S. 366. abgedruckt ist) und zu der Übersetzung selbst, welcher Anmerkungen Lessing im folgenden Briefe erwähnt. Unter andern hatte ich gezeigt, daß Lieberkühn bloß aus der lateinischen Übersetzung übersetzt, ohne das Griechische anzusehen, und daß seine tollen Fehler daher kamen, daß er auch nicht einmal das Lateinische verstanden hatte. Ich erinnere mich nur einer Stelle aus dem XXII. Idyll v. 47. Theokrit sagt vom Fechter Amykus, er habe eisernes Fleisch gehabt, σφυρηλατος οἱα κολοσσος, wie der gehämmerte Kolossus. Diese so deutliche Stelle übersetzte Lieberkühn ganz sinnlos:

Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hämmer Kolossus gezimmert.

Es stand nämlich in der lateinischen Übersetzung: quasi malleis fabricatus instar colossi. Der Pinsel hatte konstruirt: fabricatus malleis colossi, und ließ die Hämmer noch dazu zimmern. Dieser Lieberkühn, ein junger Mann, aus Potsdam gebürtig, Feldprediger unter dem Prinz Heinrichschen Regimente, war damals ein allezeit fertiger Poet und Übersetzer. Er hatte sogar des Hrn. von Bar Epîtres diverses in Verse übersetzt. Diese Übersetzung ist von lächerlich sinnlosen Fehlern so voll, daß Lieberkühn einige deutsche Stellen derselben, deren Sinn er jemand anzeigen sollte, selbst nicht zu erklären wußte. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Meine Maxime ist, wenn ich eine Stelle nicht verstehe, so übersetze ich sie wörtlich.“ Diese

Maxime reicht weiter, als man denken sollte. Im 18ten Jahrhundert hat sogar ein trefflicher Kopf das berüchtigte Buch des erreurs et de la verité auf diese Art übersetzt.

19.

Lessing an Nicolai.

Leipzig, d. 3. März 1758.

Liebster Freund,

Ihre Anmerkungen über meine Recension des Theokrit haben mir viel Vergnügen gemacht. Sie müssen das Griechische sehr fleißig treiben. Treibt es unser lieber Moses auch so?[1]) Wenn Sie so fortfahren, so werden Sie bald mehr davon wissen, als ich in meinem Leben davon gewußt habe. Auf Ihre Einwürfe unterdessen zu antworten, muß ich mir erst wieder einen Theokrit borgen, und mir hernach die Zeit ablauern, wenn ich zu solchen Untersuchungen Lust habe. Jetzt will ich Ihnen nur in der Geschwindigkeit auf einige Punkte antworten.

Idyll XX. 30. 31.

Es ist mir gar sehr wohl bekannt, daß die Attici vornehmlich das neutrum plurale mit dem Verbo im Singulari konstruiren. Allein, mein lieber Nicolai, *τα δ' ἄστυκα* ist nicht der Pluralis.

Wenn Sie sich hier irren: so kommt es bloß daher, daß Sie den Dorischen Dialekt noch nicht völlig in Ihrer Gewalt haben. Und das ist auch von dem lateinischen Übersetzer zu sagen; denn wenn ἀστυκα der Pluralis wäre: sagen Sie mir, worauf sollte es gehen? auf welches Substantivum sollte es sich beziehen? Geht nicht Πασαι γυναικες, wenn ich mich recht besinne, gleich vorher? Und wie können Sie ἀστυκα mit γυναικες verbinden? Nein; ἀστυκα steht dorisch für ἀστυκη; das ist leicht. Wie wollen wir aber mit τα zurecht kommen? und sehen Sie hier, was Corinthus de dialectis sagt: οἱ articulo nominativi pluralis τ addunt Dores; ut τοι θεοι et ται μουσαι, pro οἱ et αἱ. Allein Corinthus hätte dieses nicht allein von dem Nominativ Pluralis, sondern auch Singularis sagen sollen. Denn was ist nunmehr hier deutlicher, als daß der dorische Dichter für ἡ, wie gewöhnlich, ἁ, und anstatt ἁ, τα gesagt hat, so wie er für αἱ, ται sagt.

S. 371. Nein, mein lieber Nicolai, λυβιαθεν ist kein Adverbium, ob es gleich hier adverbialiter gebraucht wird. Und das, wissen Sie wohl, ist ein großer Unterschied. Wie viele Genitivi brauchen wir nicht auch im Deutschen adverbialiter, die deßwegen keine Adverbia sind! Die gemeinsten Lexica sagen: θεν particula aliquando abundans, aliquando motum a loco significans. Diese particula also, in der letzten Bedeutung dem Dativ λυβῃ angehängt, und das jota subscriptum mit herangenommen,

entsteht λυβιηθεν, dorisch λυβιαθεν. Ein ähnliches Wort kommt bei dem Homer vor, ἰθηθεν nämlich, welches die Ausleger durch ἐξ ἰθης erklären. Doch vielleicht schreiben Sie, und finden auch vielleicht λυβυαθεν geschrieben; und alsdann haben Sie das, was ich vom jota subscripto sage, nicht immer nöthig. — Ziehen Sie nur dieser zwei Punkte wegen Herrn Damm zu Rathe, wenn Sie anders noch sein Schüler und ihm nicht schon zu Kopfe gewachsen sind.

Nun nicht ein Wort mehr vom Griechischen! Doch die Veränderung des Longpierre soll ich Ihnen noch anzeigen. Er liest in der letzten Zeile für Ἐρωτας, ὀδοντας. Diese Verbesserung ist mir allezeit so glücklich vorgekommen, daß ich sie seit langer Zeit im Gedächtniß behalten habe. Da ich mich aber von Longpierre weiter nichts als seinen Anakreon gelesen zu haben erinnere, so muß sie wohl in seinen Noten über diesen Dichter stehen.

Kein Wort mehr vom Griechischen, aber auch sonst kein Wort mehr. Denn eben jetzt kommt Hrn. Dyk's Bursche, und will den Brief haben. Den Augenblick! Aber, mein lieber Mann, er mag es verantworten, daß ich Hrn. Nicolai nicht mehr, und Hrn. Moses diesmal gar nicht schreibe! — —

Leben Sie Beide wohl, und lieben mich ferner. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

Nachschrift.

Oder hat λυβη etwa kein Jota subscriptum? Der Zweifel fällt mir jetzt erst ein. Ich will mich dieses Punkts wegen unterrichten, sobald ich eine Grammatik haben werde. Bin ich nicht ein Grieche!

(Anmerkung von Lessing.)

1) Moses hatte damals angefangen, sich auf das Griechische zu legen. Er hielt erst für allzuschwer, es noch lernen zu können. Auf mein Zureden, fing er im J. 1757 an, es bei dem sel. Rector Damm zu lernen, und machte in Kurzem schnelle Fortschritte. Wir Beide hatten darauf vier Jahre lang wöchentlich zwei Zusammenkünfte mit dem Rector Damm, jedesmal von zwei bis drei Stunden, worin wir den ganzen Homer, einige Oden des Pindar, verschiedene Schriften des Plutarch und Xenophon gesellschaftlich durchlasen. Es waren sehr angenehme und lehrreiche Stunden. Der alte Rector Damm hatte, bei einer auffallenden Pedanterie, überaus viel gesunden Verstand und Gutmüthigkeit. Er war uns ein lebendiges Lexikon, durch das uns keine Bedeutung eines Wortes fehlen konnte. Das Buch ward oft aus der Hand gelegt; wir hörten seine Worterklärungen, und er unsere Bemerkungen über poetische Schönheiten, Charaktere, u. dgl. Moses las nachher für sich den ganzen Plato, und einen Theil des Aristoteles, griechisch. Man s. auch meinen Aufsatz in der Berlinischen Monatschrift im Maistück des J. 1800. S. 338 ff.

20.

Nicolai an Lessing.

(Es ist die Korrespondenz von mehr als zwei Jahren verloren gegangen.)

Berlin, d. 6. Februar 1762.

Liebster Freund,

Sie haben nicht eher an mich schreiben wollen, bis der Honigmond vorbei wäre.[1]) Siehe, er ist lange vorüber, und noch kein Brief; — also muß ich nur anfangen.

Aber wo soll ich anfangen? Soll ich Ihnen zuerst zu Ihrem erhaltenen Amte oder zu der Würde eines Mitgliedes der Akademie Glück wünschen? Ich will keins von beiden thun; nur so viel muß ich Ihnen sagen, daß ich lieber wollte, die Akademie hätte Sie gar nicht aufgenommen, als daß sie in die Zeitung setzen läßt, es wäre auf Ihr inständiges Anhalten geschehen:[2]) das ist doch gewiß erlogen.

Nun von Komplimenten auf Manuscript: das ist die Buchhändlerart! Wie steht es mit der Widerlegung, oder vielmehr mit den vier oder fünf Bogen, die ich haben sollte? Denn, mag doch darauf stehen, was da will, wenn es nur fünf Bogen sind. Sie sehen selbst ein, vier oder fünf Bogen sind die Hauptsache.

Es steht mit dem neuen Theile der Briefe noch kümmerlich. Er ist erst im Februar angefangen

worden, und soll doch schon auf Ostern fertig seyn. Herr Moses hat nicht Zeit. Auch ich nicht. Ich mache jetzt meine Inventur, und tausend Haushaltungs- und Handlungsgeschäfte gehen mir durch den Kopf. Kann ich also von Ihnen noch etwas erwarten?

Der Zufall hat uns einen Mitarbeiter verschafft. Es ist der Verfasser der Abhandlung vom Tode für das Vaterland, von der ich Ihnen hierbei die ersten Bogen übersende. Diese Abhandlung hat Hrn. Moses so wohl gefallen, daß er mir gerathen hat, ich möchte diesem Manne vorschlagen, ein Mitarbeiter an den Briefen zu werden. Dieser Mann heißt Abbt, und ist kürzlich Professor in Frankfurt an der Oder geworden. Er hat meinen Vorschlag vorläufig genehmigt; ob er mir aber noch zu diesem Theile etwas liefern wird, und wie viel ich künftig von ihm erhalten werde, ist noch sehr ungewiß: eben so auch, wie seine Arbeit zu der unsrigen passen wird; das muß inzwischen Herr Moses verantworten: denn auf dessen Veranlassung habe ich diesen Schritt gethan.

Wenn Ihre Beihülfe fehlt, so wird die Fortsetzung fast nicht möglich seyn, ungeachtet des neuen Mitarbeiters. Nun muß ich bei Zeiten wissen, ob ich fortsetze oder nicht. Da das Papier alle Tage ungeheuer steigt, so will der Buchdrucker nicht mehr in Vorschuß stehen; will ich also fortsetzen, so muß ich bei Zeiten für Papier sorgen, sonst sitze ich mit

einem Male im Bloßen. Das Papier ist hier außerordentlich rar; ich muß das zu der kleinen Abhandlung vom Tode fürs Vaterland bei Viertel- und halben Rießen von den Materialisten zusammenkaufen. Also schreiben Sie mir ja; und das bald.

Unser Weiße hat mir aus Gotha geschrieben, wo er sich mit seinem Grafen wegen des Krieges aufhält. Gellert schreibt mir nach sechs Wochen einen Brief, und sagt: er habe nicht eher schreiben können, weil ihn meine Landsleute daran verhindert hätten. Sie wissen doch, welcher Landsmann? —

Utz schreibt mir, ein preußischer Unteroffizier, Namens Friedrich Eyl, der von der Bataille bei Torgau nach Anspach versprengt worden, habe sich daselbst öffentlich für den preußischen Grenadier ausgegeben, der die Kriegslieder gemacht hätte, sey auch bei Hofe, wo er Verse überreicht, wohl aufgenommen und beschenkt worden. Utz habe noch verhindert, daß die Verse nicht gedruckt worden.

Sonst ist hier noch alles im alten Stande. Wir gehen noch immer in den Klubb, wo uns nichts fehlt, als Sie und guter Wein. Langemack [3]) kommt auch noch hin; er thut aber nichts als käuen und Abschied nehmen. Quanz ist, wie Sie wissen werden, in Leipzig. Doch was schwatze ich Ihnen für Zeug vor! — Guten Tag für heute, und schicken Sie mir fein Manuscript. Ich bin

Ihr

Nicolai.

1) Lessing hatte dies in einem Briefe an Moses vom 7. Decbr. 1760 gesagt. Man sehe im Briefwechsel mit Moses Nr. 49.

2) Die Ankündigung in den Berl. Zeitungen vom 11. Nov. 1760 war wirklich sehr seltsam gefaßt, nicht gegen Lessing insbesondere, sondern gegen alle Gelehrten, die mit ihm zugleich aufgenommen wurden. Sie lautete: „Die K. Akademie d. W. u. B. K. hat, in Betrachtung des wiederholten Ansuchens verschiedener Gelehrten, welche schon seit geraumer Zeit ein Verlangen bezeigt haben, zu auswärtigen Mitgliedern der Akademie aufgenommen zu werden, folgende Herren in dieser Qualität zu erwählen beliebt: den Hrn. Rath Huber zu Kassel, die Herren Franz und Eustachius Zanotti zu Bologna, den Hrn. Caldori, Professor der Anatomie daselbst, den Hrn. Lyonet im Haag, den Hrn v. Machy, Chemisten zu Paris, den Hrn. Zimmermann, Dr. der Medicin zu Brugg in der Schweiz, und den Hrn. Lessing, der sich durch seine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht hat." Man s. auch Lessing's oben angeführten Brief an Moses, Nr. 49.

3) Ein Freund Ramler's, der in den letzten Jahren sehr schwermüthig ward.

21.

Lessing an Nicolai.

Vom 22. October 1762.

Liebster Freund,

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu schreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erste:

ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als ein Almosen wollen zukommen lassen —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft; aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel seyn soll? Wenn Sie mit keinem andern Wechsel übers Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Kapitalistin werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapitale geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden; so daß, je länger ich nicht antworte, desto größer Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Lassen Sie uns noch drei Jahre münzen, [1]) und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. O Jane Patuloi

clandantur — vor allen Dingen meine Parenthesis) — —:

— so muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu erpressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Noth. Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Catalogo [2]) — (Der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dysenterie [3]) gestorben. Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstruktion, Constipation — wie heißt das griechische Wort! Schlagen Sie Hebenstreit's Anhang zu Woyts medicinischem Lexicon nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt — so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekommt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu sehen. Nämlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere

legere

vivere desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth.

Ephr. Lessing etc. Aus diesem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — sondern aus dem Baumgartenschen Catalogo) —
— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie also so gut, und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will sie losbitten:

Madame Nicolai,

„Unbekannter Weise — das ist ein Glück für mich; denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre, die Selbstüberwindung zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — — Ihr lieber Mann sollte ich sagen; denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — — daß Ihr lieber Mann also — — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. — Es bleibt also bei dem ersten — daß Ihr Mann schlechtweg, so lange als die Baumgartensche Auction dauert — es ist keine Möbel-Auction, Madame; wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken, — sich alle Nachmittage ein Paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut seyn, und

Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut seyn und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte! Schlecht Geld ist es ohnedies, herzlich schlecht Geld; so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unserer Freunde ist ansteckend — Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer Maßen unentschlüssig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau seyn wollen — — Ich muß toll im Kopfe seyn, daß ich heute alles so ohne Überlegung hin=

schreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will; mir dürfen Sie weder den Sonnenschein, noch den Sturm zuschreiben. — Aber wieder auf die Auktion zu kommen! — Steht Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Auktion; — steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein. — Er mag gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu verdanken haben. — Empfangen Sie also meinen Dank. — Ich pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das ist nicht möglich; und in fester Überzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich,

Madame,

Dero

unbekannter Weise

ganz ergebenster Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen; aber diesen können Sie immer bestellen. — Sie gehen also in die Auktion, und erstehen mir die Bücher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel verauktionirt: ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notirt habe, müssen

Sie mir um Gottes willen nicht weglassen.[4]) Ich muß sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt: absolut; und die linke schnippt mit den Fingern dazu: es ist also mein Ernst. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erstes Aviso assigniren. Darauf können Sie sicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beitrag zu Ihren Briefen[5]) oder zu Ihrer Sammlung[6]) verspräche. — Und, à propos, ich verspreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Musäus schicken, wobei die griechischen Scholien sind.[7]) Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich sie wieder fliegen lasse. — Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Kompliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht schließen, denn eben muß ich fort —

Ihr

Peile,[8]) in Eile. ergebenster Freund,
Wissen Sie, wo das liegt? Lessing.
Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.

Den 22. Oktober 1762.

1) Nämlich, Lessing war damals Sekretär des Generals von Tauenzien. Der General hatte den Auftrag, mit den Münz-Entrepreneuren die Kontrakte wegen des geringhaltigen Geldes zu schließen, das damals geschlagen ward. Lessing hatte einen Theil der Unter-

handlungen darüber, und die Münzkontrakte aufzusetzen. Das Geschäft war einträglich.

2) Aus dem Verzeichnisse der sehr beträchtlichen Bibliothek des sel. Ober-Konsistorialrath Nathanael Baumgarten in Berlin, die damals verkauft wurde.

3) Er hatte eine Siegespredigt in Versen gehalten.

4) Das war halb in Scherz, halb in Ernst gesagt. Er hatte bei der sehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preise bestimmt, sondern mir überlassen, wie viel ich wollte bieten lassen. Bei einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er sie schlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weise hatte er diese meistens griechischen und engländischen Bücher sich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geschrieben, und vorher schon einem andern Freunde auf diese Bücher ungemessene Kommission gegeben, aber dies nachher vergessen, als er sich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deßhalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwei Personen, zum allgemeinen Erstaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten sich beide bietende Personen, daß sie ungemessene Kommission hätten, und das Buch nicht könnten fahren lassen. Als sie, um aus einander zu kommen, von einander zu wissen verlangten, für wen sie böten, fand sich, daß sie Beide für Lessing geboten hatten.

5) Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

6) Ich gab damals eine Sammlung vermischter Schriften und Abhandlungen heraus, worin auch verschiedene Übersetzungen waren.

7) Ich schickte ihm meinen Musäus; aber der Beitrag zu den Briefen über die Litteratur ist nicht erfolgt.

8) Ein fast eine Meile lang sich dehnendes, sehr großes

Dorf, in dessen Mitte eine evangelische Brüdergemeine sich befindet, woher dieser Theil des Dorfes Gnadenfrei genannt wird. Es liegt in Schlesien, im Herzogthume Schweidnitz, zwischen den Städten Reichenbach und Nimptsch. Lessing stand da mit dem General Tauenzien im Lager.

22.

Lessing an Nicolai.

Breslau, d. 17. Januar 1763.

Liebster Freund,

Ich danke Ihnen tausendmal für die Besorgung meiner Bücher. Ihre Assignation habe ich honorirt. Ich hatte mich auf mehr gefaßt gemacht, und es thut mir leid, daß ich die übrigen Bücher nicht auch erhalten habe. Doch kann ich den Dryden recta aus England wohlfeiler haben. Ich erwarte von daher nächstens wieder verschiedene neue Sachen, welche zum Theil für Ihre Sammlung sehr brauchbar seyn werden. Mit nächster Post schicken Sie mir von den erstandenen Büchern: 1) Themistii Orationes. 2) Le Platonisme devoilé. 3) Menandri Fragmenta. 4) Ariani Fabulas. 5) Die Narrenbeschwörung. Die übrigen lassen Sie in einen Kasten besonders packen, und schicken sie zu Ephraim, der mir sie schon mit Gelegenheit anher

senden wird. Die specificirten fünf aber brauche ich höchst nöthig, und erwarte sie also je eher je lieber. Legen Sie dazu noch den Baxter. Den brauche ich höchst nöthig. Mein liebster Moses, machen Sie keine Glossen [1]) darüber! Ich brauche ihn wirklich, und ob Sie schon in dem Briefe an Heymann [2]) vermuthen, daß ich ganz und gar nicht mehr lese, so sollen Sie doch ehestens das Gegentheil sehen, und erfahren, daß ich auch schreibe. Ich erwarte Ihre Abhandlung mit dem sehnlichsten Verlangen. Darf ich Ihnen aber ziemlich weitläuftige Anmerkungen über verschiedene Stellen Ihrer Schriften dagegen schicken?

Leben Sie Beide wohl, und erinnern sich meiner dann und wann, wie man sich eines verstorbenen Freundes erinnert.

Ihr

ergebenster,
Lessing.

1) Moses mochte Lessing's Liebe zur Litteratur, zur Kritik der alten Schriftsteller, und zum Lesen der Bücher aller Art nicht wohl leiden. Er wollte an mir als Buchhändler allenfalls dulden, daß ich alte Bücher, von welcher Art sie auch waren, gern durchblätterte; sonst aber nicht. Moses war bloß durch Selbstdenken, fast ohne Bücher, geworden, was er war; daher konnte er nicht begreifen, wie denkende Köpfe sich auch mit der Bücherliebhaberei, gelehrten Geschichte und dergl. beschäftigen könnten. Wenn wir, Lessing und ich, in seiner Gegenwart uns über Gegenstände der Litte-

ratur, Bücherkenntniß rc. unterhielten, so hatte er mit uns darüber manchen scherzhaften freundschaftlichen Streit. In späteren Jahren dachte er milder über diese Gegenstände.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine kleine Bemerkung über eine Stelle in der Recension von Lessing's Leben in den Göttingisch. gelehrt. Anzeigen, 89. und 90. Stück vom J. 1793, hier beifügen. Der sonst sehr einsichtsvolle Recensent ist der Meinung: das Problem, daß der Verfasser der Äsopischen Fabeln, der Emilia Galotti, und der Minna von Barnhelm, auch der Herausgeber des Berengarius Turonensis geworden, lasse sich daraus erklären, daß sein Vater ein Prediger gewesen, und der Geist Lessing's, als Knaben, auf theologische Gelehrsamkeit zuerst hingewiesen worden sey. Ich gestehe, daß ich nicht dieser Meinung seyn kann. Es scheint mir, so wie dem Recensenten, dies habe ohne ein Seelenwunder füglich geschehen können; aber nicht aus dieser Ursache. Dem Wink auf theologische Gelehrsamkeit, den ihm sein Vater mag gegeben haben, ist Lessing nie gefolgt. Die genaueren Umstände seiner Art zu studiren, in seinen Universitätsjahren, die mir bekannt sind, zeigen es deutlich. Er bekümmerte sich auf der Universität gar nicht um Theologie, wohl aber um gelehrte Geschichte. Dies zeigen unter andern seine 1752 unternommenen Verbesserungen des Jöcherschen Gelehrten-Lexikons, das Jöcher durch unwissende und unachtsame Studenten aus den ihnen von ihm angegebenen Büchern hatte compiliren lassen, und dessen viele Fehler Lessingen schon als einen jungen Menschen ungeduldig machten. Lessing hatte eine unersättliche Wißbegierde; diese wollte er aus Büchern befriedigen; darum las er, von früher Jugend an, Bücher aller Art. Sein Scharfsinn machte, daß er bei Büchern jeder Art viel denken konnte; also konn-

ten Bücher jeder Art ihm dadurch interessant werden. Er hatte eine unbeschreibliche Thätigkeit. Sein Talent zum Theater konnte ihn nicht beständig beschäftigen. Die Muse besucht nur in glücklichen Stunden, und selten. Daher mußte er andere Beschäftigung haben; und die gab ihm die Bücherliebhaberei am leichtesten. Als er im Jahre 1752 von Berlin nach Wittenberg ging, hatte er dort keine bestimmte, und so gut als gar keine Beschäftigung. Daher war er fast beständig auf der Universitätsbibliothek, und rühmte sich, es sey kein Buch auf derselben, das er nicht in Händen gehabt habe. Sein Scharfsinn brachte ihn dann auf manche Untersuchungen. Die theologische Litteratur fing alsdann erst an, ihn zu interessiren, da ihm der Einfluß der Theologie auf das menschliche Geschlecht interessant ward: und die Kirchenhistorie interessirte ihn, weil er glaubte, man habe sie immer nur einseitig, nach dem gegebenen System, und noch gar nicht aus den Quellen geschrieben; wo er aber glaubte, es sey etwas aufzuräumen, dahin trieb ihn sein Scharfsinn. Daher kam auch seine Meinung über Orthodoxie. Diese Folge von Ideen könnte, dünkt mich, näher erklären, wodurch ihm Berengarius interessant ward. Aber die nächste Veranlassung war, daß er als Bibliothekar seine Pflicht thun wollte. Damals hatte Lessing seine Emilia Galotti meist fertig, und weiter keine Gedanken an das Theater. Das Hamburgische sogenannte akademische Theater war gescheitert, in Mannheim hatte man ihm vergebliche Hoffnung zu Errichtung eines National-Theaters gemacht, und ihm unverzeihlich unartig begegnet. Die Schauspieler, die Lessing nachher sah, und die seine Stücke jämmerlich verhunzten, machten, daß ihm alle Lust verging, für solche Leute zu schreiben. Er war damals aus anderen Ursachen ziemlich mißmüthig, worüber ich unten mehr sagen werde. In diesen Stunden

besuchte die Muse ihn nicht. Gerade deßhalb war ihm eine Arbeit willkommen, wie der Berengarius, die ihn amüsirte, die ihn beschäftigte, ohne ihn anzustrengen.

2) Ein Jude, der sich damals in Breslau aufhielt. Er war wegen vieler witzigen Einfälle bekannt.

(Hier fehlt nun meine ganze Korrespondenz mit Lessing, von 1763 bis 1767, welche durch die Unart der Erben meines Freundes Moses, mir meine Korrespondenz vorzuenthalten, und sie ohne mein Wissen und ohne meine Erlaubniß hier und da mitzutheilen, verloren gegangen ist.)

23.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 2. Februar 1768.

Liebster Freund,

Es ist doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht schreiben. Denn diesesmal, weiß ich doch ganz gerecht, sind Sie mir eine Antwort schuldig, auf den Brief nämlich, worin ich Ihnen Ihre Spöttereien über die Buchdrucker Bode und Lessing,[1]) und über das neue Journal beantwortet. Für das letzte sollen Sie nun wohl Respekt bekommen; nachdem wir Klopstock's Herrmann, dessen Oden und

Abhandlungen über das Sylbenmaß der Alten, Gerstenberg's Ugolino, ein Lustspiel von Zachariä, und ich weiß selbst nicht, wie viel andere schöne Sachen, dazu erhalten haben. — Wir werden uns also mit unserm Journal vor keiner Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der Allgemeinen, noch vor der Klotzischen. Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln! und in was für einem Tone! Das zweite Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger [2]) fangen schon ritterlich an, sich über den Hrn. Geheimen Rath lustig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht.

Ich habe Ihnen, liebster Freund, einige einzelne Theile von englischen Dramaticis gelassen. Wenn Sie sie nicht mehr brauchen, so seyn Sie so gütig, sie mir je eher je lieber anher zu schicken. Ich brauche solchen Bettel jetzt alle Tage und Stunden. Ich muß um mich greifen, um die Materie zu meiner Dramaturgie so lange zu dehnen, bis die Gesellschaft wieder nach Hamburg kommt. Sie wissen ja wohl, daß sie jetzt in Hannover ist, wo sie mit vielem Beifalle spielt. An ihrer Statt haben wir französische Komödie und französische Operette. Morgen fängt auch eine Opera buffa hier an. [3]) Unter den Franzosen sind ein Paar gute Leute. —

Herr Moses hat noch ein englisches Buch von

mir, welches eigentlich nicht mein ist, sondern das ich selbst hier geborgt habe. Es ist Search über den freien Willen, oder wie der Titel heißt. Dieses, liebster Freund, lassen Sie sich gleichfalls geben, und schicken mir es mit, sobald Sie an einen hiesigen Buchhändler etwas senden. — Was macht unser Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillschweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm schreiben darf.

Was macht Ramler? Auch ihm habe ich noch nicht geschrieben; aber ehe er sich es versieht, werde ich für ihn geschrieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutschen zu bunt.[4]) Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann. Oder meinen Sie, daß meine Dramaturgie noch so ziemlich nach diesen Briefen schmeckt?

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Lessing hatte mit Bode, der als Übersetzer des Tristram Shandy berühmt geworden, damals in Hamburg ein Unternehmen angefangen, dessen wahre Beschaffenheit ich hier um so viel lieber etwas aus einander setzen will, da der jüngere Herr Lessing, in dem

Leben seines Bruders, S. 268, einen nicht ganz deutlichen Begriff davon gegeben hat, und da in den folgenden Briefen, wie in meinen Anmerkungen, mehr davon vorkommen wird. Bode hatte in Hamburg eine Buchdruckerei angelegt, und dachte sie ins Große zu treiben. Daß seine Absicht damals gewesen sey, mit einem russischen Officier auf Reisen zu gehen (wie Lessing in einem Briefe an seinen Bruder sagt), ist vermuthlich eine Idee gewesen, die nicht ausgeführt ward; denn Bode wollte damals eben heirathen, und die Buchdruckerei erforderte seine Gegenwart. Bode war ein vortrefflicher Mann, hatte aber die Buchdruckerei nicht gelernt, und also von der Art, wie man sie mit Vortheil betreiben muß, nicht ganz richtige Begriffe. Auch vom Buchhandel, sowohl von der Art, wie er zu betreiben wäre, als von dem Vortheile, den er abwerfen könnte, hatte er ebenfalls viele unrichtige Ideen. Beides hat er mir nachher, als er durch Erfahrung war belehrt worden, selbst gestanden. Lessing war auch ein vortrefflicher Mann, machte sich aber vom Buchhandel ebenfalls ganz unrichtige Vorstellungen, auf die er mit seinem gewohnten Scharfsinne ein System davon aufbauen wollte. Darüber hatte ich zuweilen mit ihm mündlich, halb in Scherz, halb in Ernst, gestritten; wobei Moses, da es meistens auf allgemeine Principien der Kaufmannschaft ankam, auf meiner Seite war. Obgleich Lessing sich von mir nicht überzeugen ließ, so hatte er doch durch unsern Streit so viel eingesehen, daß bei jeder Unternehmung eines Buchhandels ein Risiko vorhanden ist, dessen Umfang man ohne lange Erfahrung nicht wohl voraussehen, und dem man oft, bei aller Vorsicht, nicht entgehen kann. Da er nun sich mit Bode in die Unternehmung einließ, war er hauptsächlich darauf bedacht, dies Risiko zu vermeiden; weil er wohl einsah, der große Vortheil, den sich beide Gesell=

schafter versprachen, möchte sonst nur eingebildet seyn. Hierzu hatte sein Scharfsinn folgende beide Mittel erdacht: 1) Sie wollten die Bücher, welche sie verlegten, nicht selbst auf den Messen verkaufen, sondern sie noch vor jeder Messe nach dem bescheinigten kostenden Preise mit 20 p. C. Vortheil an einen Buchhändler verkaufen, welcher über die Summe seine Wechsel, auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben sollte. 2) Sie wollten nichts als die Werke der besten deutschen Schriftsteller drucken, und diese sollten in einem Journale erscheinen, wovon in jeder Messe zwei oder mehr Bände herauskommen sollten.

Von diesem Projekte gab mir Lessing in einem jetzt verlorenen Briefe Nachricht, und verlangte meine Meinung. Ich antwortete in einem gleichfalls nicht mehr vorhandenen Briefe: ad 1. es würden sich keine Abnehmer finden. Solide Buchhändler würden nicht Verlag kaufen wollen und können, den andere nach ihren eigenen Ideen in Absicht auf Auflage, Kosten aller Art, Einrichtung des Drucks rc. anschafften. Ich setzte hinzu, solide Buchhändler würden sich nie entschließen, das Risiko der Ideen eines Andern ganz zu übernehmen (da dieses Risiko gerade die größte Schwierigkeit des deutschen Buchhandels macht), und ihm noch dazu 20 p. C. Vortheil, ohne alles Risiko, zuzugestehen. Diejenigen Buchhändler aber, die sich solche Bedingungen gefallen ließen, würden am Ende ihre Wechsel nicht bezahlen. Der Erfolg hat genugsam gezeigt, daß ich hierüber richtig geurtheilt hatte. Ich setzte noch hinzu: der Buchhändler brauche zwar nothwendig Verlag, der gut abgehe, sonst könne er seinen Sortimentshandel nicht treiben; aber ein Buchhändler könne auch selbst von gutem Verlage zu viel haben, und derjenige, der seine Bilanz überdenke, werde finden, daß er auch den besten Verlag nicht ohne Maaß mit Vortheil drucken könne. Dies hatte mich damals

schon die Erfahrung gelehrt. Ich erläutere es noch mit dem Gleichnisse, daß ein Mensch nicht ohne Blut leben, doch leicht zu viel Blut haben könne. Aber Lessing war nicht zu bedeuten. Er meinte, je mehr man von den Werken der besten Köpfe verlege, desto mehr werde man verkaufen, und hatte lauter baaren Verkauf im Sinne. Ad 2. wiederholte ich, was ich ihm schon mündlich gesagt hatte, daß diejenigen Schriftsteller, welche der Gelehrte und der Mann von Geschmack für die besten erkennt, sehr oft für den Buchhändler in Ansehung des Debits nicht die besten sind. Dasjenige, was ich mit Lessing geschwatzt hatte, gab Anlaß zu dem Gespräche über die Vorzüglichkeit der schlechten Schriftsteller für die Buchhändler, welches im ersten Bande von Nothankers Leben steht. In meinem Briefe an Lessing mochte ich wohl, in dem unter uns gewöhnlichen Tone, über den Scharfsinn der Theorie gelacht haben, wodurch ein Risiko sollte vermieden werden, welches so sehr lange Erfahrung nicht hatte verhüten können.

2) Die Königsbergische gelehrte Zeitung.

3) Diese französische Komödie und italienische Opera buffa waren Ursachen unter mehreren, daß das hamburgische akademische Theater unterging. Dies wird der Erfolg bei jeder deutschen Bühne seyn, die sich mit ausländischem Schauspiele vermischt.

4) In der Klotzischen Bibliothek stand eine sehr plumpe Recension der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutschen.

24.

Nicolai an Lessing.

Berlin, den 24. Februar 1768.

Mein liebster Freund,

Das einzige Mal, da Sie, Ihrer Meinung nach, Recht haben sollen, haben Sie Unrecht; denn ich habe keinen Brief erhalten, worin Sie meine Spöttereien über die Buchdrucker Lessing und Bode widerlegen. Vielleicht ist es mit diesem Briefe gegangen, wie mit dem Briefe und Pakete, worin 6 Exemplare von Pope ein Metaphysiker waren, das Herr Voß im Jahre 1755 an Sie nach Leipzig absenden wollte, und das vorgestern in einem Winkel seines ehemaligen Ladens unter dem Rathhause ist wieder gefunden worden.[1]) Wenn Sie einmal aus Hamburg wegreisen werden, so wird mir wohl derjenige, der in Ihre Stube zieht, Ihren Brief zuschicken.

Für Ihr neues Journal habe ich allen Respekt. Wenn Sie lauter solche Sachen einrücken, als diejenigen, die ins erste Stück kommen sollen, so wird es alle, die jemals gewesen sind, übertreffen. Befleißigen Sie sich nur auf Vorrath von Manuscript; und lassen Sie die besten Schriftsteller Deutschlands fein fleißig schreiben. Das ist die Hauptsache, wenn die Fortsetzung ununterbrochen erfolgen soll.

Nehmen Sie ein Exempel an Hrn. Klotz; der hat großen Vorrath von allem, was er zu seiner Bibliothek braucht. Er macht sich's aber auch nicht so schwer, als Sie; er braucht nichts als Unverschämtheit, auch hat er in vier Monaten schon drei Stücke fertig geliefert. — In der That weiß ich nicht, was aus dieser Bibliothek noch werden wird. Ich glaube aber eben wie Sie, daß sie nicht lange bestehen kann; denn die Parteilichkeit ist gar zu groß, und die unerhörte Art, wie der Herr Geheime Rath sich selbst lobt, und von seinen Schülern loben läßt, mißfällt allen Lesern. Es freuet mich schon im Voraus, zu vermuthen, daß Sie heute oder morgen einen Tanz mit ihm wagen wollen. Er sticht auch Sie beständig an, so wie mich und die deutsche Bibl. Ich verachte ihn aber; und das werden Sie auch thun, was Ihre eigene Sache betrifft; aber freilich eher könnten Sie herausplatzen, um Ihre Freunde Ramler, Klopstock und Gerstenberg zu vertheidigen.

Wagen Sie es also nur immer, und versuchen Sie, ob Sie ein Litteraturbriefchen schreiben können; denn obgleich freilich Ihre Dramaturgie (wie Sie selbst zu empfinden scheinen) so ziemlich nach einem Verfasser der Litteraturbriefe schmeckt: so gehört es doch zu einem Litteraturbriefe wesentlich, daß er wider deutsche Schriftsteller muß gerichtet seyn; und Ihre Dramaturgie hat es nur mit Franzosen zu thun. Richiers[2]) Freundschaft haben Sie ganz

verscherzt. Ich sehe ihn zuweilen bei Herrn Moses, und da sollten Sie Ihre Lust hören, wie wir über die Dramaturgie disputiren.

Sie wollen etwas recht Neues wissen? Gut! so wissen Sie denn, daß ein junger Mensch Ihre Dramaturgie an Voltaire geschickt hat, mit Bitte, darauf zu antworten. Der Brief war vermuthlich schlecht französisch geschrieben; denn Voltaire antwortet ihm folgendermaßen:

„Mein Herr, ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meinen Widersacher zu verstehen. Sie melden mir, daß des Herrn Lessing's Blätter gut geschrieben sind. In der That, wenn er so gut Deutsch schreibt, als Sie Französisch, so müssen sie ganz vortrefflich seyn."

Nun! so wie es sich gehört, schreibe ich Ihnen zuletzt, was Sie zuerst wissen wollten; nämlich, wann Sie Ihre englischen Dramaticos wieder bekommen sollen. — Noch nicht, mein Herr; denn Sie sollen wissen, daß, wenn Sie zu dehnen nöthig haben, so habe ich's eben so nöthig. Doch weil ich voraussehe, daß ich die Recension von ** noch nicht so bald werde machen können, so habe ich sie, nebst den englischen Dramaticis, ** übergeben. Bekommen Sie sie also nicht bald, so halten Sie sich an diesen. Aber den *Search* on free will bekommen Sie anbei. Sie können sich damit, wie die Teufel beim Milton, die Zeit vertreiben. Ein Exemplar der neuen Ausgabe des Phädon liegt auch anbei,

nebst einem herzlichen Gruße von Moses. Ramler ist krank gewesen, befindet sich aber nun besser. Leben Sie wohl, mein liebster Freund! Ich bin

stets der Ihrige,
Fr. Nicolai.

1) Nämlich ein untreuer Dienstbote hatte vermuthlich das Porto des frankirten Pakets unterschlagen wollen, und daher das Paket unter ein Bücherregal gesteckt, wo es erst nach 15 Jahren, als der ganze Laden geändert ward, gefunden wurde.

2) Von diesem Manne s. Lessing's Leben von Schink, im 1sten Bande dieser Ausgabe S. 28 u. f. Richier ward zuletzt Sekretair des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrich's des Großen.

25.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 9. Jun. 1768.

Liebster Freund,

Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurückgereist, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreise hörte und las ich noch Verschiedenes von dem bewußten Manne, [1]) so daß mir alle Lust verging, mich mit ihm mündlich zu besprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in diesem und jenem vielleicht zu verschnappen, was ich jetzt gegen ihn

Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen von geschnittenen Steinen dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Bessern zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerei nicht verstehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächsten Blätter der hiesigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit seyn; ich bin im Anschlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie seine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus gelesen? Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den Imaginibus majorum bei den alten Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er durch diese Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt, und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir schon vorlängst aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Desto lustiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recension für Ihre Bibliothek werden soll! Es muß eine eigene Schrift werden: Über die Ahnenbilder der alten Römer. Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieser Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradiren würde. Was meinen Sie, soll ich sie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht zehn bis zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks müßten Sie mir

lediglich überlassen. Indeß verbindet Sie diese Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umstände Nein sagen. Ich drucke sie sodann entweder für Hrn. Voß, oder für Hrn. Cramer's aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß sie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Kompilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich. — Schreiben Sie mir also mit der nächsten umgehenden Post Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt sind, wie stark die Auflage werden soll.

Was machen meine Schuhe? [2] Sobald sie fertig sind, schicken Sie mir sie doch ja. Die Weiber, denen sie gehören, glaube ich, müssen indeß barfuß laufen; so sehr plagen sie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unsern Moses schreibe, und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß Beide von mir herzlich. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Nämlich Kloz in Halle.

2) Dies bezieht sich auf einen verlorenen Brief.

26.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 14. Jun. 1768.

Liebster Freund,

Ihren Brief vom 9ten habe ich erhalten. Es ist mir wirklich Ihretwegen selbst angenehm, daß Sie nicht in Halle gewesen sind. Ich kenne diesen Menschen nun aus der Erfahrung so sehr, daß ich gar nicht zweifle, Sie würden eins oder das andere gesprächsweise gesagt haben, wovon er dann schlechten Gebrauch gemacht hätte. Ich weiß, daß er die unschuldigsten Dinge mißbraucht, wenn es darauf ankommt, seine Eitelkeit und seine Rachsucht zu befriedigen, welchen beiden Leidenschaften er alles aufopfert.

Als Sie von der Vorrede zum Caylus anfingen, so dient zu wissen, daß ich mir nichts anderes einbildete, als daß Sie mir eine Recension für die deutsche Bibliothek ankündigen wollten; denn woran sollte ich auch wohl eher denken? Aber Sie wollen einen ganzen Traktat schreiben? Desto besser! ob ich ihn verlegen will? Das versteht sich! Aber Sie machen bei dem Vorschlage eine Miene, als wenn Sie mir wollten zu verstehen geben, daß die Ahnenbilder eben nicht die Götzen sind, von denen man Reichthum erbitten muß. — Freilich habe ich es Ihnen, wie Sie wissen, schon oft eingeprägt, daß

die Buchhändler von den gelehrten und vernünftigen Büchern gar nicht reich werden, so wenig als von Städten, wo viel Lektüre herrscht, sondern von dummen Zeuge, das Lessing gar nicht zu Gesichte bekommt, und von dummen Provinzen, wo meines Freundes Lessing's Schriften kein Mensch lesen will. Ihr witzigen Köpfe habt nun mit Eurem feinen Schreibpapiere, mit Eurer Kritik, mit der Ihr den Leuten die Augen öffnet, mit Eurem Quartformat, mit Euren rothen Linien, mit Euren Vignetten von Meil, und mit tausend anderen solchen Teufeleien den Handel vollends verdorben, daß es eine Sünde und Schande ist. Inzwischen ich, der ich das besondere Glück habe, daß in meinem Verlage viel schlechte Bücher, die gut abgehen, befindlich sind, ich denke denn, sie werden ja noch wohl ein Traktätchen von zwölf Lessingischen Bogen übertragen können; also will ich mir immer gute Freunde mit dem ungerechten Mammon machen, und Herr Bode mag nur für meine Rechnung drucken, wie er und Sie wollen: nur nicht in Quartformat; Sie wissen, was ich für eine Abneigung gegen das Quartformat habe. [1])

Inzwischen, da ich mich so großmüthig entschließe, einen Theil des klaren Gewinnstes von der deutschen Bibliothek den Ahnenbildern zum Opfer zu bringen, so hoffe ich doch auch, Sie werden sich gegen die Bibliothek erkenntlich bezeigen. — Eine Recension von Klotz von geschnittenen

Steinen, und Caylus von Alterthümern — nicht wahr? Im Ernst: daß Sie Klotzen in der neuen Zeitung widerlegen, ist zwar recht gut; aber diese Zeitung ist nicht bekannt genug, und also kommt die Widerlegung wenigen Leuten zu Gesichte. Die deutsche Bibliothek wird mehr gelesen. Schreiben Sie mir, ob Sie diese Recensionen wirklich liefern wollen. Es würde mir in der That sehr angenehm seyn; denn Sie sehen leicht ein, daß mir daran gelegen ist, Hrn. Klotzen's Schriften recht gründlich beurtheilt zu sehen; und dennoch giebt es so wenig Leute, die sich um geschnittene Steine, Münzen und Alterthümer bekümmern, und die Wenigen, die es verstehen, fürchten sich vor ihm, und loben ihn wider Gewissen. So schleicht er allenthalben durch. Wenn man aber die Welt überzeugen könnte, daß es mit seiner gerühmten antiquarischen Wissenschaft und Belesenheit auch nicht weit her ist, so würde dies einen großen Eindruck machen. Freilich würden Sie sich Mühe geben müssen, den lammsartigen Ton der Bibliothek anzunehmen, damit nicht in allen Zeilen Lessing durchschiene. Hic Rhodus hic salta! Hier versuchen Sie einmal, ob Sie das thun können, was wir Ihnen so oft abgesprochen haben, Ihre Schreibart verstellen. [2]) Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

Nachschrift.

Ihre Schuhe sind bestellt, aber noch nicht fertig; sobald sie es sind, sollen Sie sie sogleich haben. Die Damen, die eines so feinen Geschmacks sind, daß Sie nur Schuhe von Genies verfertigt tragen wollen, müssen wissen, daß große Schuster, so wie große Künstler, nur arbeiten, wenn sie aufgeräumt sind. Heute werde ich wohl Ramlern und Moses sprechen, die sollen Ihre Grüße empfangen.

1) Dies bezieht sich darauf, daß Lessing im Scherz gesagt hatte: Es wäre keine gründliche Gelehrsamkeit mehr in Deutschland, weil man alles in 8vo und 12mo und nicht mehr in Fol. und 4to drucke.

2) Dies bezieht sich darauf, daß Lessing im Gespräche gesagt hatte, er wolle einmal etwas schreiben, das Moses und ich nicht an der Schreibart kennen sollten.

27.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 5. Jul. 1768.

Liebster Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es ist mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen

hat; Sie sollen bald ganz andere Dinge sehen. Aber eine Recension von seinem Buche über die geschnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieses Buch so viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25sten Briefe darüber, in Form und Tone des in dem Korrespondenten eingerückten, schreibe; und diese Briefe zusammen lasse ich unter dem Titel: Briefe antiquarischen Inhalts, und meinen Namen, drucken. Sie sollen nächstens die ersten Bogen davon haben. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer speien; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringste Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verschiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz seines Plagii desto augenscheinlicher zu überführen. Er ist der unwissendste, unverschämteste Ausschreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen sehe, so bestätigt sich die Nachricht von Winkelmann's Tode. Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte. Das kommt aber daraus, wenn man Kaiser besucht, und Schätze sammeln will.

Das Recept, in Klotzen's Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hiesigen Zeitungsschreiber wohl

nicht zu brauchen wagen.[1]) Noch fürchten sie sich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl; und grüßen Sie mir Hrn. Moses und Ramler.

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Ich kann mich nicht erinnern, worauf das geht.

28.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 1. August 1768.

Liebster Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder schreibt mir zwar, daß es mir Hr. Moses verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig ist. Haben Sie die folgenden Briefe in der hiesigen neuen Zeitung gelesen? Da haben Sie hier die vier ersten Bogen, so wie ich sie zusammen drucken lasse; unter dem Titel: Briefe antiquarischen Inhalts! Die Materie wird interessanter, sobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz selbst komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verschiedene Dinge nach meinem Sinn

auseinander zu setzen, in welchen ich glaube, daß sich sogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie diese Briefe auch verlegen sollen. So viel wird die Bibliothek schon abwerfen.[1]) Sie werden 15 bis 16 Bogen stark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweiten Theil, weil ich sie leicht in solche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen so billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern so hoch angesetzt wissen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem solchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächsten Stücke des Korrespondenten auf die Recension von Meusel's Apollodor Acht. Sie ist von mir. Ich hätte sonst noch Fehler genug darin angestrichen, daß ich leicht auch eine Recension für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder sagt mir, daß Hr. Moses Klotzen's Büchelchen vom Alterthum recensirt habe: schicken Sie mir doch das, sobald es gedruckt ist.

Leben Sie indeß wohl, und vergessen Sie nicht, daß Sie mir noch außer diesem auf einen Brief Antwort schuldig sind. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Dies bezieht sich auf meinen vorigen Brief.

29.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 9. August 1768.

Liebster Freund,

Man sagt, daß die hartnäckigsten Sünder die eifrigsten Bußprediger seyn sollen; — dies sieht man an Ihnen. Kaum bin ich Ihnen auf Ihren vorigen Brief eine Antwort einige Wochen lang schuldig geblieben, da Sie mich schon im letztern daran erinnern. Sie haben Recht; aber fast möchte ich mit dem Pharisäer sagen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!

Es dünkt mich sehr schicklich, daß die Abhandlung von Ahnenbildern lieber als der zweite Theil der antiquarischen Briefe gedruckt werde. Aber alsdann vergessen Sie auch nicht, daß Sie auf den Titel des ersten setzen lassen: Erster Theil; denn Ihnen ist es einerlei, mir aber vortheilhaft, wenn dieses geschieht.

Aber was hat Ihr Buchdrucker gemacht, daß er die Signaturen (A B C) unter den Bogen weggelassen! Das ist etwas Unerhörtes. Glauben Sie, daß dies mir große Konfusion und wirklichen Schaden machen wird; denn weil das Buch nicht ordentlich kann kollationirt werden, so werde ich beständig Defekte aufzusuchen haben. Ich bitte Sie also sehr, von dem ersten Bogen beim Empfang dieses, an

dem gedruckt wird, die gehörige Signatur setzen zu lassen, und Erster Theil dazu. Ich bitte Sie recht sehr darum. Glauben Sie mir, daß diese Vorsicht höchst nöthig ist.

Die Einrichtung des Titels gefällt mir auch nicht recht. Die Buchstaben sind oben zu groß und unten zu klein. Das griechische Motto muß kleinere Schrift seyn.

Am Ende des Werkes bitte ich Sie, setzen zu lassen: Hamburg, gedruckt in der Bodeschen Druckerei. Ich habe meine Ursachen dazu.

Ich habe die Briefe alle mit Vergnügen gelesen; auch Hr. Moses. Dieser ist nebst mir der Meinung, daß Sie zu heftig werden. Es ist wahr, Klotz verdient kein Menagement. Aber Ihnen selbst wird es verdacht werden, daß Sie heftig sind.

Herr Moses hat Klotz vom Alterthume, und ich seine Hist. numm. obsid. und satyr. recensirt. Ich weiß, er wird Feuer und Flammen speien. Wir haben ihm derb die Wahrheiten gesagt, die er verdient.

Die Recension von Meusel's Apollodor in dem Korrespondenten habe ich gelesen, und aus ein Paar Stellen gleich auf Sie gemuthmaßt. Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

30.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 27. August 1768.

Liebster Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande gewesen; das ist die Ursache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren sechse auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur gestehen, daß sie der Buchdrucker nicht vergessen, sondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglassen müssen.[1]) Wozu der Bettel, der das Viereck der Kolumnen so schändlich verstellt? Da ist der Kustos, da sind die Pagina, der Kolumnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das ist noch nicht genug, die Bogen zusammen zu finden? Muß auch der Bursche, welcher kollationirt, noch sein besonderes Hülfsmittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pag. 1. 17. 33. 49. 65. u. s. w. collationiren? So raisonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung so sehr protestiren würden. Nun gut, bei dem zweiten Theile wollen wir die Signatur wieder herstellen; aber mitten in diesem Theile sie wieder vorzusuchen, bedenken Sie selbst, welchen Übelstand das verursachen würde! Lieber daß sie mit Fleiß weggelassen, als zur Hälfte vergessen zu seyn scheint. Ich will schon sorgen, daß die Exemplare richtig und gut zusammengeschlagen werden.

Die Recension von Meusel's Apollodor ist von mir; aber sehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern sie der ** mit Fleiß abdrucken lassen! Er ist Klotzen's geschworener Waffenträger. Ich lege auch die Zeitung bei, in welcher ich auf Klotzens kahle Antwort im 133sten Stücke des Korrespondenten geantwortet.

Über den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entschuldigen. Dergleichen Dinge müssen ein wenig heftig gesagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächstens ein Mehreres! Aber antworten Sie mir auch.

Dero
ergebenster Freund und Diener,
Lessing.

1) Das war eine von mehreren anderen kleinen Grillen, die Lessing zur Verbesserung der Buchdruckerei im Sinne hatte. Die Erfahrung lehrt, wie nöthig gewisse Dinge sind.

31.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 28. Septbr. 1768.

Liebster Freund,

Den 24sten dieses habe ich Ihren Brief[1]) bekommen, und den 28sten haben Sie von Berlin

abgehen wollen. Ich habe Ihnen also nicht nach Berlin antworten können: das sehen Sie wohl. Es ist Ihre eigene Schuld; warum lassen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erste Theil ist fertig. Wenn Sie wollen, so will ich an dem zweiten sacht anfangen lassen. Materie sehe ich genug vor mir; aber es ekelt mich schon vor Klotzen; ich werde fleißig Abschweifungen machen, um mir bessere Gegner zu suchen. Aber —

Dieses Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht. Gott sey Ihnen gnädig, wenn vor dieser Zeit der zweite Theil nicht fertig ist! Ich dächte also, ich überschlüge meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könne. Was meinen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hieraus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen, als in Deutschland.

Ich lasse das Verzeichniß von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauktionirt werden sollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin schicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und lassen Sie, nicht den Buchhändler, sondern den Freund, sie ein wenig bekannt machen. Sie werden besonders vortreffliche italienische Sachen darin antreffen.

Zu Ersparung der Kosten bin ich entschlossen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es ist also gewiß, daß wir einander so bald nicht wieder zu sprechen bekommen dürften, wenn Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte, Sie kämen, um zugleich auch noch unser Theater zu sehen, welches auf Ostern gleichfalls auffliegt. Die besten Akteurs gehen alle ab; denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es also auch vorbei!

Ich schreibe Ihnen so viel von meinen Umständen, nicht sie Anderen zu sagen, welches ich Sie sehr bitte, nicht zu thun: sondern bloß, damit Sie sie wissen, und Moses und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgesagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß

meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber an dem zweiten Theile der antiquarischen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recensionen in der deutschen Bibliothek über Klotzen haben mir beide sehr wohl gefallen. Sein Geschmiere von Münzen habe ich nicht gelesen; ich habe nie etwas anderes darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von seinem Charakter noch weit weniger, als von seiner Gelehrsamkeit. Sie haben doch wohl die neuesten Stücke des Korrespondenten gelesen? Er beschwert sich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm soll gesagt haben. Darf der Mann sich über Anzüglichkeiten beschweren, der in seiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm!

Melden Sie mir doch, was Hr. Lambert von der Folge der Briefe gesagt hat, in welchen mehr von der Perspektive vorkommt. Allerdings ist mir sein Beifall nicht gleichgültig,[2]) und ich wünschte, mich über verschiedene Dinge mit ihm expliciren zu können.

Machen Sie doch, daß Hagedorn in Dresden und Ernesti in Leipzig ein Exemplar in meinem Namen erhalten. Dem Appellationsrath Platner[3]) schicken Sie gleichfalls eins.

Leben Sie wohl, und wenn Sie können, so schreiben Sie mir einmal aus Leipzig.

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Dieser Brief ist auch verloren.

2) Ich hatte Lessingen gemeldet, daß seine antiquarischen Briefe dem Mathematiker Lambert gefielen.

3) Dem Verf. der Lanx Satura, dem ältern Bruder des berühmten Philosophen.

32.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 7. October 1768.

Liebster Freund,

In dem Meßkatalog habe ich Verschiedenes gefunden, worüber ich Nachricht haben möchte. Was für ein Ding sind die romantischen Briefe, die Sie verlegt haben? Wer hat sie geschrieben?[1] Was ist Ratzeberger's Vertheidigung für ein Schartekchen?[2] Wer hat die kritischen Wälder ankündigen lassen?

Wenn Sie mir nicht während der Messe antworten können: so thun Sie es wenigstens gleich

nach der Messe. Schreiben Sie mir doch auch, wo die neue Auflage der Fragmente[2]) bleibt?

Leben Sie wohl! Ich bin

Dero

ergebenster,

Lessing.

1) Ich kenne den Verfasser dieser in meinem Verlage gedruckten Briefe noch nicht. Ich erhielt sie vom Hrn. Prof. Müller, der damals in Berlin am Joachimsthalischen Gymnasium stand. Der im J. 1800 herausgekommene 2te Theil, worin die Geschichte geendigt wird, hat einen andern Verfasser.

2) Ich hatte die erste Idee zum Vademekum für lustige Leute, und war Willens, sie in meinem Verlage einmal künftig auszuführen. Dies wußte der sel. Buchhändler Mylius in Berlin. Als er sich etablirte, ersuchte er mich, ihm diese Idee zur Ausführung zu überlassen. Ich willigte ein, und gab ihm die Bücher, die ich schon dazu gesammelt hatte. Ich hatte an der Ausführung keinen Theil, außer daß ich dem Verleger nachher bei Gelegenheit Beiträge gab, und die zweite Auflage des ersten Theils ganz durchkorrigirte, weil dieser Theil meist aus Joe Miller's Jests, aber ganz unerträglich steif, übersetzt war. Ich wählte auch den Titel, über den man erst sehr unschlüssig war, und machte in einer muntern Viertelstunde, unter dem Namen Sir. Ratzeberger's, eine Zueignungsschrift an den damals aus Spott so genannten schwarzen Zeitungsschreiber in Hamburg, oder den Verf. der Hamb. gelehrten Nachrichten, einen Mann, der sich gegen alle gesunde Vernunft auflehnte. Diese Zueignungsschriften setzte ich auf Bitte des Verlegers bis zum 7ten Theile fort, und lachte darin über diese und

jene litterarischen Thorheiten der Zeit. Der Klotzische Unfug nahm damals sehr zu. Ich kündigte daher im Meßkataloge eine Schrift an: Lic. Ratzeberger's Widerlegung der listigen Findlein, womit seine Feinde ihm bösen Leumund machen wollen. Über den Inhalt sehe man meinen folgenden Brief. Das Ding blieb nachher ungedruckt. Die höchst unanständigen Scenen, die Klotz und seine Anhänger spielten, sind jetzt vergessen, und wenn man allenfalls etwas aus der Zeit liest, ergreift einen gleich der Ekel. Damals aber war es beinahe Pflicht, die unverschämten Scharlatanerien, die der deutschen Litteratur Schande machten, in ihrer Blöße darzustellen. Wäre dies nicht geschehen, so wäre das Publikum noch länger von unwissenden Menschen hintergangen worden, und das gründliche Studium der Wissenschaften hätte darunter gelitten.

3) Nämlich Herder's Fragmente.

33.

Nicolai an Lessing.

Leipzig, den 18. October 1768.

Liebster Freund,

Ich bitte Sie allerdings, mit dem Drucke des zweiten Theils unverzüglich anfangen zu lassen; denn vor Ihrer Abreise muß er doch fertig seyn: und was noch mehr ist, ich bin äußerst begierig, die Fortsetzung zu lesen.

Sie reisen also nach Rom, mein liebster Freund! Der Himmel begleite Sie! Es thut mir wehe, Sie zu verlieren, und ich schimpfe insgeheim auf unser Vaterland, das — Doch genug davon!

Ich sehe die Gründe, warum Sie nach Rom reisen, vollkommen ein, und die schönen Künste werden davon großen Vortheil ziehen; aber unser armes Theater, das liegt nun verwaiset — Werden Sie denn nicht noch wenigstens etwas Ihrem Vaterlande als ein Lebewohl hinterlassen?

Wie gern spräche ich Sie noch, ehe Sie abreisten! aber meine häuslichen Umstände — Wenigstens machen Sie in Hamburg eine sichere Gelegenheit aus, bei Kaufleuten, die nach Italien handeln, mit der man Ihnen kleine Pakete senden kann; denn ich werde Ihnen doch wohl alle Messe das Neueste von unserer Litteratur, und was etwa wider Sie geschrieben wird, schicken sollen.

Die antiquarischen Briefe machen hier großes Aufsehn. Selbst Klotzens beste Freunde (z. B. Hofr. Bel) sagen, daß Klotz sich an einen für ihn zu starken Streiter gewagt habe. Klotz ist halb rasend darüber geworden; er hat einen unvernünftigen Brief an mich geschrieben, worin er mir seine Freundschaft auffsagt (der ich längst entsagt hatte), weil ich Schmähschriften gegen ihn druckte, und was der Narrheiten mehr sind. Jedermann ist begierig, zu sehen, wie er sich aus der Sache ziehen wird. Alles freuet sich über die antiquarischen Briefe, denn

bisher hat sich noch niemand getraut, seine Meinung über Klotzens Unverschämtheit öffentlich zu sagen. Aber nun werden gewiß mehrere nachfolgen.

Daß er nach Dresden als Bibliothekar kommen soll, ist ein vermuthlich von ihm selbst ausgesprengtes Gerücht; denn aus Dresden schreibt man hierher, daß man dort nichts davon wisse.

Was die romantischen Briefe sind? Ein kleiner Roman eines jungen Schweizers, der noch kein guter Schriftsteller ist, aber es vielleicht werden kann. Seinen Namen weiß ich selbst nicht.

Nun, — und Ratzeberger's Vertheidigung? Sie merken doch wohl, daß das Werkchen von mir ist — oder vielmehr seyn wird; denn noch ist das Kind in seines Vaters Lenden. Ich werde darin dem Hrn. Geheimen Rath die Wahrheit noch ein wenig ausführlicher sagen, als in der bewußten Dedikation.[1]) Er hat in der Jenaischen Zeitung bekannt machen lassen, daß ich der Verfasser dieser Dedikation sey. Dawider vertheidigt sich Ratzeberger, als wider eine Verleumdung. Er versichert, daß er selbst der Verfasser der Dedikation sey, daß er notorischer Weise in Altona wohne, daß er vielen Leuten und insbesondere dem Hrn. Geheimen Rath bekannt sey. Mit diesem stehe er in vertrauter Korrespondenz. Dieser habe durch ihn die meisten geheimen Nachrichten von den Verfassern der allgemeinen deutschen Bibliothek[2]) u. dgl. empfangen. Er, Ratze=

berger, sey auch derjenige, der die ** und *** schen Briefe den Verfassern weggestohlen habe u. dgl. Sie merken nun wohl, was für eine Wendung die Schnurre ungefähr nehmen kann.

Die kritischen Wälder, glaubten hier emunctae naris homines, würden aus der Klotzischen Schule seyn. Jetzt aber weiß ich zuverlässig, daß sie Breitkopf für Hartknoch in Riga gedruckt hat, und daß Herder der Verfasser ist. Ich habe unter der Hand die Korrektur des ersten Bogens gesehen. Die Schreibart bestätigt, daß niemand als Herder Verfasser seyn kann. Er spricht von Ihnen mit der größten Achtung. Es scheint zwar, daß er in der Folge in vielen Stücken anderer Meinung als Sie seyn werde; doch habe ich davon in den wenigen Blättern, die ich gelesen habe, nicht viel sehen können. Gleich auf der zweiten oder dritten Seite wird Klotz in die Augen geschlagen. Der Verfasser schildert Ihren und Winkelmann's Charakter und Schreibart. Beide Schriftsteller, sagt er, sind sehr von einander unterschieden; aber ich ärgere mich, wenn man den einen auf Unkosten des andern loben will. Dies thut Klotz in einer Note in seinen actis litt., wo er von Winkelmann ungefähr sagt, seine letzten Schriften wären viel schlechter, als die ersten: „denn die Schmeicheleien der Freunde bliesen gemeiniglich die Schriftsteller auf, daß sie in die Welt hineinschrieben, was ihnen in den Kopf käme." „Dies mag," sagt der Verfasser, „der Hr. Geheime Rath

aus eigener Erfahrung wissen; aber von Winkelmann muß er es nicht behaupten."

Ich will an Herdern schreiben. Vielleicht erlange ich von ihm, daß mir die Aushängebogen mitgetheilt werden.

Ihre Reise nach Rom ist hier allenthalben bekannt. Wissen Sie, was Saal[3]) sagt? — Er sagt: Lessing geht nur von uns, den Protestanten dort zu spielen, so wie er in Sachsen den Preußen spielte.[4])

Leben Sie wohl, mein bester Freund! Wollte Gott, ich könnte Sie noch vor Ihrer Abreise sehen! denn mich verlangt sehr, vielerlei mit Ihnen zu plaudern. Doch wer weiß, ob nicht noch Umstände kommen, die mir eine Reise nach Hamburg möglich machen. Leben Sie nochmals wohl! Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

Nachschrift.

Haben Sie Langens Briefe verschiedener Gelehrten an ihn gesehen? Es sind Briefe von Gleim, Sulzer, dem General Stille und Anderen darin. Ramlern und Sulzern wird die Ausgabe dieser Briefe verdrießen; denn wer sieht gern seine Privatbriefe und Privaturtheile, zumal, die man vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben hat, bei seinem Leben wider seinen Willen gedruckt?

1) Des vierten Theils vom Vademekum für lustige Leute. In derselben hatte ich das unverschämte Lob persifflirt,

das sich damals Klotz, Riedel und andere Leute der Art, in den Jenaischen und Erfurtischen gelehrten Zeitungen wechselseitig gaben.

2) Klotz und seine Anhänger wollten nämlich immer errathen, wer diese oder jene Recension in der Allg. d. Bibl. gemacht habe, die ihnen mißfiel. Gewöhnlich riethen sie falsch. Aber denjenigen, auf den sie gefallen waren, schimpften sie auf die pöbelhafteste Weise in drei oder vier ihnen ergebenen gelehrten Zeitungen und Journalen. Man sehe Allg. d. Bibl. IV. Th. S. 326.

3) Nachher General-Accise-Inspektor in Leipzig, bekannt durch die Übersetzung von Goldoni's Lustspielen. Er war Lessing's Freund seit seiner Jugend.

4) Lessing liebte das Disputiren, und haßte den Parteigeist, so wie die Anhänglichkeit an irgend eine Sekte, weil er selbst keiner Partei oder Sekte anhing. Daher haben ihn so manche Leute mißverstanden, die solche Sätze, welche er des Gedankenwechsels wegen aufwarf, für seine Meinung hielten. Ein wenig Muthwillen war zuweilen auch dabei, doch nur bei unbedeutenden Gegenständen. So vertheidigte er im siebenjährigen Kriege, wenn er in Leipzig war, immer die Preußen, und in Berlin dagegen die Sachsen.

34.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 21. October 1768.

Liebster Freund,

Ich schreibe heute größtentheils an Sie in der Angelegenheit eines alten guten Bekannten, der sich

gegenwärtig in Berlin befindet. Es ist Hr. ** aus Leipzig, der von dort weggehen müssen, und gern in Berlin unterkommen möchte. Ich habe ihn an ** rekommandirt; aber es scheint, daß ** entweder nichts kann oder nichts will für ihn thun. Hören Sie also, was ich von Ihnen verlange. Hr. Eberhard ist unser guter Freund; bitten Sie diesen, in meinem Namen, daß er bei dem Minister Horst diesem Manne irgend eine kleine Accisebedienung in der Provinz verschaffe.[1]) Ich sollte meinen, daß dieses etwas sehr Leichtes seyn müßte. ** ist ein geborener preußischer Unterthan; sollte er nicht eben so viel verdienen, als ein — — Franzose? — Oder wissen Sie, lieber Nicolai, sonst etwa einen Rath? Der Mann versteht sich auf den Wollenhandel, und wie ich gehört habe, gut. Könnte ihn Moses nicht etwa bei einer dortigen Wollenfabrik anbringen? Indeß bitte ich Sie, ihm, **, auf meine Rechnung, zwei oder drei Louisd'or zu geben, und ihm solche nebst beiliegendem Briefe zustellen zu lassen. Er logirt im schwarzen Adler, der Post gegenüber. — Wenn ich Ihnen sage, daß mir der Mann sehr nahe geht, so weiß ich, werden Sie Ihr Bestes thun.

Haben Sie schon gelesen, wie verächtlich Klotz von den antiquarischen Briefen in seiner Zeitung urtheilt? Aus dieser Recension soll man schließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und

gar nicht wahr wären. Er besteht z. E. darauf, daß Marcus Tuscher ein Steinschneider gewesen, weil es Füeßli, Gulianelli und Gori sagen. Aber wenn es noch zwanzig solche Herren in i sagten: so ist es doch nicht wahr. Denn sie haben es alle dem Mariette nachgeschrieben, welcher es sich hat weiß machen lassen. Nattern, der so lange mit Tuschern gelebt hat, in Rom und Dänemark, ist hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuscher ein Steinschneider war, so mag er uns seine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recension anmerkte, daß ein Mann, wie Klotz, der die Skribenten nicht verspottet, sondern brandmarkt, und die infamirendsten Personalitäten von ihnen in die Welt schreibt, alles Recht verloren hat, sich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beschweren. Dieser Styl hat anzüglich seyn sollen, und muß es seyn, wenn man die Welt wegen eines solchen Windbeutels desabusiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich so bald von seiner Spur nicht will abbringen lassen, er mag auch noch so viel Seitensprünge versuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, so verlohnte es sich ja wohl der Mühe, seine Fehler zu verbessern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit sonst gelehrten Leuten gemein, und diese sind es, bei welchen ich mich in

dem zweiten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht sagen kann, daß sie eine bloß persönliche Zankschrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, sobald er die Briefe erhalten, an mich geschrieben. Er ist es selbst, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borghesischen Fechters in den Göttingischen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun selbst, daß er seine Meinung anders hätte ausdrücken sollen, und daß er auf keine Weise hätte sagen müssen, daß ich diese Statue mit einer zu Florenz verwechselte. Er verspricht mir sogar, dieses nächstens zu widerrufen. Seine Meinung ist bloß, daß meine Deutung des Borghesischen Fechters noch eher auf den Miles Veles zu Florenz passen würde, als auf jenen. Und das ist freilich etwas ganz anderes, als er in den Anzeigen gesagt zu haben schien.

Ich werde an dem zweiten Theile der Briefe anfangen, sobald ich mit meinem Catalog und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen seyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreise noch damit fertig zu werden, die auf den Februar festgesetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopstock versprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu besuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Absicht, die für seinen Ruhm eine zweite Messiade werden kann, wenn sie ihm gelingt. [2]) Aber dieses Räthsel muß zur Zeit noch unter unseren Freunden bleiben, so Räthsel, als es ist. Ich denke

zwar, ich habe Ihnen in Leipzig schon etwas davon gesagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen seiner Wälder zu sehen bekomme, so soll es mir lieb seyn. Denn sonst dürfte ich sie wohl so bald nicht zu lesen erhalten. Ich denke, in Rom andere Arbeit vor mir zu finden; und ich erlasse Sie daher Ihres Versprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unseres Vaterlandes nachzusenden.

Vor vierzehn Tagen war der Kammerrath Heineken hier; er besuchte mich, und von ihm hörte ich zuerst, daß es mit Klotzens Berufung nach Dresden nichts seyn könnte. Er sagte mir aber dabei, daß Hagedorn dessen großer Freund sey. Ich darf also nicht hoffen, daß dieser mit den antiquarischen Briefen sehr zufrieden seyn wird. [3])

Leben Sie wohl! Meine Empfehlung an Moses und Ramler: wenigstens werde ich Beiden noch einmal schreiben, ehe ich von hier abreise.

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Es wurden Schritte deßhalb gethan; aber sie konnten den Umständen nach nicht von Wirkung seyn.

2) Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichstein, Röm. Kais. Gesandten in Kopenhagen, die Hoffnung geschöpft, Kaiser Joseph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichsten deut=

schen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutsche Gelehrsamkeit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und Hamburg sehr große Hoffnungen. Sie wurden freilich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geschöpft haben, wenn man Kaiser Joseph's wahre Gesinnung über Gelehrsamkeit, und den Zustand der Litteratur in Wien unter Maria Theresia, recht gekannt hätte.

3) Heineken war gegen den Herrn v. Hagedorn sehr widrig gesinnt, und brachte auch Lessingen widrige Gesinnungen gegen ihn bei, da er ihn sonst hochschätzte. Hagedorn hielt anfänglich etwas von Klotz; seine Meinung änderte sich aber, da er ihn besser kennen lernte; seine Hochachtung für Lessing blieb unverändert. Seine Briefe an mich können es bezeugen. Man sehe unten meine Anmerkungen zum Briefe Nr. 43.

35.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 8. Novbr. 1768.

Liebster Freund,

Ihr Freund ** dauert mich von Herzen. Aber noch sehe ich wenigstens keine gewisse Hoffnung, ihm zu helfen. Hr. Eberhard muß jetzt in Hamburg seyn, wohin er (doch sub rosa) den jungen Herrn von der Horst in die dortige Handlungsakademie gebracht hat. Vermuthlich hat er Sie besucht. Ich dächte, es wäre nicht übel, wenn der junge Herr

von der Horst deßhalb an seinen Vater oder sonst jemand schriebe. Wenn Hr. Eberhard zurückkommt, wollen wir alles mögliche thun. Hr. Moses will sich wegen einer Wollenfabrik umsehen, hat aber auch wenig Hoffnung.

Klotz soll über die antiquarischen Briefe ganz außer sich seyn. Mir hat er in einem Briefe nach Leipzig alle Freundschaft aufgesagt, und zugleich einige Briefe von Abbt an ihn, die er mir einmal communicirt hatte, wieder gefordert. Da ich ihm nicht gleich antwortete, so erhielt ich vorigen Freitag einen Brief von ihm, worin er auf eine lächerliche Weise drohet, mich zu verklagen. Ich habe ihm am Sonntage die Abbt'schen Briefe geschickt, und ihm einen Brief dazu geschrieben, den er nicht ans Fenster stecken wird, ungeachtet ich gar nicht heftig schrieb, sondern ihm bei kaltem Blute alle die Verachtung bezeigte, die er verdient. Er wird vermuthlich Stellen aus den Abbt'schen Briefen drucken lassen, worin theils Komplimente für ihn, theils einige Schäkereien über die theologischen Artikel in der allgemeinen deutschen Bibliothek befindlich sind. Das mag er thun; nur mag er sie nicht verfälschen (wie er sonst gethan hat): denn ich habe Kopien zurück behalten.

Klotz ist also bitterböse! Gleichwohl erhalte ich gestern über Leipzig einen Brief ohne Ort und Datum, bloß v. N. unterschrieben. Dieser sogenannte v. N. schreibt: Er sey derjenige, der Klotzen und

Burmann versöhnt habe, er wolle auch mich und ihn versöhnen, denn Klotz wolle meine Briefe an ihn drucken lassen, und dies würde mir doch nicht angenehm seyn, rc. Das Lustigste ist, daß dieser sogenannte Vermittler keine Adresse giebt, durch die man allenfalls an ihn schreiben könnte, sondern bloß verlangt, ich möchte Klotzen zuerst die Hand bieten: denn so weit er ihn kennte, würde er es nicht thun. Das heißt also auf Deutsch, ich soll Klotzen ganz unterthänig bitten, daß er mir nicht Grobheiten sagen soll. Man braucht eben keine hellen Augen zu haben, um zu sehen, daß der Hr. Geheime Rath selbst diesen Brief veranlaßt hat. Ich werde darauf nichts weiter thun, als in der allg. deutsch. Bibl. den Ungenannten citiren, daß er eine Adresse gebe,[1]) wenn er eine Antwort haben wolle; dann will ich ihm schon antworten.

Klotz hat eine Stelle aus einem Briefe an ihn von mir drucken lassen. Darüber werde ich mich in der Vorrede zu der allg. d. Biblioth. VIII. Bandes 2. Stück, erklären, und ich hoffe, es kann mir bei vernünftigen Leuten kein Nachtheil daraus erwachsen, daß ich mit diesem Manne korrespondirt, und daß er einigen sehr geringen Antheil an der deutschen Bibliothek gehabt hat. Vielleicht lasse ich auch etwas aus seiner Korrespondenz an mich abdrucken, das ihm eben nicht zur Ehre gereichen wird.[2])

Ein gewisser Mann schreibt mir: „Mich wundert sehr, daß sich Lessing so viele Mühe giebt,

Klotzens unrichtige Citationen zu berichtigen; das ganze Geheimniß ist, daß Klotz von einem meiner Freunde ein Christen nachgeschriebenes Collegium de Gemmis geliehen hat, das er jetzt nicht wiedergeben will. Aus diesem Kollegio hat er viel Gelehrsamkeit geschöpft, und auch viel Citationen; daß diese aber in einem nachgeschriebenen Kollegio nicht richtig waren, ist eben kein Wunder!" Was dünkt Ihnen zu dieser Anekdote? Wenigstens, wenn Sie könnten von jemand, der Christ's Zuhörer gewesen, ein nachgeschriebenes Kollegium bekommen, so würden Sie vielleicht sehen können, wo der Hr. Geheime Rath noch einige fremde Federn her habe. Und der elende Mensch verachtet doch Christen bei aller Gelegenheit.

Ich freue mich sehr, daß Hr. Heyne so redlich seinen Fehler zurücknimmt, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn er, wie ich gewiß glaube, Wort hält, und ihn öffentlich widerruft: auch Klotzens wegen, der in seiner Recension der antiquarischen Briefe that, als ob der in den Göttingischen Anzeigen gezeigte Fehler eine unumstößliche Wahrheit wäre.

Auf das Räthsel von Klopstock's Herrmann bin ich äußerst begierig. Sie haben mir wirklich in Leipzig beim Spazierengehen ums Thor etwas davon gesagt; aber was Sie mir da sagten, scheint mir noch nicht so gar wichtige Folgen haben zu können.

Anekdoten von Hagedorn müssen Sie Heineken nicht glauben, der ihm gern alles mögliche Böse nachsagen möchte. Klotz hat sich zu Hagedorn gedrängt, so wie zu mir; aber Hagedorn ist ein zu rechtschaffener Mann, als daß er Klotzens Kabalen billigen könnte. Der gute Hagedorn soll jetzt beinahe ganz blind seyn. Ich bedaure ihn herzlich. Glauben Sie Heineken ja nicht, daß Hagedorn Klotzens bester Freund sey; er hat sich gegen unsern Freund Weiße über Klotzens unruhigen Kopf beklagt, und die antiquarischen Briefe werden ihm auch von Klotzens Gelehrsamkeit keinen vortheilhaften Begriff beibringen, wenn er je einen solchen sollte gehabt haben. Ich werde nächstens an ihn schreiben, und Ihnen seine Antwort mittheilen.

Schicken Sie mir Ihren Catalogus; ich will ihn bestens bekannt machen. Haben Sie nicht den Ricciardetto italienisch? Ich hätte ihn gern.

Den zweiten Theil der antiquarischen Briefe erwarte ich mit Ungeduld. Ich bin ewig

Ihr

Nicolai.

1) Ich fand nachher fürs Beste, den ganzen Brief in des VIII. Bandes 2. Stück der Allg. d. Bibl. S. 329. mit Anmerkungen abdrucken zu lassen. Dieser Brief war nur ein Theil von Klotzens Winkelzügen. Auch in den Hamburger Korrespondenten ließ er Aufsätze einrücken, um zu bewirken, daß Frieden zwischen ihm und mir gemacht werde, d. h. daß seine seichten Schriften in der Allg. d. Bibl. nicht mehr getadelt würden.

Ich erhielt fast jede Woche anonymische Briefe, theils voll Grobheiten, theils voll hämischen Spottes. Klotz hielt Hrn. Heyne für den Verfasser der Recensionen seiner Schriften (obgleich mit Unrecht; denn dieser vortreffliche Mann hatte verbeten, etwas von Klotz zu recensiren). Da ging Klotz so weit, daß er mir einen von einer weiblichen Hand geschriebenen Brief zusendete, mit dem Namen der ersten Gemahlin dieses würdigen Mannes unterschrieben. In demselben wurden mir grobe und unanständige Dinge gesagt; diese, sagte die Schreiberin, habe ihr Mann, der an einer schweren Krankheit auf den Tod liege, mir zu schreiben befohlen. Die Vergleichung der Handschriften zeigte, daß der Brief von einer Person geschrieben war, der nur Klotz es konnte aufgetragen haben. Diese Anekdote mag hier stehen, als ein Beispiel unter vielen, welche Unwürdigkeiten man sich wider den erlaubte, der sich die undankbare Mühe nahm, zum Besten der Wissenschaften unparteiische Urtheile über neue Bücher zu besorgen.

2) Man sehe die Vorrede. Klotz ward dadurch ganz entlarvt. Ich zeigte alle Recensionen an, die von ihm waren, und unterschied die, die er unverlangt eingesandt hatte. Da wies es sich aus, daß er solche Recensionen einschickte, wodurch er Leuten heimlich wehe thun wollte, die er in seinen Actis und Zeitungen in seinem Namen lobte. Ich wollte dies Unwesen nicht dulden; daher kam seine Feindschaft gegen mich.

36.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 29. Novbr. 1768.

Liebster Freund,

Ich wollte diese Woche an dem zweiten Theile der antiquarischen Briefe anfangen lassen: und nun denken Sie, was uns für ein Streich passirt. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir Herrmanns Schlacht drucken; nun hatten wir geglaubt, daß sie höchstens acht oder neun Bogen werden würde; aber sie wird über zwanzig. Das macht uns einen gewaltigen Unterschied in unserm Papiere. Wir drucken sie nämlich auf eben das italienische Papier, auf welches die Briefe gedruckt sind;[1]) und da wir sie einmal darauf angefangen, so müssen wir damit durch. Allein so bleibt uns alsdann zu dem zweiten Theile der Briefe, der doch ebenfalls wieder sechszehn bis siebzehn Bogen werden würde, nicht genug übrig; und erst auf den März künftigen Jahres bekommen wir eine neue Sendung davon übermacht.

Was ist also zu thun, liebster Freund? Ich sehe keine Möglichkeit, daß der zweite Theil zur Ostermesse hier fertig werden kann; denn auf das nämliche Papier müßte er doch gedruckt werden, und ich glaube nicht, daß in ganz Deutschland dergleichen zu haben ist. Schreiben Sie mir mit der ersten Post, was ich bei dieser Verlegenheit thun soll. Ich

möchte selbst gern, daß ich bei meiner Abreise bei Herrn Klotz nicht in Schulden bliebe. Stoff habe ich genug, und wohl noch zu einem dritten Theile; ich lasse mich auch nicht irren, ihn auszuarbeiten, und ich will Ihnen wenigstens alles sauber und deutlich abgeschrieben zurücklassen.

Sie haben gesehen, daß Heyne sein Versprechen in den Göttingischen Zeitungen gehalten. Ich bin mit seiner Erklärung sehr zufrieden; [2]) denn was er gegen meine Deutung des Chabrias selbst sagt, hat mit der vorgeworfenen Verwechselung der Statuen gar nichts zu thun. Ich habe vor, mich in den Briefen umständlicher darüber auszulassen: wie ich denn auch jede Gelegenheit ergreife, sonst nützliche Abschweifungen zu machen, um dem Buche, außer seiner Beziehung auf Klotzen, so viel Werth zu verschaffen, als mir möglich. Zwei Kupfer müßte ich aber auch zu dem zweiten Theile haben, die ich beide schon hier zeichnen lasse. Und noch ein drittes Kupfer, wenn ich meine Abhandlung von den Ahnenbildern der Alten [3]) noch mit in die Briefe bringen wollte. Diese wäre ein kleines Stück aus Winkelmann's Monumenti, welches er äußerst falsch erklärt hat, und worüber ich bessere Dinge zu sagen denke, als ihm eingefallen sind. — Oder wie wäre es, wenn wir die Abhandlung über die Ahnenbilder besonders druckten? Doch nein; ich möchte lieber meine antiquarischen Schreibereien hübsch beisammen in einer Folge haben: ja, ich

wäre nicht ungeneigt, auch von Italien aus eine fernere Fortsetzung der Briefe zu machen, wenn ich erst wüßte, daß unsere lieben Landsleute so etwas lesen wollten. —

Klotz hat sich früh dazu gehalten, die Briefe auch in seiner Bibliothek zu recensiren. Er schwatzt wieder eine Menge dummes Zeug, das ich aber schon werde müssen fallen lassen, weil ich sonst ewig nicht mit ihm fertig würde. Wegen des Manuscripts von Christ, das er soll gebraucht haben, möchte ich gern nähere Nachricht haben. Ein Umstand, wo Klotz etwas für seine eigene Bemerkung ausgiebt, von der ich jetzt aus Ernesti's Archaeologia sehe, daß sie Christ längst gemacht hat, läßt mich vermuthen, daß sein Plagium wahr ist.[4])

Indeß können Sie sich mit ihm versöhnen, wenn und wie Sie wollen. Nur bitte ich, daß Sie mich nie in Ihre Versöhnung mit einschließen. —

Meinen Catalogum werde ich Ihnen künftige Woche senden. Den Ricciardetto habe ich, und zwar die prächtige Ausgabe in 2 Octavbänden mit Kupfern, Lucca 66. Es war eben noch Zeit, ihn aus dem Catalogo zu lassen; und er steht für das, was er mir kostet, zu Ihren Diensten. Schreiben Sie mir nur, ob ich ihn Ihnen mit der Post senden soll. Hr. Eberhard hat mir hier versprochen, für ** bei dem Minister unfehlbar etwas auszuwirken. Haben Sie die Güte, ihn daran zu erinnern. Aber er muß es so bald thun, als möglich. Der Mann

geht mir äußerst nahe, und ich wollte gern niemanden mit ihm beschwerlich fallen, wenn ich ihm selbst helfen könnte. Leben Sie wohl!

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Dieser Vorfall ist ein Beweis unter mehreren, daß man bei einer solchen Unternehmung, wie eine Buchdruckerei ist, praktisch aus Erfahrung wissen muß, was dazu gehört, und daß man wohl thut, dabei lieber im gewöhnlichen Geleise zu bleiben, als gleich neuen Ideen zu folgen, die Unerfahrenen plausibel scheinen, die aber von erfahreneren Leuten längst würden angenommen seyn, wenn sie wirklich vortheilhaft wären. Man hatte bei der neuen Druckerei Papier aus Italien kommen lassen, weil man glaubte, es wäre schöner, und würde wohlfeiler seyn. Wegen des erstern waren mehrere Leute anderer Meinung, als die Unternehmer; wegen des letztern zeigte sich, daß es theurer war, weil man die Kosten des Transports nicht hoch genug gerechnet hatte. Auf dieses Papier sollte das Journal gedruckt werden, das die Werke der besten Köpfe Deutschlands enthalten sollte: also hätte man einen großen Vorrath müssen kommen lassen. Das that man aber nicht. Keiner von den beiden Unternehmern verstand das so nöthige Mechanische der Geschäfte. Diese erfordern oft, daß man länger als ein Jahr vorher für dies und jenes sorgen muß: z. B. in einer Druckerei für einen Vorrath von Papier; besonders wenn man bloß auf Papier drucken will, dergleichen 100 Meilen in der Runde nicht zu haben ist. Sorgen dieser Art schienen beiden Unternehmern, die mit kaufmännischen Geschäften ganz unbekannt waren, unnöthig. Sie dachten nur auf den Vortheil, den sie sich recht groß vorstellten, welche Vorstellung

auch andere hatten. Der Vortheil konnte natürlich nicht erfolgen. Dadurch wurden beide vortreffliche Männer mißmuthig, andere wackere Leute auch; und einige Mißhelligkeiten waren die Folge davon. Seit dieser mißrathenen Unternehmung war Lessing etwas von seiner frohen Laune gewichen. Das war aber nicht etwa Eigennutz; er hatte davon große Erwartungen für die deutsche Litteratur selbst.

2) Die antiquarischen Briefe II. Th. 37. Brief.

3) Lessing hat von dieser Abhandlung nichts geschrieben, als etwas Weniges, das sich im 3ten Bande der gegenwärtigen Ausgabe S. 189 u. f. findet.

4) Lessing erhielt nachher in Leipzig Christ's Vorlesungen, aus denen Kloz das Beste in seinen Büchern abgeschrieben hatte. Im Entwurfe zu dem letzten Briefe des dritten Theils der antiquarischen Briefe, sagt er ausdrücklich, er werde Beweise des Plagiats aus Christ's Vorlesungen über die Litteratur liefern. Nachher wurde dies Manuscript unter dem Titel: Abhandlungen über Litteratur und Kunst, 1776, zu Leipzig vom Prof. Zeune herausgegeben.

37.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 6. Decbr. 1768.

Liebster Freund,

In alle Wege müssen die antiquarischen Briefe nicht aufgehalten werden. Mein Rath ist, daß Herr Bode, so bald als möglich, anderes

Papier ungefähr von eben der Größe anschafft. So breit und niedrig zugleich, wird man es zwar nicht finden; das schadet aber nichts: wenn nur das Format im Drucke egal gemacht werden kann. Allenfalls will ich eher eine Unschicklichkeit im Papiere haben, als daß der Druck aufgehalten wird.

Überhaupt wollte ich Herrn Bode nicht rathen, ferner Papier aus Italien zu verschreiben. Für den sehr theuern Preis kann er ja viel schöneres deutsches oder holländisches Papier haben. Nicht zu gedenken, daß man sich in einer Druckerei gar nicht helfen kann, wenn, wie jetzt, ein solches Papier aufgeht.

Lassen Sie den zweiten Theil auf einerlei Papier, es sey nun auf feines Druckpapier oder auf Schreibpapier, drucken.[1]) Es ist ohnedies in praxi ganz unmöglich, daß die, die den ersten Theil auf Druckpapier erhalten, den zweiten auch auf Druckpapier bekommen, und so umgekehrt.

Ich habe von beiden Arten keinen unterschiedenen Preis machen können, sondern die Exemplare unter einander mischen müssen, weil der Unterschied nicht groß ist, und ich aus der Erfahrung weiß, daß in den Buchläden darauf doch nicht Acht gegeben werden kann, wenn das Papier sich so ähnlich sieht.

In alle Wege fangen Sie mit dem Drucke des zweiten Theils bald an — damit er fertig ist, ehe Sie wegreisen. Wollen Sie die Briefe künftig fortsetzen, so ist es desto besser. Ein Läufer (wie es die Buchhändler nennen) können die antiquarischen

Briefe niemals werden; aber es giebt ein kleines ausgesuchtes Publikum, das immer gern liest, was Sie schreiben, selbst wenn es von den antiquarischen Wissenschaften nichts versteht; und dies wird den Buchhändler doch schadlos halten. — Herr Klotz wird wohl seine Vertheidigung nicht eher herausgeben, als bis er Sie in Italien weiß; denn er wird denken: weit davon, ist gut für den Schuß. Er wird dann aber sich sehr wundern, wenn auch aus Italien noch seine Thorheiten gezüchtigt werden. Merken Sie wohl, daß es nöthig seyn wird, mir eine Gelegenheit auszumachen, Ihnen kleine Pakete wohlfeil nach Italien zu bringen.

Daß ich mich mit Klotzen vereinige, dazu ist gar kein Anschein. Ich wüßte nicht worüber? Etwa daß seine Bücher in der allg. d. Bibl. nicht getadelt werden, wenn sie es verdienen? Das würde nicht unterblieben seyn, als er noch Mitarbeiter an der Allgemeinen deutschen Bibliothek war; geschweige jetzt, da ich alle Tage näher einsehe, was für ein seichter Gelehrter und was für ein schlechter Mann er ist. In der Vorrede zu des VIII. Bandes 2. Stück habe ich ihn etwas abgefertigt, und Ratzeberger soll auch kommen, sobald ich nur Zeit gewinne.

Hr. Raspe in Kassel hat Klotzens Buch von geschnittenen Steinen auch in einem Traktat von drei Bogen beurtheilt. Er hätte, wie es scheint, damals Ihre antiquarischen Briefe noch nicht gesehen, aber sich doch oft mit Ihnen rencontrirt.

übrigens ist er zu deklamatorisch, und führt nicht Beispiele genug an, woraus die Leser Klotzens Plagia und Fehler deutlich einsehen könnten.

Herr Eberhard hat allen guten Willen für Hrn. **; nur muß man die Zeit abwarten, bis eine Vakanz da ist; eher ist doch nichts zu machen. Hr. ** scheint auch selbst zu verzweifeln, denn er ist noch nicht einmal bei Hrn. Eberhard gewesen. Ich habe ihm freilich die Schwierigkeiten vorgestellt, damit er sich nicht eine trügliche Hoffnung mache; aber er sollte doch nicht selbst so sehr unthätig seyn. Herr Eberhard hat mit dem Sekretär des Ministers gesprochen, und Versprechungen erhalten. Aber die Krisis, in der sich die Accise-Einrichtungen jetzt befinden, ist einem, der einen Posten bald sucht, nicht günstig. Wenn es auf mich ankäme, wollte ich ihm herzlich gern helfen. Inzwischen habe ich ihm auf besonderes Bitten wieder 2 Louisd'or (in allem 4 Louisd'or) auf Ihre Rechnung gezahlt. Genehmigen Sie es? — Herr Muzell-Stosch,[2] dem ich Ihren Vorsatz, nach Italien zu gehen, gesagt habe, erbietet sich, Ihnen an den Kardinal Albani und verschiedene Gelehrte Rekommandationsbriefe zu geben. Wollen Sie dies annehmen, so melden Sie es mir, oder schreiben an ihn.

Ich bin, wie Sie wissen, von ganzem Herzen

Ihr

ergebenster

Nicolai.

1) Man hatte in der Druckerei, ohne mir etwas davon zu sagen, einen Theil der Auflage des 1sten Theils auf Druckpapier gedruckt, das von gleicher Größe und Weiße war, wie das Schreibpapier. Es war eine Folge des Mangels an praktischer Ordnung, daß man sich ohne Bedenken half, so wie man konnte; ohne den zu fragen, für den man druckte.

2) Ein Sohn des durch seine Schulbücher bekannten Konrektors Fr. Muzell in Berlin. Er ging in französische Dienste als Offizier, verließ dieselben, und reiste nach Italien zu seinem Oheim, mütterlicher Seite, dem berühmten Hrn. v. Stosch in Florenz. Derselbe setzte ihn zum Erben nach seinem Tode ein; weßhalb er seitdem dessen Namen zu dem seinigen setzte. Er berief Winkelmann nach Florenz, um den Katalog des berühmten Kabinets von geschnittenen Steinen zu machen, das er nachher an den König von Preußen verkaufte. Nach Winkelmann's Tode ward dessen sehr merkwürdige Korrespondenz mit ihm in meinem Verlage gedruckt, unter dem Titel: Winkelmann's Briefe an einen seiner vertrauten Freunde. Er hielt sich lange in Italien auf, und machte auch eine Reise nach Konstantinopel.

38.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 20. Decbr. 1768.

Liebster Freund,

Sie werden nach meiner Antwort verlangen, wegen der antiquarischen Briefe. Freilich ist es

besser, daß die Fortsetzung nicht unterbrochen wird, und Sie sollen auf alle Weise den zweiten Theil zu Ostern haben. Das nämliche Papier können wir Ihnen freilich nicht schaffen, außer Druckpapier, worauf sie die zweihundert bekommen haben. Doch auf dieses die ganze Auflage drucken zu lassen, das möchte ich nicht gern, weil es Klotzen zu einem Einfalle Gelegenheit geben könnte. Indeß wird sich schon ein anderes Schreibpapier finden, das dem römischen so nahe kommt, als möglich.

Hrn. Muzell-Stosch bin ich für sein gütiges Anerbieten verbunden. Sagen Sie ihm nur, daß ich es mir zu Nutze machen, und ihm selbst melden wollte, wohin ich seine Empfehlungsschreiben haben möchte, die zu alt werden könnten, wenn ich sie gleich mitnehmen wollte. — Ihnen aber nur gleich die Wahrheit zu sagen, so denke ich keinen Gebrauch davon zu machen. Ich mag keine Bekanntschaften in Rom, als die ich mir zufälliger Weise selbst mache. Wenn Winkelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre: so, glaube ich, wären seine Monumente auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, bloß weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winkelmann mit Gewalt hineinpreßt. Was ich zu sehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle.

Was Sie, oder Eberhard, oder Moses für den armen ** thun können, das thun Sie mir zu Liebe doch ja. Mit Geld ihn länger zu unterstützen, fällt mir zwar äußerst hart: ein Paar Louisd'or unterdessen geben Sie ihm nur noch, wenn er sie äußerst brauchen sollte.

Erkundigen Sie sich doch, liebster Freund, ob von Lambert's perspektivischen Proportionalzirkeln in Berlin zu haben sind. Vielleicht daß Hr. Lambert deren in Kommission hat; in welchem Falle ich Sie ersuche, mir einen zu kaufen, und je eher je lieber zu senden.

Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

ergebenster,

Lessing.

39.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 17. Januar 1769.

Werthester Freund,

Die Anordnung des Papiers zu dem zweiten Theile der antiquarischen Briefe überlasse ich Ihnen zwar; doch dächte ich, er könnte auch recht gut auf das Druckpapier gedruckt werden, das dem Schreibpapiere zum ersten Theile völlig gleicht: denn wenn

es planirt wird, so ist es einerlei. Ich sehe nicht, was Klotz hierüber für einen Einfall haben könnte. Ist es ein recht witziger Einfall: desto besser! Aber alsdann kommt er Klotzen gewiß nicht in den Sinn. Ein plumperer Mensch kann nicht gefunden werden. Haben Sie gelesen, was er in der Vorrede zu seinen Actis Vol. V. p. 1. wieder für häßliche Personalitäten gehäuft hat?

Ich halte es für einen kleinen Eigensinn, liebster Freund, daß Sie keine Empfehlungsschreiben annehmen wollen. In einem ganz unbekannten Lande sind sie doch dienlich, und Sie dürfen deßhalb nicht Klient seyn.

Heyne schreibt mir: er habe vor zwei Jahren die Archäologie und darin auch de Gemmis gelesen. Aus diesem Kollegio habe Klotz ganze Stellen ausgeschrieben. Z. B. die Stelle, daß Hygin's Fabeln meistens argumenta fabularum tragicarum wären; die ganze Geschichte von den Amorn auf Steinen (worüber sich Klotz so unverschämt hat loben lassen); die Stelle von den Vorstellungen der Unsterblichkeit der Seele; u. s. w. Die Stelle von dem Gebrauche des Rädchens beim Graviren der Steine, sagt Herr Heyne ferner, finde sich wörtlich in einem Briefe von Lippert an Heyne, und vermuthlich habe sie Lippert auf eben die Art an Klotz geschrieben. Ich habe Heynen aufgemuntert, hierzu nicht zu schweigen, sondern es öffentlich bekannt zu machen. Aber der Mann ist zu friedfertig.

Ich habe eine lange Vorrede zu des VIII. Bandes 2. Stück wider Klotz gemacht, und ihm derb die Wahrheit gesagt. Wenn Sie sie werden gelesen haben, so sollen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung darüber sagen. Ich bin stets ganz

Ihr

Nicolai.

40.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 14. März 1769.

Liebster Freund,

Sie werden freilich nicht wissen, woran Sie mit mir sind; aber meine Auktion und hundert andere Verwirrungen haben mir es unmöglich gemacht, Ihnen eher zu schreiben. Sie sehen indessen aus beigehenden fünf Aushängebogen, daß ich in voller Arbeit an den antiquarischen Briefen bin. Sie können sich darauf verlassen, daß ich nicht eher von hier gehen werde, als bis sie vollendet sind.

Die Materie häuft sich unter der Hand, und ich möchte Ihnen gern noch den dritten Theil zurücklassen. Aber das muß lediglich von Ihrer Konvenienz abhängen. Wenn Sie Ihre Rechnung nicht dabei finden, so lassen Sie nur den Quark auffliegen. Klotz hat doch wohl genug.

Zwar macht es der Tölpel immer ärger. Haben Sie seine scurrillischen Briefe [1]) gelesen? — Was Sie in der Vorrede zum neuesten Theile Ihrer Bibliothek wider ihn angefügt haben, ist schon so recht. — Nächstens ein Mehreres. Leben Sie jetzt wohl.

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Dieses häßliche Produkt soll von Riedel gewesen seyn.

41.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 25. März 1769.

Liebster Freund,

Ich hatte vor drei Wochen in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen gelesen, daß der zweite Theil der antiquarischen Briefe unter der Presse sey. Damals wußte ich selbst noch nichts Gewisses darüber. Inzwischen ist es mir angenehm, daß ich durch Ihr Schreiben vom 14. März von der Wahrheit dieser Anekdote überzeugt worden bin; denn man findet, daß Hr. Riedel und seine Genossen, bei aller ihrer geheimen Korrespondenz, dennoch öfters falsche Nachrichten bekommen.

Vermuthlich hat *** diese Nachricht so früh

an Riedel geschrieben. Sie thun wohl, wenn Sie in der Buchdruckerei die gemessensten Befehle stellen, daß keine Aushängebogen oder Korrekturen aus den Händen gegeben werden; denn sonst möchte das Buch eher in Klotzens und Riedel's Händen seyn, und recensirt werden, als es noch ins Publikum kommt; und das wäre doch nicht nöthig.

In den hallischen Zeitungen habe ich gelesen, daß auch Herr von Murr wider den Laokoon geschrieben hat. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen in Leipzig sagte, Herr von Murr wäre ein schlechter Schreiber, und Sie möchten sich wegen spanischer Nachrichten nicht mit ihm einlassen. Klotz hetzt alles Volk auf, und er selbst will sich die Miene geben, als ob er großmüthig still schwiege. Hr. v. Murr hat auch mich grob angegriffen; ich verachte ihn aber. Er ist wider die Allg. d. Bibl. erbittert, weil darin gesagt ist, daß seine Übersetzung von Fielding's Reise nach Lissabon nichts tauge; und das ist doch wahr.

In des IX. Bandes 1. Stück der Allg. d. Bibl. steht die Recension des Laokoon. Ich bin begierig, wie Sie damit zufrieden seyn werden. Aber den Verfasser will ich Ihnen nicht sagen. Dasjenige, was ich, wie Sie wissen, vor dem Abdrucke Ihnen eingewendet, daß in Absicht auf die Anwendung der Schönheit ein großer Unterschied zwischen Bildhauerei und Malerei statt finde, und daß Sie nur in

Absicht der erstern vollkommen Recht hätten, hat er auch in etwas bewiesen, aber von einer andern Seite.

Hr. Moses grüßt Sie; und ich bin stets

Ihr

Nicolai.

42.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebster Freund,

In drei Wochen längstens muß der zweite Theil der antiquarischen Briefe fertig seyn. In dieser Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, so daß sogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht selbst abgedruckt erwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeschrieben zurücklassen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg soll von hier nach Göttingen, Cassel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich selbst noch nicht. Wenigstens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringste Verbindung einzulassen.

Mit der Recension meines Laokoon in dem letzten Stücke Ihrer Bibliothek, kann ich sehr wohl zufrieden seyn. Ich denke, daß ich den Namen des Recensenten schon weiß. Aber was gehen mich

Namen an? Die Person werde ich doch nicht kennen lernen.[1]) Wenn er die Fortsetzung meines Buches wird gelesen haben, soll er wohl finden, daß mich seine Einwürfe nicht treffen. Ich räume ihm ein, daß Verschiedenes darin nicht bestimmt genug ist; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterschied zwischen der Poesie und Malerei zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entspringt, in so fern die einen in der Zeit, und die anderen im Raume existiren? Beide können eben sowohl natürlich, als willkührlich seyn; folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerei und eine doppelte Poesie geben: wenigstens von beiden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerei braucht entweder coexistirende Zeichen, welche natürlich sind, oder welche willkührlich sind; und eben diese Verschiedenheit findet sich auch bei den konsekutiven Zeichen der Poesie. Denn es ist eben so wenig wahr, daß die Malerei sich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr ist, daß die Poesie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das ist gewiß, daß, je mehr sich die Poesie von den natürlichen Zeichen entfernt, oder die natürlichen mit willkührlichen vermischt, desto mehr entfernt sie sich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poesie sich um so mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr sie ihre willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt. Folglich ist die höhere Malerei die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume braucht,

und die höhere Poesie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit braucht. Folglich kann auch weder die historische, noch die allegorische Malerei zur höhern Malerei gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkührlichen Zeichen verständlich werden können. Ich nenne aber willkührliche Zeichen in der Malerei nicht allein alles, was zum Kostume gehört, sondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks selbst. Zwar sind diese Dinge eigentlich nicht in der Malerei willkührlich; ihre Zeichen sind in der Malerei auch natürliche Zeichen: aber es sind doch natürliche Zeichen von den willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verständniß, eben die geschwinde und schnelle Wirkung haben können, als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bei diesen Schönheit das höchste Gesetz ist, und mein Recensent selbst zugiebt (S. 353), daß der Maler alsdann auch in der That am meisten Maler sey: so sind wir ja einig, und, wie gesagt, sein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles, was ich noch von der Malerei gesagt habe, betrifft nur die Malerei nach ihrer höchsten und eigenthümlichsten Wirkung. Ich habe nie geleugnet, daß sie auch, außer dieser, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur leugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerei weniger zukomme. [2]) Ich habe nie an den Wirkungen der historischen und allegorischen Malerei gezweifelt, noch weniger habe ich diese Gattungen aus der Welt

verbannen wollen; ich habe nur gesagt, daß in diesen der Maler weniger Maler ist, als in Stücken, wo die Schönheit seine einzige Absicht ist. Und giebt mir das der Recensent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poesie, damit Sie nicht mißverstehen, was ich eben gesagt habe. Die Poesie muß schlechterdings ihre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen; und nur dadurch unterscheidet sie sich von der Prose, und wird Poesie. Die Mittel, wodurch sie dieses thut, sind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaaß, Figuren und Tropen, Gleichnisse u. s. w. Alle diese Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher; aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niederen Gattungen der Poesie zu betrachten; und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische; denn in dieser hören die Worte auf, willkührliche Zeichen zu seyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er giebt der Epopöe nur in so fern die zweite Stelle, als sie größtentheils dramatisch ist, oder seyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, ist zwar nicht der Meinige, aber er läßt sich auf meinen reduciren, und wird nur durch diese Re-

duktion auf meinen, vor aller falschen Anwendung gesichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moses eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, so melden Sie mir doch, was er dazu sagt. Die weitere Ausführung davon soll den dritten Theil meines Laokoon ausmachen.

So sehr ich aber mit der Recension des Laokoon zufrieden bin, so wenig bin ich es mit der von Heineken's Nachrichten. Sie ist ungerecht auf alle Weise. Warum soll sich Heineken nicht merken lassen, daß in der Familie Heineken's einmal ein gelehrtes Kind gewesen sey? [3]) (S. 290.) Dieser Zug ist hämisch; und es ist mir nicht lieb, daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verschießen wollen, der doch sicherlich noch immer mehr Klotzens Freund ist, als Ihrer. Und hat denn Heineken in seiner Beantwortung der Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften nicht etwa in den meisten Stücken Recht? [4]) War denn das Hagedorn'sche Raisonnement nicht etwa sehr schielend; so wie alles, was dieser Mann geschrieben hat? Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte, [5]) dem alles Lob willkommen ist, auch das plumpeste von Klotzen, und der es sehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum großen Lehrer des Schönen erhoben, jetzt so heruntersetzt.

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

1) Es ist die Frage, ob Lessing auf den rechten Mann gerathen hat; die Recension ist von Garve.

2) Dies war eine von den Spitzfindigkeiten, mit denen sich der Scharfsinn meines Freundes durchhalf, wenn er eine einmal gefaßte Hypothese schlechterdings durchsetzen wollte. Der allgemeine Unterschied zwischen einem Maler und Bildhauer besteht doch darin, daß jener auf einer Fläche die Gegenstände erhaben darstellt, dieser wirklich abgrundet. Der allgemeine Unterschied ist, daß Malereien nur von einer Seite können angesehen werden, Bildhauereien von allen Seiten. Noch darf die Malerei das Colorit und Helldunkel (Clair-obscur) brauchen, und muß es, wenn sie vorzügliche Wirkung von gewisser Art thun soll; der Bildhauerei ist beides untersagt. Hieraus entspringen, meinem Begriffe nach, wesentliche Unterschiede in der Anordnung einer jeden Art von Kunstwerken. Als ich mit Lessingen in Berlin mündlich, in Gesellschaft von Moses, über den Laokoon stritt, folgerte ich aus der Natur und der Einschränkung jeder Kunst, daß die Schönheit zwar ein wesentliches Erforderniß für die Kunstwerke des Malers sey, aber nicht so ausschließend, als für die Werke des Bildhauers. Daraus schloß ich, daß die Werke der Malerei, selbst in ihrer höchsten Schönheit und Wirkung, gleichsam lebendiger seyn müssen, als die Werke der Bildhauerei. Diesen letzteren gehört das höchste Ideal der Schönheit in Ruhe, welches Winkelmann so treffend stille Größe nennt. Trägt man diese in ganzen Gruppen in die Malerei über, so malt man

Statuen. Ein einleuchtendes Beispiel für die Wahrheit meiner Behauptung sind, meines Erachtens, Poussins so schöne Figuren, denen man das Steinerne sogleich ansieht. Auch wage ich, zu gestehen, daß mir aus dieser Ursache die Gemälde von Mengs mindere Wirkung zu haben scheinen. Wie groß ist der Unterschied, wenn man das an sich sonst schöne Altarblatt von Mengs in der katholischen Kirche zu Dresden lebhaft und treu ins Gedächtniß faßt, und gleich darauf in die Dresdner Gallerie geht, um die dortigen herrlichen Gemälde von Raphael zu betrachten! Beide Meister sind congenial, das fühlt man; sie haben sich Beide nach den Antiken gebildet. Aber Mengs Figuren haben etwas schönes Steinernes und Hölzernes, wenn ich so sagen darf; hingegen Raphael's Figuren leben, leben aber in höchster idealischer Schönheit. Es wird manchem Künstler oder Kunstkenner vielleicht eine Art von Hochverrath scheinen, von Mengs so zu urtheilen. Es war mir sehr angenehm, indem ich dieses eben geschrieben hatte, zu finden, daß ein vorzüglicher Kenner, der Hr. v. Ramdohr, über Mengs auf eine ähnliche Art urtheilt, in seinem interessanten Werke: Charis, oder über das Schöne, II. Th. S. 210.

3) Weil Heineken in diesem Buche selbst wie ein gelehrtes Kind schrieb, indem er auf eine recht kindische Weise alles bei den Haaren herbeizog, um sich zu loben, und Dinge zusammen zu bringen, die kein vernünftiger Mann würde zusammen gebracht haben; so war dieser beiläufige Einfall wohl treffend, wenn gleich etwas bitter. Diese Recension ist von mir, und ich getraue mich, jedes Wort darin zu vertheidigen, wenn es jemand der Mühe werth halten sollte, das ganz elende, nun vergessene Buch, das ich beurtheilte, gegen meine Recension zu halten. Lessing war aber damals aus mancherlei Ursachen mißmüthig, worüber ich unten noch mehr sagen werde. Der unverschämte Angriff von

Klotz hatte ihn äußerst aufgebracht. Wenn also jemand irgend einen Gegenstand so vorstellte, als habe er eine Beziehung auf Klotz, so war Lessing damals nicht ein ganz unparteiischer Richter. Wie hätte er sich sonst hier eines so ganz notorisch elenden, unzuverlässigen und ganz verwirrten Buchs, als die Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen sind, annehmen können? Diese damalige Leidenschaft des sonst so vortrefflichen Lessing wußte Heineken meisterlich zu nützen. Er war nicht ein Mann, der gerade ging. Er hatte Streit mit mir, weil er ganz unzuverlässiges Zeug über Künstler, die ehemals in Berlin gewesen waren, geschrieben hatte, und ich nun zeigte, wie ungereimt alles war. Heineken wollte aber in Kunstsachen und in der Geschichte der Kunst ein Diktator seyn, der alles besser wisse, und war überhaupt ein plumper Mann, der gar keinen Widerspruch vertragen konnte. Er hatte Lessing besucht. Ein Nebenumstand mochte verursacht haben, daß Lessing von Heineken's gelehrten Kenntnissen eine größere Meinung hatte. Heineken hatte vor langen Jahren den Longin übersetzt. Lessing aber hatte gleich größere Hochachtung für jemand, der in der alten Litteratur, besonders in der griechischen, bewandert war. — Heineken setzte Lessingen bei diesem Besuche eine Menge falscher Anekdoten in den Kopf. Äußerst aufgebracht, daß ich das Unzuverlässige seiner Nachrichten, und seine höchst dürftige Kenntniß von manchen Dingen in helles Licht gestellt, hatte er mich bei diesem Besuche mit meinem Freunde Lessing zu entzweien gesucht. Dies schrieb mir Lessing nachher selbst in einem Briefe, der bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden ist; und urtheilte dann mündlich über Heineken etwas anders, nachdem er ihn näher hatte kennen lernen.

Das Hauptmittel, das Heineken bei Lessing wider mich brauchte, war, daß er den Hrn. v. Hage-

dorn als einen eifrigen Anhänger von Klotzen schilderte, was er doch wahrlich nicht war. Heineken wollte dies dadurch wahrscheinlich machen, daß Klotz Hagedorn's Kenntniß von der Malerei sehr gelobt hätte. Nun hatte Klotz auch Heineken's Buch getadelt, und das gab diesem Gelegenheit zu dem Versuche, sich an Lessing anzuschließen, und ihn wider Hagedorn, dessen Feind Heineken war, aufzubringen. Er gab vor, bloß Hr. v. Hagedorn treibe mich an, wider ihn zu schreiben, und ich thue es, um mich diesem gefällig zu machen. Dies war aber erdichtet, und ich stand damals nicht einmal mit dem Herrn v. Hagedorn in Korrespondenz. Es gelang Heineken freilich nicht, mich mit meinem Freunde Lessing zu entzweien; aber er stellte sich selbst als einen verfolgten Mann vor, und da faßte er Lessingen bei seiner empfindlichen Seite, welcher von aller Verfolgung ein Todtfeind war. Lessing hielt es für möglich, daß Hagedorn verfolgen könne, weil er eben so hämisch seyn sollte, als Klotz; der friedfertige Hagedorn war aber sehr weit von allem Verfolgen entfernt. Man sehe nur in Klotzens Briefen (I. Th. S. 193.), wie er Klotzen zum Glimpfe gegen Heineken zu bewegen suchte.

Lessing konnte übrigens freilich mit Hagedorn's Urtheilen über Kunstsachen nicht zufrieden seyn. Hagedorn schrieb dunkel und weitschweifig. Lessing hingegen setzte Präcision der Begriffe und des Ausdrucks über alles. Hagedorn abstrahirte seine Bemerkungen (die zum Theil fein sind, wenn man nur Geduld hat, sie aus seiner schwerfälligen dunkeln Schreibart und seiner oft sehr seltsamen Terminologie zu entziffern) aus vieljährigem Anschauen von Gemälden aller Art. Auch leitete Hagedorn sehr vieles praktisch auf die Behandlung, welche der Maler wählen muß, um seinen Zweck zu erreichen. Auf beides gab Lessing aber so

viel als nichts. Er hatte selbst damals eben noch nicht viel Malereien und andere Kunstwerke gesehen. Auch ward sein Laokoon nicht durch Kunstwerke veranlaßt, sondern durch scharfsinnige Philosophie. Der erste Keim von Lessing's Idee, hierüber zu philosophiren, liegt in einem Briefe von Moses an ihn (Briefwechsel mit Moses, Nr. 20. Th. 26. S. 80.), und in Lessing's Antwort auf diesen Brief. Er bekümmerte sich sehr wenig um das, was die Maler wirklich gethan hatten, oder wie sie es anfangen müßten, um Gegenstände vorzustellen, sondern sah nur auf dasjenige, was sie, seiner Meinung nach, zufolge des Begriffes, den er von der Malerei festsetzte, thun sollten. Er kümmerte sich gar nicht um das Praktische; sein Zweck war, seine scharfsinnige Theorie deutlich auseinander zu setzen, ohne Rücksicht, ob und wie sie der Maler anwenden könnte oder wollte. Endlich bezog sich bei Hagedorn das meiste auf Landschaften, Colorit, Helldunkel: Dinge, die Lessing in seiner Theorie für so viel als nichts hielt. Wie konnten diese beiden Männer zusammenkommen? Bloß praktische Künstler, besonders Maler, urtheilen noch jetzt von Lessing's Laokoon, wie Lessing von Hagedorn: so ein vortreffliches Werk auch der Laokoon ist. Aber bei allem diesem würde Lessing doch mit Hagedorn eher zusammen gekommen seyn, als mit einem so verwirrt schwatzenden Schriftsteller, wie Heineken. Übrigens ist die Art, wie Lessing und ich über diese Sache an einander schrieben, ein Beispiel unter mehreren, wie offenherzig wir einander, der Freundschaft unbeschadet, unsere Meinung sagten. Da war nichts von der weltklugen Schonung, die manche andere Freundschaften noch, kümmerlich genug, zusammen halten muß.

4) Er behauptete offenbar falsche Dinge. Lessing hatte dies nicht untersuchen können.

5) So falsch hatte Heineken den guten unschuldigen

Hagedorn geschildert, dessen Schuld nicht war, daß Klotz ihn gelobt hatte. Wie hämisch sich Heineken gegen Winkelmann betrug, ist zu sehen in Winkelmann's Briefen an Einen seiner vertrautesten Freunde (Berlin 1781.) 1ster Theil, S. 48.

43.

Lessing an Nicolai.

(Nach Leipzig.)

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebster Freund,

Wenn Sie in der Messe Zeit haben, zu schreiben, so melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder sonst jemand etwas herausgekommen seyn sollte, was mich besonders interessiren könnte, so schicken Sie mir es gerade mit der Post. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recension des Laokoon enthalten. Die litterarischen Briefe habe ich schon. Wer muß den Quark geschrieben haben? Auch habe ich schon den zweiten Theil von Riedel's philosophischer Bibliothek. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich seine Briefe über das Publikum und die philosophische Bibliothek hier in der neuen Zeitung recensirt habe, wo er garstig mitgenommen worden. Da irrt er sich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recensenten zu theologischen und philosophischen Schriften, so will ich Ihnen den Pastor Rautenberg in Braunschweig vorschlagen.

Da so viele Narren jetzt über den Laokoon herfallen, so bin ich nicht übel Willens, mich einen Monat, oder länger, in Kassel oder Göttingen auf meiner Reise zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat sich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen lassen; wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritischen Wälder nicht geschrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich seine Protestation deßfalls nehmen soll. Der Verfasser sey indeß, wer er wolle: so ist er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es ist mein völliger Ernst, den dritten Theil noch hier drucken zu lassen. Denn unter fünf bis sechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob sie es zufrieden sind. Ich mache mit Fleiß allerlei Digressionen, damit es nicht lasse, als ob es mir sonst um nichts zu thun sey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Ist es wahr, daß Hr. Moses in Leipzig ist? Ich dächte, er hätte wohl eben so gut nach Hamburg reisen können.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß mir von Wien aus sehr ansehnliche Vorschläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß sie das Thea=

ter betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich also wenigstens meinen italienischen Plan mit diesen Vorschlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, so dürfte ich sie wohl gänzlich von mir weisen.

Schicken Sie doch in meinem Namen zu dem Apellationsrath Platner, und lassen ihn um das Bewußte mahnen. Er hat das Litterarium von Christ für mich abschreiben lassen, und was die Gebühren für das Abschreiben etwa seyn möchten, haben Sie die Güte, für mich zu bezahlen.

Noch eins: was sagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bei den Buchhändlern das Kalb in die Augen geschlagen [1]) haben; aber immerhin.

Dero

ergebenster Freund und Diener,

Lessing.

1) Man sehe meine Anmerkungen zum 47sten und 48sten Briefe.

44.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 5. Jun. 1769.

Mein sehr werther Freund,

Daß Sie mit der Recension Ihres Laokoon zufrieden sind, ist mir lieb. Wie ist es denn mit dem zweiten Theile desselben? werden Sie ihn denn wirklich noch fertig machen, ehe Sie wegreisen?

Von Hagedorn haben Sie sich durch Heineken gewiß einen unrechten Begriff machen lassen. Er ist weiter nicht Klotzens Freund, als daß er vorher von Klotz eine gute Meinung mag gehabt haben, die er jetzt hat fahren lassen.

Was die Recension von Heineken's unzuverlässigen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen im IX. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek betrifft, so ist sie von mir, und ich glaube, daß ich in jeder Sylbe derselben Recht habe. Wenn ich darin zu lebhaft gewesen bin, so kommt es daher, daß ich verdrießlich war, weil mir Heineken durch seine konfusen Nachrichten von Berlin so unsäglich viel vergebliche Mühe gemacht hatte, und weil es mich auch wirklich verdroß, daß Heineken, der lange mit der Kunst gewuchert hat, und mancher rechtschaffenen Künstler Geißel gewesen ist, Hagedornen so herunter setzen will, der wirklich sehr gute Einsichten besitzt, der alle rechtschaffenen Leute

gern befördert, und der in Sachsen so gute Einrichtungen gemacht hat, die unter Heineken's Regierung nie würden seyn gemacht worden.

Hagedorn selbst hat zu meiner Recension gewiß nicht die geringste Veranlassung gegeben, kann sie auch nicht gegeben haben; denn ich bin ihm, nach der Prokrastination, die ich von Ihnen gelernt habe, wirklich seit anderthalb Jahren einen Brief-schuldig. Übrigens ist doch Heineken's ganzes Werk ein Mischmasch von wenigem Gutem und vielem Schlechten, der im Ganzen der Malerei wahrlich wenig Nutzen schafft.

Doch genug davon! Wie ist es mit Ihrer Reise, und mit den Werken, die Sie noch fertig machen wollen? Wenn Sie zu Ende dieses Monats wegreisen, so wird der zweite Theil vom Laokoon wohl nicht fertig werden; und den wünschte ich doch recht sehr, zu sehen. Was den dritten Theil der antiquarischen Briefe betrifft, den Sie im Manuscripte zurücklassen wollen; so sehe ich ihn an, wie die Kinder im Ehestande: wenn Sie erfolgen, ist es gut; wo nicht, so muß man auch zufrieden seyn.

Noch eins! Da Sie nun doch allem deutschen Schreiben entsagen wollen, so sollten Sie mir wohl Ihre Kollektaneen zu einem deutschen Wörterbuche hier lassen. Es versteht sich, daß ich sie Ihnen vergütete. Ich könnte doch vielleicht einmal etwas davon nützen, und Ihnen möchten sie auf der Reise

verloren gehen.[1]) Leben Sie wohl, liebster Freund, und lieben Sie mich. Ich bin

Ihr

ergebenster,

Nicolai.

1) Ich wünschte, daß Lessing dieses Verlangen erfüllt hätte, so würden diese interessanten Kollektaneen noch vorhanden seyn. Sie sind wahrscheinlich in der Kiste gewesen, die zwischen Leipzig und Braunschweig verloren ging. Lessing hat seinen Freunden gesagt, es sey in dieser Kiste der schon völlig ausgearbeitete Buchstab A gewesen. Was Lessing nachher sammelte, wird wenig mehr gewesen seyn, als was Fülleborn noch gefunden, und hat drucken lassen. Es ist nicht bedeutend. (M. s. auch darüber den Allg. lit. Anzeiger, 1799. Nr. 153. S. 1517.) Lessing hatte schon im J. 1774 alle Gedanken an ein deutsches Wörterbuch aufgegeben.

Die Ursache, warum mir, beim Schlusse des Briefes, einfiel, Lessingen um seine Kollektaneen zu bitten, war, weil ich damals selbst einen Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche entworfen hatte. Ich hatte oft mit Moses und auch mit Lessing darüber gesprochen, der meinen Plan billigte, obgleich seine Kollektaneen nach einem ganz andern Plane gemacht waren. Ich hatte damals im Sinne, meinen Plan drucken zu lassen, ihn durch einige Beispiele zu erläutern, und nachher zu versuchen, ob ich ihn könnte ausführen lassen. Meine Idee war folgende:

Ein Wörterbuch soll nicht dienen, die Sprache zu bestimmen oder sie festzusetzen, wie die Franzosen meinten. Jede Sprache bildet sich durch den Gebrauch, der davon gemacht wird, und verändert sich nothwendig wieder, wenn sich die Begriffe der Nation verändern.

In Frankreich und England wird die Sprache der Schriftsteller durch die Konversationssprache in den Hauptstädten ausgebildet. In Deutschland müssen wir einen großen Theil dieses Vortheils entbehren, weil wir keine Hauptstadt haben, weil die deutschen Hauptstädte wechselseitig ihre Sitten und ihre Art zu sprechen fast gar nicht kennen, und weil der größte Theil unseres feinern und vornehmern Publikums sich noch immer nach fremden Sitten formt, unter Begriffen aufwächst, die von fremden Nationen entlehnt sind, und fremde Sprachen spricht. Daher findet man in unseren Lustspielen und Romanen sehr deutlich, wie arm und ungebildet unsere Konversationssprache ist, obgleich unsere Sprache sonst für so reich und gebildet gelten kann. Man merkt es in deutschen Schriften sehr deutlich, daß wir in unserer Litteratur mehr eine lesende, als eine sprechende Nation sind. Lessing selbst erkannte, daß sogar unsere dramatischen Stücke mehr gelesen, als vorgestellt werden. (M. s. Lessing's Briefwechsel mit Moses, Brief 35. Th. 26. S. 170.) Da nun unsere vortrefflichsten Schriftsteller selten mit der lebenden Welt umgehen, selten mündlich mit feinen Kennern, die nicht Schriftsteller sind, Gedanken wechseln, oder deren Urtheile hören können: so haben sie sich selbst bilden müssen, und sehr langsam wird das Publikum durch sie gebildet; unser Publikum aber bildet fast gar nichts an den Schriftstellern, und vor dreißig Jahren geschah dies noch weniger. Daher gilt von der deutschen Sprache noch vorzüglicher, daß ein deutsches Wörterbuch ein Register der Wörter seyn muß, welche die Schriftsteller gebraucht haben, nebst der Art, wie sie dieselben gebrauchten.

Eine noch größere Schwierigkeit bei einem deutschen Wörterbuche entstehet aus einer Vollkommenheit, die unserer Sprache allein eigen ist. Die deutsche Sprache ist unter allen neueren die einzige (wenn man allenfalls die italienische einigermaßen ausnimmt), welche eine

eigene poetische Sprache hat. Man denke sich einmal, wie verschieden ein vollständiges deutsches Wörterbuch (wohin auch die eigentlich-poetischen Wörter und der dichterische Gebrauch, der von gewöhnlichen Wörtern gemacht wird, gehören) nach den verschiedenen Epochen seyn müßte, die man der Sprache in diesem Jahrhunderte geben kann. Wie verschieden würde ein Wörterbuch, das nach Wolf's Zeiten herausgekommen, aber doch eher, als Klopstock's Messias erschienen wäre, von einem andern seyn, das nach Klopstock, aber eher gemacht wäre, als Wieland und nach ihm Göthe unserer Sprache in so manchem Betrachte eine neue Wendung und eine vorzüglichere Bildung gaben! Und wie verschieden müßte es wieder seyn, von einem, das seit der Blüthe des Ruhms dieser beiden vortrefflichen Schriftsteller herauskäme!

Ich fand also, es sey kein anderes Mittel, zu einem vollständigen und recht brauchbaren deutschen Wörterbuche zu gelangen, als aus allen deutschen Schriftstellern selbst herauszuziehen, welche Wörter sie gebraucht, und in welcher Verbindung und zu welchem Zwecke sie dieselben gebraucht hätten. Zu diesem Behufe wollte ich alle deutschen Schriftsteller unter etwa zwanzig arbeitsame, der deutschen Sprache nicht unkundige Leute austheilen, und durch sie die Stellen ausziehen lassen, welche den Gebrauch jedes Worts zeigten. Ich hatte mir eingebildet, in zehn Jahren könne wohl die Sammlung fertig seyn. Wenn dieser ungeheure Vorrath, multorum camelorum onus, dann nach alphabetischer Ordnung geordnet wäre, so müßte ein Mann von geprüften Kenntnissen das eigentliche Wörterbuch daraus verfertigen. Ich wußte, als ich in den sechziger Jahren diese Idee faßte, noch nichts von Johnson's engländischem Wörterbuche. Dieser hat es beinahe nach demselben Plane ausgeführt, und mit bewundernswürdigem Fleiße allein ausgeführt, was ich

durch zwanzig und mehr Menschen ausführen wollte. Aber die deutsche Sprache ist auch wenigstens viermal reicher und mannigfaltiger, im Guten und im Fehlerhaften, als die engländische. Und da die deutsche Sprache eine der europäischen Hauptsprachen ist, nicht so wie die engländische eine abgeleitete: so kann ein deutsches Wörterbuch, so wie ich es mir vorstelle, noch lehrreicher gemacht werden, als Johnson's Buch, würde aber auch unendlich mehr Schwierigkeiten haben. Daß mit diesem geordneten Vorrathe ein viel vollkommneres Wörterbuch entstehen konnte, als alle bisherigen, davon bin ich noch überzeugt; ob ich gleich ihren großen Werth erkenne, und mich freue, daß wir besonders das vortreffliche Adelung'sche haben.

Ich würde zum Behufe des Wörterbuchs die deutschen Schriftsteller in vier Klassen theilen:

1) Klassische Schriftsteller, z. B. Klopstock, Wieland u. s. w. Aus diesen müßte jedes Wort ausgezogen werden. Gesetzt, ein solcher Schriftsteller hätte ein neues Wort auch nur einmal gebraucht; gesetzt, er hätte es auf eine Art gebraucht, die man nicht rathen könnte nachzuahmen: so wird ein solcher Schriftsteller nicht leicht ein neues Wort gemacht, oder ein bekanntes auf eine ungewöhnliche Art gebraucht haben, ohne irgend einen guten Grund. Die Untersuchung desselben, gesetzt auch, der Gebrauch wäre einmal fehlerhaft gewesen, müßte bei solchen Schriftstellern immer lehrreich seyn.

2) Gute Schriftsteller. Deren hat unsere Sprache viele, und zum Theil sehr vortreffliche, ob ich sie gleich nicht zu den klassischen rechnen möchte. Die Bestimmung, wer ein klassischer Schriftsteller zu nennen sey, hat überhaupt allerdings große Schwierigkeiten. Nach der Lage und der allmäligen Bildung unserer Sprache, würde ich diejenigen in Absicht auf die Sprache als klassische Schriftsteller nehmen, durch welche unsere

Sprache irgend eine Art von Bildung erhielt. So wäre ich zum Beispiel geneigt, Sturz unter die klassischen Schriftsteller zu setzen, aus dem ich in meinem Wörterbuche jedes Wort würde ausziehen, und die Art bestimmen lassen, wie er es gebraucht hätte; ungeachtet wir gute Schriftsteller haben, denen er an Werth weit nachzusetzen ist, wenn man auf den ganzen schriftstellerischen Charakter sieht. Aber Sturz war einer der ersten Schriftsteller, der nicht als ein Gelehrter schrieb, sondern als ein Weltmann, der die große Welt gesehen und fein beobachtet hatte. Daher liegt für unsere so arme Konversationssprache mancher Schatz in Sturzens Schriften, den unsere Lustspiel- und Romanschreiber nicht vernachlässigen würden, wenn sie den Werth von Sturzens Schriften erkennten, und glaubten studiren zu müssen, ehe sie schreiben.

Aus den guten Schriftstellern würde ich nichts anderes ausziehen lassen, als was richtig oder lehrreich wäre. Doch giebt es gute Schriftsteller, die nicht allemal korrekt sind, z. B. Gellert, Zachariä rc. Hier müßten die kleinen Fehler solcher Schriftsteller angeführt werden, damit man sie nicht nachahme.

3) Gemeine und schlechte Schriftsteller. Sie sind Legion! Aus diesen würde weniger ausgezogen. Indessen findet sich in ihnen manches Lehrreiche für die Sprache. Es würde mich zu weit führen, hier aus einander zu setzen, wie, meiner Meinung nach, diese Schriftsteller für das Wörterbuch zu brauchen wären.

4) Alte Schriftsteller. Sie sind von sehr mancherlei Art, und würden genaue Unterabtheilungen erfordern. Ich rechne zu den alten Schriftstellern alle, die vor Wolf geschrieben haben. Denn durch dessen Philosophie und durch die darauf gebaute veränderte Theologie ward unsere Prosa zuerst, obgleich freilich sehr einseitig, umgebildet. Unsere Poesie war damals, besonders in Absicht auf die poetische Sprache betrachtet,

nicht viel mehr als Prosa. Eigentlich würden in meinem Wörterbuche Hagedorn und Haller als die ersten Dichter gelten, die zu den neueren gehören.

Noch muß ich hinzufügen, daß ich mein Wörterbuch nach den Stammwörtern oder Primitivwörtern ordnen würde. Es scheint mir, andere Vortheile ungerechnet, daß man auf keine andere Art die der deutschen Sprache so eigenen Verbindungen und Zusammensetzungen, sowohl die erlaubten, als die unerlaubten, zweckmäßig werde übersehen können. Am Ende würde allenfalls durch ein alphabetisches Register für die Bequemlichkeit des Nachschlagens gesorgt werden können.

Als ich diesen Brief an Lessing schrieb, hatte ich schon angefangen, eine Sammlung deutscher Schriftsteller zum Behufe des Wörterbuchs zu machen, die ich auch noch besitze, obgleich an der Vollständigkeit viel fehlt. In den siebziger Jahren fing ich an, den Plan auszuarbeiten, wovon Obiges die Außenlinien sind. Ich wollte die deutschen Schriftsteller nach meinem Zwecke klassificiren, und Beispiele von einigen Wörtern hinzufügen, wie ich glaubte, daß ungefähr die Behandlungsart seyn müßte. Dann wollte ich ein Paar Jahre die Stimme der Kenner abwarten, in wiefern mein Plan bleiben, und in wiefern er verbessert werden könnte; alsdann aber eine Anzahl fleißiger Hände suchen, welche alle deutschen Schriftsteller nach dem vorgeschriebenen Plane auszögen, und es darauf ankommen lassen, ob sich nach zehn Jahren ein Kopf fände, der ihren Vorrath verarbeiten könnte. Mehrere Umstände verhinderten die Ausführung und den Druck meines Plans, und die Ausführung der Sache selbst. Ich will gern gestehen, daß die unvernünftigen und niederträchtigen Klotzischen und damit verwandten Anfälle, so sehr ich sie an sich auch verachtete, mich etwas ermüdeten, da sie einige Jahre währten, und mir ungemein viel edle Zeit raubten;

so wenig ich auch dabei that. Auch waren diese Zeiten, nebst der gleich darauf folgenden lächerlichen Kraftperiode, eben keine Aufmunterung, eine sehr große Unternehmung, die unbeschreiblich viel Mühe, Sorgen und Kosten erfordert haben würde, für ein Publikum zu wagen, das so wenig zu unterscheiden wußte, was gut und was schlecht war. Dazu kam die fortdauernde unsägliche Arbeit, um die allgemeine deutsche Bibliothek zu erhalten, und sie in allen ihren vielen Theilen zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Gerade in den siebziger Jahren waren die Sorgen deßfalls größer, als man es sich vorstellen kann. Ich erlag damals schon beinahe unter der vielfältigen Arbeit, und fand es nach reifer Überlegung nicht rathsam, mich in eine Unternehmung einzulassen, die sehr große Kosten erfordert haben würde, zu einer Zeit, wo mir aus manchen Ursachen die Aufwendung großer Kosten nicht leicht war, die viel Sorgen erfordert haben würden, zu einer Zeit, wo ich der Sorgen schon zu viel hatte, und kaum Muße zu finden wußte, zu endigen, was schon auf mir lag. Ich entsagte also diesem Plane, so wie so manchem andern, wozu ich Kraft und Talent bei mir fühlte. Ob mich diese Entäußerung gleich etwas kostete, so gereuet sie mich nicht, wegen des großen Nutzens, den die Allgem. deutsche Bibliothek gestiftet hat. Ich mache hier die Hauptidee meines entworfenen Wörterbuchs bekannt; vielleicht kann sie jemand nutzen.

45.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 30. Junius 1769.

Liebster Freund,

Hier erhalten Sie, mit Gelegenheit Herrn Raphael's, auf einmal einen ganzen Wust Aushängebogen. Künftige Woche folgen die letzten zwei von dem zweiten Theile, und zugleich die ersten von dem dritten.[1]) Sie sehen also, daß es mein Ernst ist, Ihnen auch diesen noch zu liefern. Meine Abreise verzieht sich ohnedies von einer Woche bis zur andern; besonders habe ich versprochen, noch gewisse Dinge aus Wien erst mit abzuwarten.

Aber wie steht es denn nun um die Kupfer? Treiben Sie doch Hrn. Meil an.[2]) Ich glaube, Klotz stirbt sonst vor Ungeduld. Was meinen Sie, daß er zu seinen eigenen Briefen sagen wird, die er hier gedruckt findet? Und was seine Kollegen in Halle dazu sagen werden? Er warf Ihnen letztens vor, daß Sie alle Professoren auf den preußischen Universitäten verächtlich zu machen suchten. Aus seinen Briefen sieht man, wie verächtlich er selbst von der besten der preußischen Universitäten, von Halle,[3]) spricht.

Leben Sie wohl; nächstens ein Mehreres.

Dero

ergebenster,

Lessing.

1) Dies ist nie geschehen. Lessing's Entwürfe zum 3ten Theile der antiquarischen Briefe finden sich im 2ten Theile.

2) Wegen der vielen Beschäftigungen des Künstlers kam der zweite Theil einige Monate später heraus.

3) S. im 2ten Theile der antiquarischen Briefe den 52sten u. 53sten Brief.

46.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 8. Juli 1769.

Liebster Freund,

Ich habe vor ein Paar Tagen Ihr Schreiben vom 30sten mit den Aushängebogen erhalten und sie mit großer Begierde durchgelesen. Die von Ihnen bekannt gemachten Briefe werden viel beitragen, Klotzen in der Gestalt zu zeigen, in der ihn meine Vorrede schon zu zeigen angefangen hat. Der Mensch ist mir jetzt wirklich ekelhaft; kaum verlohnt es sich noch der Mühe, mit ihm zu streiten.

Wie Sie Wien finden werden, bin ich sehr begierig zu erfahren. Es soll also da eine neue Kolonie von Gelehrten angelegt werden?[1]) Ich will nur wünschen, daß auch zugleich Freiheit zu denken daselbst erlaubt werde; denn sonst hilft alles doch nichts.

Herder ist von Riga nach Dänemark gegangen.[2]) Will der über Kopenhagen auch nach Wien?

Ich möchte gern davon unterrichtet seyn. Ich umarme Sie in Eil, und bin stets

Ihr

Nicolai.

Nachschrift.

Ich habe Sie gegen des verkappten Dodsley Impertinenz vertheidigt, in einer Recension, die aber erst in des X. Bandes 1. Stück der Bibliothek kommen kann.[3])

1) Lessing erwähnte dieser Sache zuerst in dem Briefe v. 21. Oct. 1768. Nr. 34. Man sehe unten meine Anmerkungen zu dem Briefe Nr. 47.

2) Dies fand sich nachher ungegründet.

3) Man sehe deßfalls weiter unten meine Anmerkungen zu dem Briefe Nr. 52.

47.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 19. August 1769.

Liebster Freund,

Klopstock's Dedikation habe ich noch nicht gelesen. Ich hoffe nicht, daß ich ein einziges Wort mir hätte entfahren lassen, das die Kolonie von Gelehrten, die nach Wien gehen soll, lächerlich machte.[1])

Sie wird aus würdigen Leuten bestehen, und die können nicht lächerlich seyn. Aber bei der ganzen Sache sind noch zu viel unbekannte Umstände, von denen ich wünschte, unterrichtet zu seyn. Zu der Freiheit zu denken, gehört doch wirklich die Freiheit zu schreiben, und in Wien, wo man fast alle englischen und zum Theil französischen Schriften nicht lesen darf, wo man noch ganz kürzlich den Phädon konfiscirt hat, muß ein denkender Kopf doch etwas eng athmen. Dazu kommt, daß Gleim im Ernst versicherte, die ganze Sache sey ein Finanzprojekt,[2]) weil man glaubte, daß, wenn die berühmtesten Gelehrten ihre Werke in Östreich drucken ließen, durch den Buchhandel unglaubliche Summen ins Land kommen würden. In diesem Falle bedaure ich die armen Hühner, die man der Eier wegen hält, die sie legen sollen; denn wenn sie nicht recht fleißig legen, so wird man sie abschlachten, und aus ihrem Fleische die Brühe auskochen.

Sie wollen Dodsley und Compagnie [3]) nennen. Haben Sie zuverläßigen Beweis, wer sie sind? Sonst lassen Sie sich mit den elenden Menschen nicht ein; sie verdienen es nicht.

Ich umarme Sie, und bin stets

Ihr

Nicolai.

1) Es sind hier verschiedene Briefe vom Julius und August 1769 verloren gegangen; darunter auch der Brief,

worin mir Lessing den Vorwurf machte, ich hätte die Kolonie von Gelehrten, oder die Akademie der Wissenschaften, oder die Republik der Gelehrten, oder was es sonst war, das durch Gelehrte aus dem nördlichen Deutschlande, wie man damals meinte, vom Kaiser Joseph sollte in Wien errichtet werden, lächerlich machen wollen. Lessing hatte schon im Jahre 1768, in Leipzig, mir mündlich davon erzählt, und in seinem Briefe vom 21. October 1768 (Nr. 34.) mir schon gemeldet, daß Klopstock's Dedikation von Herrmann's Schlacht an den Kaiser Joseph, dies zunächst bewirken sollte.

Den Vorwurf, daß ich dies Vorhaben hätte lächerlich machen wollen, verdiente ich nicht. Aber ich glaubte von Anfang an nicht an die Möglichkeit der Ausführung; das ist wahr. Schon mehrmal ist es mir mit anderen Dingen auf ähnliche Art gegangen, und geht mir oft noch jetzt so. Es sind viel Übel in der Welt. Vortreffliche Leute empfinden diese Übel, und suchen ihnen abzuhelfen; Schriftsteller besonders suchen dies durch vortreffliche Schriften zu bewirken. Dies kann niemand mehr nach seinem wahren Werthe schätzen, als ich. Aber sehr oft ist es mir begegnet, daß ich in die sanguinischen Hoffnungen gelehrter Männer, in die Hoffnung von der Wirkung, welche ihre Schriften zur Verbesserung mancher litterarischen oder politischen Übel haben sollten, nicht habe einstimmen können. Ich verglich in jedem Falle, ohne mich durch Wünsche, die mir auch nahe genug am Herzen lagen, verleiten zu lassen, mit ruhigem Gemüthe den eigentlichen Zweck, den man erreichen wollte, mit den vorhandenen Mitteln; und so lange ich die Mittel unzureichend fand, gab ich die Hoffnung auf, den Zweck zu erreichen. Da hat man mir denn oft bei solchen Gelegenheiten vorgeworfen, ich sei zu kalt gegen die gute Sache. Das war ich niemals; nur wenn ich kein hinlängliches Mittel

sah, die Schwierigkeiten zu überwinden und der guten Sache zu helfen, so sagte ich mit Bedauern, und mit stiller Resignation und innerm Kummer, daß der guten Sache nicht zu helfen sey, weil die Mittel nicht da, oder unzweckmäßig wären. Ich unterdrückte daher oft schon alle meine Hoffnung, wenn Andere sich noch mit den heitersten Aussichten schmeichelten; dagegen ward ich nachher auch nicht von fehlgeschlagenen Erwartungen niedergedrückt, wie es Anderen geschah, welche dadurch sehr mißmüthig wurden; so wie in diesem Falle Lessing und Bode.

Die Veranlassung, welche mir den unverdienten Vorwurf von Lessing zuzog, war folgende. Das Dedikationsexemplar von Herrmann's Schlacht für den Kaiser Joseph wurde in braune Seide eingebunden, worauf ein Eichenkranz gestickt war (man muß sich nur erinnern, welche hohe symbolische Bedeutung das Eichenlaub aus Klopstock's Gelehrten-Republik haben sollte); und eine gewisse Anzahl anderer Exemplare, die nach Wien bestimmt waren, sollten in grünen Korduan (zur ähnlichen symbolischen Bedeutung) gebunden werden. Bode meldete mir dieses; und da, wie er schrieb, in Hamburg kein grüner Korduan zu haben sey, so ersuchte er mich, ihm einige Felle in Berlin zu kaufen, und nach Hamburg zu schicken. Es kam mir seltsam vor, daß man nach einer Seestadt, wie Hamburg, aus einer innerhalb Landes, wie Berlin, eine Waare verschrieb, die über See kommt. Bei Übersendung der Felle schrieb ich an Bode, über den merkantilischen Gang dieser levantischen Waare von Berlin nach Hamburg; einen Brief in einem lustigen Tone, den wir in unseren Briefen auch sonst wohl zu brauchen gewohnt waren. Es kann möglich seyn, daß mir im Laufe der Feder irgend ein scherzhafter Einfall über die Kolonie entfahren ist, die dem Korduane folgen sollte. Bode verstand sonst recht gut Spaß, so wie Lessing. Aber

Beide hatten gemeinschaftlich große Erwartungen gehabt, die anfingen, fehl zu schlagen; also hingen sie an dieser Hoffnung, deren guten Erfolg sie so sehr wünschten, daß sie ihn für unfehlbar hielten. Daher war dies damals ihr empfindlicher Fleck; es war ihnen unangenehm, wenn einer ihrer Freunde nicht gleich auch eben so warme Hoffnungen hegte, als sie. Um so mehr waren sie verdrießlich, wenn jemand über etwas scherzte, was sie und einige ihrer Hamburgischen Freunde damals übermäßig ernsthaft nahmen.

Es ist ganz natürlich, daß ein so großer Gelehrter und so großer Schriftsteller, wie Lessing, seinen Werth fühlte, und, so wenig er auch auf Urtheile Anderer gab, dennoch endlich darunter litt, wenn seine und anderer vortrefflichen Schriftsteller Verdienste nicht nach Würden geschätzt, sondern ihnen vielmehr von dem ununterrichteten Publikum höchst mittelmäßige und elende Schriftsteller an die Seite gestellt, oder wohl gar vorgezogen wurden. Der verlassene Zustand der deutschen Litteratur fiel nur allzusehr in die Augen, und die Hoffnung, daß es (zumal da wir auch damals schon so viele große Männer hatten) durch irgend einige Vorfälle damit bald besser werden würde, war an sich, für einen Mann wie Lessing, etwas sehr Natürliches. Nur Schade, daß diese Hoffnung nicht erfüllt wurde!

Lessing hegte damals seit einiger Zeit große Hoffnung, daß durch dreierlei die deutsche Litteratur sehr sollte gehoben werden:

1) Das sogenannte akademische Theater in Hamburg. Es war von Hrn. Seiler und Bubbers in Hamburg errichtet. Lessing's Dramaturgie machte es berühmt. Eckhoff, den bis jetzt noch kein deutscher Schauspieler erreicht hat, war an der Spitze desselben. Kein einziger schlechter Schauspieler war dabei, aber mehrere vortreffliche. Wer hätte nicht hoffen sollen, daß eine solche Unternehmung in Hamburg gelingen und

auf ganz Deutschland die wichtigste Wirkung haben würde! Gleichwohl ging dieses Unternehmen in kurzer Zeit zu Grunde. Lessing, in der Bitterkeit seines Verdrusses darüber, sagt im letzten Stücke seiner Dramaturgie: „Hamburg möchte wohl der letzte Ort seyn, wo der süße Traum, ein Nationaltheater zu gründen, in Erfüllung gehen würde." Er thut Hamburg wirklich Unrecht. Nicht das Hamburgische Publikum, sondern große Fehler in der innern Verwaltung der sogenannten akademischen Schaubühne, falsche Maaßregeln, und Mißverständnisse mancher Art waren schuld, daß diese Unternehmung so bald fallen mußte. Ich weiß nicht, was das Wort Nationaltheater bedeuten soll, das zuerst dem Theater in Wien zu einer Zeit beigelegt ward, da es kaum mittelmäßig war, und das die Herren Schauspieler seitdem allenthalben zum Scherwenzel gebraucht haben; aber ein sehr vorzügliches Theater zu besitzen, ist Hamburg gewiß der erste Ort in Deutschland.

2) Die von ihm in Gesellschaft mit Bode angefangene Buchdruckerei und Verlagsunternehmung.

3) Die vom Kaiser Joseph erwartete Verpflanzung einer Kolonie von deutschen Gelehrten aus dem nördlichen Deutschlande nach Wien.

Alle diese Dinge gelangen nicht, und konnten nicht gelingen. Dadurch kam Lessing in eine Mißmüthigkeit, durch welche die ihm sonst so natürliche gute Laune sehr oft ganz weggescheucht ward. Wenn ich Lessing's Verlagsunternehmung hier mit unter die Sachen setze, deren Mißlingen ihn auf lange Zeit mißmüthig und bitter machte; so glaube man ja nicht, daß ich zu verstehen geben wolle, Eigennutz und die verfehlte Hoffnung des Gewinnes habe unsern Lessing mißmüthig gemacht. Dieser edle Mann war ganz frei von Eigennutz. Er glaubte, durch diese Unternehmung sollte die deutsche Litteratur bald in einer viel glänzendern Gestalt erscheinen;

und darüber, daß dieses nicht geschah, ward er so bitter. Es war freilich aus Mangel an Kenntniß des Buchhandels und aller dahin gehörigen kaufmännischen Geschäfte, daß er glaubte, es liege hauptsächlich an der Art, wie der deutsche Buchhandel geführt wird, daß die deutsche Litteratur eine so unvollkommene Gestalt hat, und daß er sich zutraute, eine Verlagsunternehmung zu machen, wodurch diesem Übel abgeholfen würde; aber er glaubte es doch, und traute es sich zu. Die Gelehrten sollten dadurch, seiner Meinung nach, nicht nur größern Vortheil von ihrer Arbeit genießen, sondern auch durch das Museum (so sollte das Journal heißen, worin bloß Werke der besten Köpfe Deutschlands aufgenommen werden sollten) viel bekannter werden. Dadurch hatte die Idee von diesem Journale eine gewisse Verbindung mit der nach Wien zu verpflanzenden Kolonie. Denn der Kaiser sollte natürlich das Journal lesen, und die besten Köpfe dadurch besser kennen lernen.

Diese fehlgeschlagenen Hoffnungen, besonders bei dem sogenannten akademischen Theater, wobei man sich in mancher Rücksicht nicht zweckmäßig benahm, und Lessing's dadurch erregte Mißmüthigkeit erklären ganz natürlich, warum er seit der Zeit so wenig mehr mit dem deutschen Theater wollte zu schaffen haben. Es erklärt sich auch aus seinem mißmüthig gewordenen Sinne ganz natürlich, warum er damals mit der deutschen Litteratur überhaupt so übel zufrieden war, daß er den plötzlichen Entschluß faßte, nach Italien zu gehen, wo er lateinisch für die Gelehrten aller Nationen zu schreiben gedachte. Es erklärt endlich, warum er nachher, da er durch den Ruf nach Wolfenbüttel doch in Deutschland blieb, so wenig mit den deutschen Belles-Lettres mochte zu thun haben; warum er sich lieber in die Antiquitäten, in die Bücherkenntniß, in die Kirchenhistorie, und endlich, leider! in die theologischen Streitigkeiten warf. Ich sage: leider! denn diese ver-

bitterten am meisten die letzten Jahre seines Lebens, und trugen zu der Beschleunigung seines Todes viel bei. Ich und Moses widerriethen ihm, als er zum letzten Mal in Berlin war, und einen Theil der nachher so berühmt und so berüchtigt gewordenen Fragmente bei sich hatte, aufs ernstlichste, sich mit der Herausgabe derselben zu befassen. Umsonst! Er war davon nicht abzubringen; wie er sich denn freilich überhaupt nicht leicht von einer Idee abbringen ließ, die einmal in seinem Geiste lebhaft geworden war. Er schrieb unsere Widersetzlichkeit gegen sein Vorhaben einem ganz falschen Beweggrunde zu. Er erwartete von der Herausgabe der Fragmente einen Erfolg, den sie nicht haben konnten, wie wir uns vergeblich bemühten, ihn zu überreden. Diese Herausgabe hatte hingegen, leider! für ihn sehr unangenehme Folgen, und gar nicht diejenigen, die er erwartete. Der Zufall, daß Göze, mit dem er auf dem freundschaftlichsten Fuße lebte, ihn nicht in Wolfenbüttel fand, und der fast unbegreifliche Zufall, daß Lessing einen Brief von Göze, worin dieser eine Nachricht von einem Buche verlangte, unbeantwortet ließ, ob er gleich sonst keine Briefe geschwinder beantwortete, als solche, welche Bücher betrafen (s. unten den Brief Nr. 59.), beschleunigten freilich diese Folgen. Denn nun war Göze gegen ihn empfindlich, und schrieb gegen die Fragmente und gegen Lessingen, den Herausgeber; welches er sonst schwerlich würde gethan haben. Dadurch kam Lessing in Händel mit der orthodoxen theologischen Partei. Das war aber bei der Herausgabe gar nicht seine Meinung; denn, man mag es mir glauben oder nicht, seine Absicht war, der orthodoxen Partei durch die Herausgabe einen Dienst zu erzeigen. Ich kann mich hier über diese letzte Absicht nicht weiter erklären. Man s. Lessing's Brief an seinen Bruder v. 2. Febr. 1774.

2) Es war nicht einmal ein Projekt; denn nach allen

Anzeigen hatte man in Wien nie im Ernst an so etwas gedacht, wenigstens der Kaiser nicht. Alles, was geschah, war, daß Klopstock, bei Gelegenheit der Dedikation, des Kaisers Bildniß mit Diamanten besetzt erhielt; und nachher war in Wien von der Sache gar nicht weiter die Rede. In Hamburg und anderen Orten ward damals von diesem Kaiserlichen Geschenk im höchsten Tone des Lobpreisens geredet. Unter andern im Hamb. Korrespondenten v. Jahre 1769. Nr. 190 hieß es: „Erwacht, Ihr Deutschen, aus Eurem Schlummer! — Seht auf Euren Kaiser, den großen Joseph, den keine Vorurtheile fesseln; der den deutschen Musen im Königlichen Wien einen Tempel zu bauen verheißt; einen Klopstock, dies Adler-Genie, kaiserlich belohnt!" u. s. w. In den Hamb. neuen Zeitungen Nr. 179 hieß es sogar, in einer Recension des Bardiet, Herrmann's Schlacht: „Dies vaterländische Gedicht hat eine wichtige Zueignungsschrift an den Kaiser; sie veranlaßt zu großen Erwartungen, die einmal für den ganzen Umfang der deutschen Litteratur von den erheblichsten Folgen werden können. Wie sehr haben wir uns gefreut, da wir erfuhren, daß bei dieser Gelegenheit der Genius der deutschen Dichtkunst auf eine Art geehrt worden, die den Neid aller unserer Nachbarn auffordert, indem unser Klopstock das Glück gehabt, mit dem Bildnisse des Kaisers auf einer goldenen reichbesetzten Münze, und — was dies Geschenk jedem erkenntlichen Deutschen unvergeßlich macht — zum Angehänge, als ein öffentliches Merkmal von den Gesinnungen eines deutschen Kaisers, beschenkt zu werden. Ein solches Gnadenzeichen, einem Dichter in keiner andern Beziehung, als auf sein Talent, verliehen, ist ohne Beispiel, und gereicht der Einsicht unseres Jahrhunderts, die den Werth des Genies und der Gelehrsamkeit so zu schätzen weiß, zum unsterb-

lichen Ruhme." Ich hatte das Unglück, zu glauben, durch diese zugesendete Denkmünze würde noch nicht irgend eine einzige gute Hoffnung für die deutsche Litteratur von Kaiser Joseph oder von Wien gerechtfertigt. Ich fand sogar den Ton, mit welchem dies Geschenk angekündigt ward, äußerst unanständig und unwürdig. Das war den Leuten gar nicht recht, welche sich gern in warmen Hoffnungen wiegen mögen. So geht es auch jetzt noch immer. Es soll durchaus das möglich und wirklich und wahr seyn, was man wünscht; und man glaubt nur allzu oft, derjenige habe große Gesinnungen, der große Worte ausstößt.

Ich ward damals, so wie jetzt noch oft, zur Gesellschaft der kalten Hunde gerechnet, weil ich nicht glaubte, mich an einem Haufen Johanniswürmchen wärmen zu können. Wie sehr ward ich nun für Deutschland und für diejenigen, welche in einem so hohen posaunenden Tone der Hoffnung gesprochen hatten, gedemüthigt, als ich ein Paar Monate darauf, im Reichspostreuter vom 10. Jan. 1770, einen Artikel aus Wien fand: „Am 6. dieses haben seine Maj. der Kaiser die Gnade gehabt, dem dermaligen holsteinischen Pferdelieferanten Samuel Julius zur Bezeugung Ihrer Zufriedenheit über dessen bisherige gute Lieferung, nicht nur eine öffentliche Audienz zu ertheilen, sondern auch denselben mit Dero Bildniß in Golde zu beschenken." — Es sollte unvergeßlich seyn, daß Klopstock's Bildniß ein Angehänge ist! — Das dem Hrn. Samuel Julius geschenkte kaiserl. Bildniß muß auch wohl zum Angehänge gewesen seyn, da Augenzeugen versichern, daß derselbe und ein anderer kaiserlicher Pferdelieferant in Altona, Hr. v. Ahn, die erhaltenen kaiserlichen goldenen Bildnisse an einer goldenen Kette trugen.

3) Man s. unten die Anmerk. 4) zum Briefe Nr. 51.

48.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 25. August 1769.

Liebster Freund,

Da Sie die letzten Bogen des zweiten Theils noch nicht haben, so lege ich sie diesem Briefe bei. Nicht, weil Sie eben sehr begierig darauf seyn müssen, sondern weil ich sehr begierig bin, je eher je lieber von Ihnen zu hören, wie Sie meine Erklärung wegen der allgemeinen Bibliothek aufgenommen haben.[1]) Ihre Bibliothek kann darunter nichts verlieren; aber für mich war sie höchst nöthig. Wegen des Herrn von Heineken wünschte ich mich mündlich mit Ihnen erklären zu können; ich halte ihn auf alle Weise für einen bessern und nützlichern Mann, als den andern Herrn von H.[2])

Aushängebogen von dem dritten Theile der Briefe sollen Sie nächstens erhalten; aber ich sorge sehr, daß mich der Buchdrucker im Stiche lassen wird, um ihn zur Michaelismesse völlig fertig zu schaffen. Doch vielleicht ist Ihnen so viel nicht daran gelegen; wenn Sie nur versichert seyn können, daß er fertig wird, ehe ich Hamburg verlasse. Und das soll er seyn.

Herr Kommissionsrath Schmid,[3]) mein hiesiger Wirth, wird Ihnen eine gefaßte Gemme mitbringen, die Sie mir zum III. Theile sollen stechen lassen,[4]) so vergrößert, versteht sich, als es ein

Octavblatt leiden will. Es ist eine Gemme mit dem Namen des vermeinten griechischen Künstlers, von welchem Stosch schon eine bekannt gemacht hat. Ich denke aber durch meine zu erweisen, daß es gar keinen solchen Künstler gegeben hat, und daß Αντερως ganz etwas anderes bedeutet. Wenn es möglich wäre, möchte ich den Ring mit der nämlichen Gelegenheit gern wieder zurück haben.

Was Ihnen Gleim von Wien gesagt hat, ist ganz ohne Grund; aber er hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel so reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte.[5]) Wien mag seyn, wie es will, der deutschen Litteratur verspreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien konfiscirt ist: so muß es bloß geschehen seyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so

die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er seyn muß, sich als den besten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will. Ich hätte mir also wohl auch diese letzte Seite ersparen können. Leben Sie wohl, liebster Freund!

Dero

ergebenster,

Lessing.

1) Nämlich, daß Lessing nie eine Recension in der Allg. d. Bibl. geschrieben habe. Natürlicher Weise konnte ich mit dieser Erklärung nicht unzufrieden seyn, da sie der Wahrheit gemäß war.

2) Als ich Lessingen nachher mündlich darüber sprach, hatte er von dem erstern Hrn. v. H. doch in manchem Betrachte eine ganz andere Meinung gefaßt.

3) Er ging in der Folge nach Wien, wo er gestorben ist.

4) Der Abdruck ist zu finden in Hrn. Hofrath Eschenburg's Zusätzen zu den antiquarischen Briefen. Man sehe auch Lessing's Kollektaneen, I. Band.

5) Man sieht, wie leicht damals Lessing bitter ward, wenn jemand nicht Hoffnung schöpfen konnte zu einer Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, und die doch

auf gar nichts beruhete. Seine Freunde sahen freilich, daß diese Bitterkeit zu weit ging, konnten aber nichts dabei thun. Man sehe Moses Brief an Lessing Nr. 69. Lessing's Lebhaftigkeit gab ihm von Jugend auf die Laune zu widersprechen ein, wenn er sich einmal auf etwas gesetzt hatte; und sein Scharfsinn suchte dann Gründe von aller Art. Als er seinen natürlichen Frohsinn noch hatte, waren diese Widersprüche oft, was die Engländer fun nennen; so vertheidigte er im siebenjährigen Kriege in Sachsen allemal die Preußen, und umgekehrt. Als er nun wegen mancher fehlgeschlagenen Hoffnungen verdrießlich war, ward seine Laune bitterer. Es erleichterte ihn, wenn er ihr freien Lauf ließ; aber er war behutsamer, als mit seinen ehemaligen scherzhaften Ausbrüchen. Nur vertrauten Freunden ließ er diese Bitterkeit merken, von denen er auch jeden offenherzigen Herzenserguß willig annahm. Beiderlei Ausbrüche seiner Laune, der fröhliche und der bittere, thaten seinem edlen, wahren, biedern Charakter keinen Abbruch. Dieser blieb unverändert, wie er war; jene waren nur Bedürfnisse des Augenblicks.

49.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 29. August 1769.

Liebster Freund,

Ich danke Ihnen für die Aushängebogen, die mir ungemeines Vergnügen verursacht haben. Wenn sich Klotz nun nicht schämt, so weiß er gar nicht, was Scham ist. Daß Sie gesagt haben, Sie hätten

an der Allg. d. Bibl. keinen Antheil, ist mir nicht allein nicht zuwider, sondern ich danke Ihnen vielmehr dafür. Die elenden Buben mit ihren Vermuthungen und albernen Anekdoten sind ganz unerträglich. Ich habe mich gleich über die Stelle in den Erfurtischen Zeitungen geärgert, und ich behalte mir vor, was Sie gesagt haben, bei erster Gelegenheit zu bekräftigen.

Die Parallele zwischen von Ha. und von He. ist leicht zu machen. Ha. ist ein ehrlicher Mann, der, so viel an ihm ist, die Künste befördert, und jedem geschickten Künstler zu helfen gesucht hat. He. hatte seine Rekommandation zu Brühl's Zeiten, als er noch etwas vermochte, vielen mittelmäßigen Köpfen angedeihen lassen; noch mehr — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Ha. liebt die Künste aufrichtig, und sucht nach seiner Art, so gründlich er kann, darüber zu philosophiren. Er hat in seinem Buche doch immer viele für Künstler nützliche Sachen. He. kann gar nicht philosophiren, und macht lauter unförmliches Geschwätz.

Ich will von Wien gern alles Gute glauben; aber berufen Sie sich nur nicht auf Sonnenfels! Wenn er dem niedern Adel ein Paar Wahrheiten sagt, so bückt er sich zugleich desto tiefer vor dem höhern Adel, und vor allem, was die Kaiserin thut.[1]) In allgemeinen Ausdrücken wider Despo-

tismus, und für die Rechte des Volkes zu schreiben, wird man hier gern erlauben; was man aber zur nähern Anwendung auf Brandenburg sagen würde, weiß ich nicht: so wenig, als was man in Wien zu einer nähern Anwendung auf Österreich sagen würde. Überhaupt, liebster Freund, schlagen Sie mir die Volte, und schieben mir die politische Freiheit zu schreiben für die gelehrte unter. Sobald ich in einem monarchischen Staate lebe, und also an der Regierung keinen Antheil habe, kann ich jene entbehren; ich kann schweigen: denn warum sollte ich mir, mit Ihren Worten zu reden, aus einem ungewissen Freunde einen gewissen Feind machen? Aber die gelehrte Sklaverei, in der man bisher in Wien gelebt hat, daß man fast alle guten Bücher nicht einmal lesen darf, ist gewiß unerträglich. Selbst der Grund zur Konfiskation des Phädon, den Ihr Witz dem Hrn. van Swieten leiht, ist die schlimmste Satyre auf die Wiener Denkungsart. Denn hätte man daselbst ein so krasses Vorurtheil, daß alle in Berlin gedruckten Bücher wider die Religion oder wider die Unsterblichkeit seyn müßten, und könnte bloß dies zur Konfiskation eines Buches in Wien hinlänglich seyn; so hätte ich mehr Recht, als ich wirklich habe.

Wenn in Wien eine so glückliche Veränderung in der Freiheit zu denken und zu lesen vorgeht, daß man frei alle Bücher lesen, und frei über alles philosophiren darf; wenn Sie und Klopstock und mehr

andere brave Leute dahin berufen werden; wenn die Bigotterie in der Religion aufhört: so kann man sich von daher gewiß viel versprechen. Da aber die Kaiserin dem katholischen Religionseifer sehr ergeben ist, und der Kaiser noch nicht ganz freie Hand hat, so möchte ich wissen, worauf sich die so nahe Hoffnung einer ganz nahen glücklichen Veränderung gründe? Ich will gewiß der erste seyn, der sich darüber freuet.

Von Halle aus ist das Gerücht hier ausgesprengt, daß Kloz von dem Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, und zum Professor am Theresianum (andere sagen zum Aufseher des Münzkabinets) ernannt worden. Glauben Sie davon, was Sie wollen. Relata refero. [2])

Von Ihrem eigenen Rufe nach Wien bin ich äußerst begierig, unterrichtet zu seyn. Was Sie mir vertrauen, ist ein Heiligthum. Ich umarme Sie, und bin stets

Ihr

Nicolai.

1) Daß ich den Hrn. v. S. (dem ich übrigens das Lob, das seine bei mehreren Gelegenheiten, besonders unter Kaiser Joseph, gezeigte Freimüthigkeit verdient, gewiß nicht entziehen will) in diesem Briefe nicht zu hart beurtheilte, davon mag sein ehemals berühmtes Werk, die Policeiwissenschaft, Zeuge seyn. In demselben vertheidigt er alle Maßregeln unter Maria Theresia, bis auf die damalige seelentödtende Censur (m. s. meine Reisebeschreibung IV. Th. S. 853. 856.)

und bis auf die Keuschheitskommission. Lessing, als er nach Wien kam, dachte aber auch schon ganz anders über ihn, und suchte ihn gar nicht auf.

2) Diese Nachricht, die Klotzens Anhänger damals allenthalben ausstreueten, war ganz ungegründet.

50.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 24. October 1769.

Liebster Freund,

Ihr Schreiben vom 11. October[1]) habe ich in Leipzig erhalten, und den ersten Augenblick, den ich nach meiner Zurückkunft frei habe, wende ich an, Ihnen zu antworten. Was also erstlich das Gerücht betrifft, das der dienstfertige Wittenberg[2]) ausgestreut, als wenn Klotz meine Korrespondenz mit ihm wolle drucken lassen, so bin ich dabei sehr gleichgültig. Meine Briefe waren meist nicht sehr interessant, bestrafen bloß Recensionen, und das, was fürs Publikum interessant seyn möchte, ist gewiß nicht zu seiner Ehre, und er wird es schwerlich drucken lassen; denn ich habe ihm die Wahrheit oft sehr derb gesagt. Daß er von Ihnen Briefe in Händen habe, die er drucken lassen wolle, glaube ich nicht. Es wird eben so unwahr seyn, als das Vorgeben, daß Lippert wider Sie schreiben wolle.

Dies letztere ist gewiß eine leere Erfindung von Klotzen, um Sie dahin zu bringen, daß Sie Lipperten zuvorkämen, und Lippert dadurch endlich aufgehetzt würde, mit Ihnen anzubinden. Das möchte Klotz gar zu gern haben.

Ich habe unsern Freund Weiße wegen Lippert befragt. Der hat mir einen Originalbrief vom 31. Juli von Lipperten an ihn gegeben, worin folgende Worte stehen:

„Herr Klotz hat mir seit einem halben Jahre nicht geschrieben, ich aber auch an ihn nicht; denn er wollte, daß ich mich in seine läppischen Händel mit Lessing mengen sollte, welches ich ihm aber abschlug, und dieses mag er übel genommen haben. Ich bin der Mann nicht, der sich in kritische Zänkereien einlassen kann; denn erstlich ist mir die Zeit in meinem Alter zu kostbar, zweitens bin ich nicht gelehrt genug, Fehler an Anderen tadeln zu können, und endlich ist es mir einerlei, ob man das, was ich geschrieben, für unvollkommen hält. Man sage mir nur etwas Besseres; ich will's mit Dank annehmen. Ich würde niemals geschrieben haben, wenn ich nicht hätte verkaufen wollen (nämlich seine Pasten), das war mein einziger Zweck, denn ich brauche Brot; und da sich kein sicherer Nutzen je gedenken läßt, man werde denn zugleich Anderen nützlich: so habe ich freilich mich dieser Mühe und Kosten nicht entschlagen können. Gott sey Dank, es ist überstanden."

Dies letztere zu verstehen, müssen Sie wissen, daß Lippert seine Daktyliothek auf seine Kosten hat drucken lassen, um dadurch seine Pasten bekannt zu machen, auf die er schon viel Kosten verwendet hatte, und aus denen er gern Vortheil ziehen wollte. Ich wollte dem 68jährigen Greise, der im Grunde es doch sehr gut meint, und viel Kenntnisse hat, diesen Vortheil auch gern gönnen. Er hat sein Buch durch Dr. Volkmann auch ins Französische übersetzen lassen, damit die Ausländer seine Sachen möchten kennen lernen. Ich will wünschen, daß er seinen Zweck erreichen möge; aber freilich kostet ihm das Buch in beiden Sprachen viel Geld, und ich zweifle sehr, ob der Debit so groß seyn wird, daß der Verkauf desselben die Kosten ersetzt. Der Verkauf der Pasten selbst, die durch das Buch bekannter werden, muß ihm den Vortheil bringen.

Herr Weiße läßt sich Ihnen empfehlen. Er ist mit den Klotzianern sehr unzufrieden, daß sie sein Lob beständig im Munde haben, und sich für seine Freunde ausgeben, da er doch mit ihnen gar nichts will zu thun haben, und nur gar zu gern von allem Streite nichts wissen, und ruhig leben möchte. Gleiche Nachricht habe ich auch von Hagedorn. Die Leute verachten Klotzen herzlich; aber sie fürchten sich, von ihm mit Koth geworfen zu werden, und schweigen still.

Haben Sie Schmid's Anthologie gesehen? Ist denn das Lustspiel, das er aus den Ermunterungen

genommen haben will, wirklich von Ihnen? Es ist doch höchst unerlaubt, daß der Mensch Sachen, wie sie ihm in die Hände fallen, wider Willen der Verfasser drucken läßt.

Schreiben Sie mir doch, wie Sie mit dem, was ich wider Dodsley[8]) und wider den Antikritikus geschrieben habe, zufrieden sind. Der Aufsatz wider Dodsley hat eine gute Wirkung gehabt. Die verkappten Dodsley müssen sich schämen, wofern sich dergleichen verkappte Schleicher noch schämen können. Die anderen Buchhändler haben mir Beifall gegeben, und Reich hat den Bogen aus der Bibliothek nach Dresden ans Oberkonsistorium geschickt, damit dem Nachdrucke in Sachsen gesteuert werde.

Was Ihr Werk von den Ahnenbildern betrifft, so würde ich, wenn es Ihnen an einem Verleger fehlen könnte, sogleich den Verlag übernehmen; denn dies wäre die geringste Probe meiner Freundschaft. Da es Ihnen aber vermuthlich an einem Verleger gar nicht fehlen kann, so wäre es mir lieber, wenn Sie es einem andern gäben. Ich habe seit einiger Zeit zu viel gedruckt, und die deutsche Bibliothek, in die ich mich zur Strafe für meine Jugendsünden bis über die Ohren habe verwickeln müssen, macht mir so viel Kosten, daß ich es für die höchste Zeit halte, meinen Fond einzuschränken, um mich aus der Weitläuftigkeit und aus den Schulden zu ziehen, die mir nur unnöthige Sorgen ohne wahren Vortheil machen. Mein Verlag ist zu groß

in Verhältniß meines Debits; ich habe mehr als zu viel, um die nöthigen Changen zu machen, und wenn ich drucken will, nur in der Absicht, auf den Messen zu verkaufen, so vermehre ich, so wie jetzt die Lage ist, nur schlimme Schulden, ohne das Geld einziehen zu können, und bin in beständiger Verlegenheit, um meine Ausgaben zu bestreiten. Dies ist die wahre Ursache, warum ich mich entschließen muß, so wenig wie möglich neuen Verlag anzunehmen. Inzwischen versteht es sich, daß die Fortsetzung der antiquarischen Briefe ihren Weg geht, und daß, wofern Sie das Werk von Ahnenbildern keinem andern Verleger geben wollen, Sie auf allen Fall immer auf mich rechnen können.

Ich habe von Hrn. Voß Ihren Vorschlag nach Wolfenbüttel erfahren, und versichere Sie, daß ich den herzlichsten Antheil daran nehme. Ich will wünschen, daß er bald völlig zu Stande komme. Ich freue mich sehr, daß Sie in Deutschland bleiben wollen. In Italien würden Sie lateinisch geschrieben haben, und für uns todt gewesen seyn. Vergessen Sie doch, wenn Sie in Wolfenbüttel in Ruhe kommen, das Theater nicht gänzlich. Sie sind dafür gemacht, und sonst kein jetzt lebender Dichter. Man sagt, daß ein neues Stück von Ihnen in Wien aufgeführt werden solle. Ist das wahr? und welches ist es?

Moses grüßt Sie. Wir sind jetzt beschäftigt, unsere Korrespondenz mit Abbt zum Drucke in

Ordnung zu bringen; es sind sonderlich von Moses vortreffliche Briefe darunter. Ich umarme Sie von Herzen, und bin stets

Ihr

ganz eigener,
Nicolai.

1) Dieser Brief ist, so wie mehrere im September und Oktober 1769 gewechselte Briefe, verloren gegangen.

2) Wittenberg war Verfasser des zu Altona herauskommenden Reichspostreiters, einer politischen Zeitung. — Da man nach Klotzens Tode sehr indiskreter Weise seine Korrespondenz drucken ließ, fand man doch für gut, meine Briefe wegzulassen. Vermuthlich, weil man die Wahrheiten scheuete, die ich ihm in meinen Briefen an ihn sehr reichlich sagte.

3) Einige unbekannte Leute hatten unter der erdichteten Firma Dodsley und Compagnie einen Bücherverkauf auf den Leipziger-Messen angefangen. Die Hamburgische Dramaturgie, die in ganz Deutschland viel Aufsehen machte, ward sehr unordentlich expedirt. Man konnte nur in wenigen Städten Deutschlands Exemplare davon haben, und die Kosten der einzelnen Versendung mit der Post machten die Buchhändler und Käufer verdrießlich. Man hatte besonders unterlassen, Exemplare nach Leipzig zu senden, wohin sonst jeder Verleger neue Bücher zuerst schickt, weil alle Buchhändler beständig andere Bücher von daher verschreiben müssen, und also zwischen den Messen ein neues Buch mit den wenigsten Kosten und Weitläuftigkeiten von daher bekommen können. Ich hatte dies meinem Freunde Bode gemeldet, und ihm voraus gesagt, er werde sich Schaden thun, wenn er nicht sorge, daß bald Exemplare in Leipzig, als in dem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels,

zu haben wären. Umsonst; ich bekam die Antwort: Es sey einmal festgesetzt, man verschicke keine Exemplare, als die bestellt würden, und man müsse sich deßfalls nach Hamburg und nicht nach Leipzig wenden. Es ist nur schlimm, daß Hamburg an einem Ende von Deutschland, und nicht so bequem, wie Leipzig, für den deutschen Buchhandel liegt, daß da keine Buchhändlermessen sind, und daß z. B. ein Buch von der Stärke der Dramaturgie mit der Post von Hamburg nach Nürnberg verschrieben, noch einmal so theuer zu stehen kommen, und spät zu haben seyn wird. Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob meines Freundes Lessing's Ideen über den Buchhandel, auf diese Weigerung, nach Leipzig zu schicken, einigen Einfluß hatten. Wahr ist es, er behauptete schon vorher, die Leipziger Buchhändlermessen und die daselbst von den Buchhändlern betriebenen Geschäfte wären gar nicht nöthig. Es mögen wohl auch andere Ursachen gewesen seyn; denn die Direktion des sogenannten akademischen Theaters war auch in anderen Dingen sehr peremptorisch. So viel ist gewiß, daß die Sache nicht zum Vortheile der Unternehmer ausschlug. Alle Buchhändler in Deutschland konnten nicht die neue Anordnung wissen, daß man sich wegen der Dramaturgie bloß nach Hamburg wenden müßte. Alle schrieben also nach Leipzig; und wegen dieser beständigen Nachfrage, da immer vergebens nachgefragt ward, und immer kein Exemplar zu schaffen war, kamen die verkappten Dodsley und Compagnie auf den Einfall, die Dramaturgie nachzudrucken. Ich will gewiß den Nachdruck nicht vertheidigen; aber ausgemacht ist es doch auch, daß der Eigensinn, eine Waare (denn das ist ein Buch, in so fern es zum Verkauf steht) nicht nach dem Platze schicken zu wollen, wo hauptsächlich Nachfrage ist, diesen Nachdruck unmittelbar veranlaßte. St. Paulus hat schon gesagt: „Ich kann wohl alles thun, aber es frommt nicht alles."

Indeß dies war nach das Wenigste. Die verkappten Dodsley und Compagnie, von denen kein Buchhändler wußte, wer sie wären, und wo sie wären, ließen ein unverschämt geschriebenes Blatt drucken, worin sie ankündigten: „Sie wollten mit Beihülfe verschiedener Buchhändler den Gelehrten das Selbstverlegen verwehren, ihnen die selbst verlegten Bücher ohne Ansehn nachdrucken, und sie um die Hälfte des Preises verkaufen." Dies war nun eine Windbeutelei und eine Lüge, beide gleich unverschämt. Denn diese verkappten Leute hätten dies nicht ausführen können, es müßte denn gar kein Recht und keine Polizei gewesen seyn; und es konnten sich unmöglich Buchhändler dazu verbunden haben, da keiner nur einmal wußte, wer diese verkappten Buschklepper wären, oder wo man sie suchen müßte. Lessing ließ indessen das Blatt im letzten Stücke seiner Dramaturgie abdrucken, und begegnete den schlechten Kerlen, wie ihnen gehörte. Ich sagte kurz darauf in der Allg. d. Bibl. X. Band, in einer Anzeige der Dramaturgie, meine Meinung über diese unvernünftige Drohung; denn weiter war es nichts. Kein vernünftiger Mensch konnte wohl im Ernst daran denken, ein solches Unternehmen auszuführen, am wenigsten rechtschaffene Buchhändler.

51.

Lessing an Nicolai.

Hamburg, d. 30. October 1769.

Liebster Freund,

Ich habe es wohl gedacht, daß der ganze Lärm, welchen Klotz hier mit Lippert und mit Ihrer

und meiner Korrespondenz machen lassen, nichts als Nothschüsse wären. Er muß sich wirklich auf das äußerste gebracht fühlen: denn er thut seit einiger Zeit nichts als schimpfen und drohen. Im Schimpfen steht ihm Riedel redlich bei; aber auch dieser soll in dem dritten Theile der antiquarischen Briefe sein Paket bekommen. Was der Mensch für Zeug in seiner philosophischen Bibliothek wider den Laokoon schreibt! Was für Unwissenheit er verräth! Auch Lessing'sche Briefe hat er in den Erfurtischen Zeitungen versprochen, und eine Geschichtsklitterung der jetzigen Händel. Von jenen hat er auch schon den ersten geliefert, und Sie werden wohl gelesen haben, wie er sich nun herauszuwinden sucht, wegen seiner Befremdung über unser verschiedenes Urtheil von Heineken.

Ich bin mit allem, was Sie von diesen Stänkereien bei Gelegenheit des Antikritikus[1]) gesagt haben, sehr wohl zufrieden. Aber warum soll Raspe der erste[2]) gewesen seyn, der sich wider Klotzens Buch von geschnittenen Steinen erklärt habe? Mein erster Theil der Briefe war längst heraus, als seine Anmerkungen erschienen. Und warum sind denn die antiquarischen Briefe jetzt nicht mit zugleich angezeigt worden? — Daß Sie den Nachdruck der Dramaturgie mißbilligen, und meine Partie gegen Schurken nehmen würden, die mich bestohlen zu haben glauben, und gleichwohl mich noch turlüpiniren zu dürfen glauben, daran habe ich nie gezweifelt: und

ich muß Ihnen für die Art danken, wie Sie es thun wollen. In einigen Stücken bin ich indeß Ihrer Meinung nicht, und Sie haben Verschiedenes avancirt, was mit Ihrer Erlaubniß ganz falsch ist. Z. B. In Frankreich kann ein Gelehrter, was er für seine Kosten hat drucken lassen, durch die Kolporteurs verkaufen und verrödeln lassen, wie er will. [3]) Er bedarf der Vermittelung eines Buchhändlers gar nicht. Freilich darf er keinen offenen Laden haben, ohne dafür zu bezahlen; aber den will auch der Gelehrte nicht. Der Gelehrte will nichts, als das Recht, seine Produkte unmittelbar verkaufen zu dürfen ꝛc. — Übrigens suchen Sie mir es doch nur ja nicht auszureden, daß Reich und mehrere Buchhändler, wenn schon nicht unter der Kompagnie von Dodsley begriffen, dennoch für ihre Unternehmungen, den Gelehrten den Selbstdruck zu verleiden, sehr wohl gesinnt sind. [4])

Wegen der Abhandlung von den Ahnenbildern muß alles von Ihrer Konvenienz abhangen. Da ich Hrn. Voß ohnedies noch verschiedene Abhandlungen solcher Art versprochen habe: so gebe ich ihm diese mit dazu. Ich glaube es wohl, daß Ihnen die allgemeine Bibliothek Kosten genug verursacht; aber nach dem hiesigen Debit zu urtheilen, [5]) müssen Sie doch auch ansehnlichen Vortheil davon haben.

Mit dem dritten Theile der Briefe wird nun nächstens angefangen; und auch das muß lediglich von Ihnen abhangen, ob dieser Theil der letzte seyn

soll. Nur melden Sie mir es, um die Materie doch ein wenig zu arrondiren.

A propos, — ob ich schon nicht glaube, daß ich für diesen dritten Theil noch eben viel von Ihnen zu erhalten haben dürfte; so müssen Sie mir doch nun schon noch den Gefallen thun, eine kleine Assignation, die Ihnen etwa künftige Woche präsentirt werden möchte, für mich zu honoriren. Sie können versichert seyn, daß ich Ihnen diesen Dienst so bald nicht wieder zumuthen will.

Sobald der Erbprinz von Berlin zurück ist, und auf die erste Nachricht davon, habe ich nach Braunschweig zu kommen versprochen. Ich denke, daß der Handel so gut wie richtig ist.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie unsern Moses. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

1) Allg. d. Bibl. X. 2. S. 103 ff.

2) Nicht ich, sondern ein anderer Recensent (l. c. S. 97), hatte gesagt, Raspe hätte zuerst in einem Journale eine Recension von Klotzens Buche machen wollen.

3) Dies bezieht sich auf ein Paar Worte, die ich über die Buchhandlungsverfassung im ehemaligen Frankreich in der Allg. d. Bibl. X. 2. S. 5. gesagt hatte. Lessing irrte sich aber. Ich hatte mich mit den französischen Reglements, die Buchhandlung betreffend, sorgfältig bekannt gemacht; er nicht. Nicht nur durften die Kolporteurs bloß kleine Traktätchen verkaufen (s. meine folgenden Briefe Nr. 53 u. 56) und also schon deßwegen keine eigentlichen Bücher, sondern es sollte auch, dem

Gesetze nach, jedes Buch, auch das kleinste Traktätchen, ehe es zum Verkauf kam, vorher in der Chambre syndicale registrirt seyn. Die vormaligen Gesetze in Frankreich, den Buchhandel betreffend, waren weder zum Vortheil des Gelehrten, noch des Buchhändlers; vielmehr für Beide sehr drückend. Die Absicht dieser Gesetze war bloß, daß die Regierung kein Buch wollte verkaufen lassen, was ihr mißfiel. Dafür wollte man die Syndics der Buchhändler responsabel machen; also war es natürlich, daß man kein einziges Buch anders, als durch die Buchhändler zu verkaufen Erlaubniß gab, die wieder ohne Vorwissen der Syndics gesetzmäßig nichts verkaufen sollten. Daher mußte auch jeder Gelehrte, der ein Buch auf seine Kosten drucken ließ, es erst registriren lassen, und anzeigen, wem er den Verkauf übertragen hätte. Wäre der Gelehrte befugt gewesen, es durch jeden Kolporteur verkaufen zu lassen, so hätte ja der Kolporteur mehr Freiheit gehabt, als der Buchhändler. Und auf Freiheit waren gewiß die ehemaligen französischen Buchhandlungsgesetze nicht gerichtet.

4) Lessing irrte sich hier abermals sehr, wie ich dieses im folgenden Briefe anzeige. Er machte sich einen ganz falschen Begriff von der Buchhandlung und vom Verlagswesen. Daß seine Unternehmung in Gesellschaft mit Bode nicht gelang, lag freilich daran, daß sie ihrer Natur nach nicht gelingen konnte, und daß auch in der Ausführung ganz gewaltige Fehler vorgingen. Aber Lessing glaubte fest, durch seine Unternehmung, die nur der erste Schritt zu mehreren ähnlicher Art seyn sollte, würde der Handel mit Büchern eine ganz andere Gestalt gewinnen; daher bildete er sich ein, die Buchhändler hätten die Unternehmung gestürzt. Über Reich war Lessing sehr empfindlich, weil ihm derselbe bei Gelegenheit einiger Komödien, die er der Weidmannischen Handlung in Verlag geben wollte, in der That ziemlich unartig begegnet hatte. (M. s. meine Anmer-

kungen zu Lessing's Brief an Moses vom 8. Decbr. 1755.) Es war bekannt, daß Reich der Diktator der Buchhändler seyn, und in allem, was dieselben anging, den Ton geben wollte; und da Lessing sich einbildete, die Buchhändler in corpore hätten die Dodsleyische Ankündigung vom Nachdruck angestiftet, so hatte er auch den Argwohn, Reich stecke dahinter. Aber er that diesem sehr Unrecht. Welche Fehler auch Reich gehabt haben könnte; den Fehler, Nachdruck begünstigen zu wollen, hatte er gewiß nicht.

5) Man kann vom Debite einer Stadt nicht aufs Allgemeine schließen. Hamburg vertrieb damals mehr Exemplare der Allg. d. Bibl., als manche ganze deutsche Provinzen. (Man sehe meine Reisebeschreibung IV. Bd. S. 909.) Außerdem war gar nicht vom Debite der deutschen Bibliothek, ob er Vortheil brächte, die Rede, sondern ob der Vortheil sich verminderе, wenn der Verleger eines solchen großen Werkes noch mehrere Unternehmungen im Verlag unverhältnißmäßig macht; ob nichts daran gelegen ist, wenn er in Schulden stecken bleibt, oder aber, ob er lieber mit Ernst nur daran denken sollte, die schuldigen Kapitale abzuzahlen, und wohl thue, sich deßhalb in Verlagsunternehmungen auf alle Weise einzuschränken. Von der Bilanz und dem Verhältniß, das hierin, besonders nach der Natur des deutschen Buchhandels, Statt finden muß, wenn man nicht, bei anscheinend großen und glücklichen Geschäften, zurückkommen will, haben vielleicht viele Buchhändler nicht einen richtigen Begriff; wie konnte ihn Lessing haben?

52.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 8. Novbr. 1769.

Liebster Freund,

Ich habe Ihr Schreiben vom 30. Oktober erhalten. Ich finde darin keine genaueren Nachrichten von Ihrem Berufe nach Wolfenbüttel, die ich sehr gern haben möchte. Es scheint mir, daß diese Stelle so recht für Sie wäre. Muße und eine vortreffliche Bibliothek! Wie steht es denn mit Wien? Man sprengt aus, daß der Kaiser wirklich 20,000 Rthlr. zu Jahrgehalten für deutsche Gelehrte ausgesetzt habe; aber man will auch sagen, daß Klopstock nicht hingehen werde. Alles dies ist nur ausgesprengt, ohne eine Quelle anzugeben, und ich wünsche erst eine sichere Bestätigung. Auf alle Fälle höre ich aus verschiedenen Gegenden, daß Klotz suchen möchte, ein Jahrgeld in Wien zu erhalten, wozu ihm ***, mit dem er in die genaueste Verbindung gerathen ist, behülflich seyn soll. Klotz hat sich durch seine Aufführung in Halle bei Jedermann verächtlich gemacht. Hier hält ihn der Hr. von Fürst [1]) für das, was er ist; auch Quintus giebt in seiner guten Meinung nach: also ist es wahrscheinlich, daß er an die Veränderung seines Aufenthalts denkt, und Wien scheint jetzt der Ort zu seyn, wohin die gelehrten Kolonieen aus Norden ziehen.

Herder, weil ihm dadurch, daß Klotz seinen Namen genannt, als einem Geistlichen, durch den Rigaischen Schlendrian allerlei Verdrießlichkeiten erweckt worden, hat plötzlich seine Ämter niedergelegt, und ist zu Schiffe nach Frankreich gegangen. Er hat mir aus Nantes geschrieben, wo er sich einige Zeit aufhalten will. Er denkt über Paris nach Deutschland zurückzukehren. Doch erfahre ich eben, daß ihm ein Vorschlag, mit einem Großen zu reisen, geschehen werde; und dies kann seine Rückkunft etwas aufhalten. Er wünscht, daß Sie nicht wider ihn schreiben, weil dies Klotzen sehr wohl thun würde.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie mit meiner Rede wider Dodsley zufrieden sind. Da ich mich einmal als Buchhändler erklären wollte, so sehen Sie selbst, daß ich von verschiedenen Sachen auch als Buchhändler sprechen mußte. Ich wollte den Buchhändlern gern zugleich einige nöthige Wahrheiten sagen; also mußte ich ganz unparteiisch zeigen, wie die Sache steht. Was Frankreich betrifft, so darf wirklich Niemand Bücher verkaufen, als die Imprimeurs oder Libraires. Ich habe bei gewisser Veranlassung kürzlich die Reglements in extenso gelesen. Ich hätte allenfalls hinzusetzen können, öffentlich verkaufen; denn kein Gelehrter darf bekannt machen, daß sein Buch bei ihm verkauft werde. Sogar wenn einem Gelehrten ein Privilegium über sein Buch gegeben wird, so muß er es bei der Chambre syn-

dicale der Buchhändler registriren lassen, und versprechen, daß er es, den Reglements zufolge, durch einen Buchhändler wolle verkaufen lassen. Was die Kolporteurs betrifft, so dürfen sie nur kleine Traktätchen, ich glaube bis 18 oder 24 sous verkaufen, und diese müssen sie von den Buchhändlern nehmen; sie sind auch der Chambre syndicale untergeordnet. Doch dies thut überhaupt nichts zu Ihrem Streite mit Dodsley; denn in Deutschland sind dergleichen Verordnungen nicht.

Die verkappten Dodsley haben gar keine wirkliche Unternehmung gemacht, den Selbstdruck der Gelehrten zu verhindern. Der Brief ist ein leeres Gewäsche, das bei keinem Buchhändler den geringsten Eindruck gemacht, oder nur den geringsten Erfolg gehabt hat. Ich weiß aus vielen Proben, daß Reich, so wie alle Buchhändler, der Dodsleyischen Schleichhandlung sehr zuwider ist. Er hat noch diese Messe die Mad. Dyk (deren Kuratur und Vormund ihrer Kinder er ist) dahin gebracht, daß sie versprochen hat, ihren Diener, der eigentlich die Dodsleyische Kommission besorgt, auf Ostern zu verabschieden.

Überhaupt, liebster Freund, da ich glaube, was den deutschen Buchhandel betrifft, zu verstehen; so bin ich überzeugt, daß die deutschen Buchhändler sich nie irgend wozu vereinigen werden: am wenigsten dazu, den Selbstverlag der Gelehrten zu verhindern; und wenn sie wollten, könnten sie es nicht. Da sie doch die Buchdrucker auf den Messen bezahlen müs-

sen, so ist es ihnen ganz einerlei, ob das Buch, wofür sie das Geld hingeben, einem Buchdrucker oder einem Gelehrten gehört. Daß übrigens die meisten Gelehrten, die auf ihre Kosten Bücher drucken lassen, dabei zu kurz kommen, kann ich auch erklären. Es treffen verschiedene Ursachen zusammen. Und eine der Hauptursachen ist, daß diejenigen Bücher, die der Gelehrte für die besten und wichtigsten hält, gerade nicht die sind, die den meisten Debit haben. Ich getraue mir auch, einem, der die Kaufmannschaft überhaupt, und besonders die Art versteht, wie der Buchhandel in Deutschland kann geführt werden, zu beweisen, daß jemand, der nur eins oder auch zwei Bücher selbst drucken läßt, und sie baar verkaufen will, unmöglich Vortheil davon haben kann; es wäre denn, daß Freunde einen Casum pro amico machen, oder sonst besondere Umstände eintreten. Erinnern Sie sich unsers ehemaligen Streits über Buchhandel, in Berlin unter den Linden. Ich bin bei der Buchhandlung erzogen und habe nunmehr auch die eigene Erfahrung mehrerer Jahre. Wäre es möglich, die Buchhandlung bloß durch baaren Verkauf in jeder Stadt zu treiben, so brauchten wir freilich keine Messen. Ich selbst würde bloßen baaren Verkauf auf den Messen mit anscheinend besserm Vortheil treiben, als irgend ein Gelehrter; aber auch als Buchhändler mag ich es nicht. Einige thun es; aber wenn mehrere nachkommen wollen, ist es nicht auszuführen: denn, wenn alle

verkaufen wollen, woher sollen die Käufer kommen? Ich habe die Buchhandlung anders kennen lernen, als sie selbst viele Buchhändler kennen. Ich bin überzeugt, a) daß das Drucken des Verlags in einem gewissen Verhältnisse mit dem Vertriebe des Sortiments stehen muß: sonst thut man sich Schaden, wenn man auch den besten Verlag druckt; b) daß der Buchhandel in Deutschland, wenn er unverhältnißmäßig ins Große getrieben wird, keinen Vortheil bringt. Reich ist ein lebendiges Beispiel davon. Er arbeitet sehr viel, um den Ruhm zu haben, daß die Weidmannische Handlung die größte Buchhandlung in Deutschland sey. Aber Vortheil hat er nicht; er gesteht dies selbst, und weiß nicht, wie es hingeht. Ich kann es aber nach meinen Grundsätzen leicht erklären. Er sollte nur den dritten Theil drucken von dem, was er druckt, so hätte er ruhigere Tage, und käme weiter, als jetzt.

Ich schwatze Ihnen, liebster Freund, vielleicht Dinge vor, um die Sie sich jetzt nicht sonderlich bekümmern. Es geschieht aber nur, damit Sie sehen, warum eben der bisher ziemlich starke Debit der deutschen Bibliothek mich nöthigt, mit mehrerm Verlegen einzuhalten. Der Debit meines Verlags ist in keiner Proportion mehr zu meinem Debite im Sortimentshandel; und diesen zu vergrößern, ist kein Mittel da, als mich in Unternehmungen einzulassen, die zu weit aussehend wären, und meine Arbeit, die ohnedies schon zu stark ist, noch stärker machten.

Verlagsdebit verursacht auf den Messen viel schlimme Schulden. Das Drucken macht grosse Kosten. Ich bekomme also eine grosse Menge Bücher und ausstehende Schulden, und kann niemals zu Kräften kommen. Daher setzt es mich wirklich in Verlegenheit, daß ich jetzt, um die Reste nachzuholen, mehr Stücke der Bibliothek drucken muß, und der Debit hält mich wegen der vermehrten Kosten nicht schadlos, wenn ich meine jährliche Bilanz nachsehe. Ich muß also suchen, eine Zeitlang weniger zu verlegen, damit meine Handlung wieder ins Gleichgewicht komme. Es könnten selbst viele Buchhändler, wenn sie eine Handlung auf die Stufe gebracht hätten, als ich die meinige, glauben, sie müßte nun recht eifrig durch den Verlag in die Höhe getrieben werden; und in kurzer Zeit würde die Handlung, wie ein vollblütiger Körper, in eigener Kraft ersticken. Sie sehen also, daß ich wenigstens nicht aus Eigensinn, sondern mit guter Überlegung handle.

Übrigens soll, was ich hier schreibe, sobald es auf den Druck der antiquarischen Briefe ankommt, keinen Einfluß haben. Denn ich will zwar so wenig als möglich Neues anfangen, aber das Alte mit Ordnung fortsetzen. Ich werde Ihnen dann nie sagen, welcher Theil der antiquarischen Briefe der letzte seyn soll. Dies ist bloß des Verfassers Sache, und es taugt nichts, wenn der Verleger sich hinein mischt. Ich thue dies niemals, am wenigsten bei meinem Freunde. Noch weniger kann es auf unsere

Berechnung Einfluß haben. Ihre Assignation wird gleich bezahlt werden, unsere Berechnung mag stehen, wie sie will. Auch künftig assigniren Sie, wenn Sie brauchen, und vergessen Sie nicht, daß die Freundschaft Sie dazu berechtigt. Ich sehe die Nothwendigkeit ein, wenn ich die Unternehmungen meiner Handlung im Ganzen überlege, streng als Kaufmann zu denken; aber es wäre für meinen Verstand und mein Herz ein großes Unglück, wenn ich immer als Kaufmann denken wollte. Ich hoffe, Sie werden nie vergessen, daß ich Ihr Freund bin, und seyn Sie versichert, daß ich bei allen Gelegenheiten daran denke.

Der Erbprinz von Braunschweig hat unsern Moses hier zu sich kommen lassen, und ihm sehr gnädig begegnet; er will auch über den Phädon mit ihm korrespondiren.

Haben Sie Lavater's sonderbare Ausforderung an Moses gesehen? Er wird antworten; aber vermuthlich wird seine Beantwortung Lavatern und manchem Theologen nicht gefallen.

Der Recensent in der Bibliothek X. 2. S. 97. hat sich wegen Raspe's undeutlich ausgedrückt. Ich glaube, er hat nur sagen wollen, Raspe sey der erste gewesen, der in einem Journale Klotzen habe die Wahrheit sagen wollen; denn sonst ist es offenbar, daß die antiquarischen Briefe eher herausgekommen, als Raspe's Anmerkungen. Aber warum die antiquarischen Briefe noch nicht

recensirt sind? Liebster Freund, Sie glauben gar nicht, wie unglücklich es mir in manchen Fächern der Bibliothek geht! Das antiquarische ist eins davon. Wenige Leute können darin mit Kenntniß der Sachen urtheilen. Hr. Heyne hatte mir vor einiger Zeit, zum Theil auch aus Verdruß über Klotzen's Angriffe, seinen Beistand entzogen. Ich habe ein Paar neue Recensenten bekommen, die aber saumselig sind. Die Recension über Klotz von geschnittenen Steinen habe ich dem Recensenten abbetteln müssen; sie mußte aber vor der von den antiquarischen Briefen vorausgehen. Um diese habe ich schon einigemal gemahnet, aber sie noch nicht erhalten. Der Mann hat Amtsgeschäfte, und vertröstet mich immer. Was soll ich machen? Ich selbst mag nicht gern von Sachen urtheilen, die ich nicht ganz verstehe; auch habe ich nicht Zeit. Ich muß also abwarten, bis ich die Recensionen erhalte. Ich umarme Sie, und bin von Herzen

Ihr

Nicolai.

1) Der Hr. Minister v. Fürst war damals Kurator der preußischen Universitäten.

53.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 3. April 1770.

Liebster Freund,

Ich habe lange keine Nachrichten von Ihnen. Ich denke aber, daß Sie noch in Hamburg seyn werden. Dies Schreiben dient hauptsächlich, Sie zu fragen, ob der dritte Theil der antiquarischen Briefe noch fertig wird.

Moses Streit mit Lavater wird nun wohl ein Ende haben. Lavater hat seine Antwort hierher geschickt, um sie bei mir drucken zu lassen. Es wird nur noch jetzt wegen ein Paar nachher eingesandter Zusätze mit ihm korrespondirt. Lavater will nun keinen Streit haben. Moses sagt, Lavater möge antworten, was er wolle; aber auf ein Paar Stellen, so wie sie Lavater zu fassen für gut gefunden, würde er antworten müssen. Die sind nun an Hrn. Zollikofer in Leipzig, den Mittler zwischen Lavater und Moses, gesendet. Hernach wird, mit einer kleinen Nacherinnerung von Moses, vermuthlich der ganze Streit beschlossen werden. Zwar mengt sich ein gewisser Dr. Kölbele in Frankf. a. M. auch hinein; dies ist aber ein Thor, der bloß Verachtung verdient.

Sagen Sie mir doch, wie die beiden unanständigen Recensionen wider Ramler's deutschen

Horaz, und sonderlich wider seine grammatikalischen Anmerkungen in der neuen Auflage seines Batteux, in die neuen Zeitungen kommen? Man glaubt hier, daß *** der Verfasser ist. Ist er es, so machen sie ihm keine Ehre. Er will Ramlern erniedrigen, um Klopstock zu erhöhen. Müssen sich denn ein Paar große Dichter durchaus feindlich behandeln? Ich finde es ungereimt, wegen Dinge, welche die Versifikation betreffen, Ramlern auf Klopstock's Autorität zu verweisen, und zwar auf eine künftige Abhandlung, die Klopstock noch nicht einmal herausgegeben hat. Mich dünkt, in dieser Sache wäre wohl Ramler's Autorität so viel werth, als Klopstock's. Es würde also hier nicht mit Autorität, sondern mit Gründen müssen gestritten werden.

Man hat sich hier lange mit dem Gerüchte getragen, daß Klotz Aufseher der Antiquitäten in Potsdam werden würde. Es ist aber falsch. Er hat es bei Quintus gesucht, aber nicht erhalten.

Hr. Herder ist Hofmeister und Reiseprediger bei dem Prinzen des Bischofs von Eutin geworden. Ich vermuthe, daß er Sie in Hamburg besuchen wird.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Moses grüßt Sie, und ich bin stets

Ihr

Nicolai.

54.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 23. Juni 1770.

Liebster Freund,

[1]) Ich auf Sie der Saumseligkeit wegen ungehalten seyn? Dies ist wirklich unmöglich. Moses und ich, halten Lessing und saumselig für zwei unzertrennliche Begriffe. Also, anstatt daß ich auf Sie ungehalten seyn sollte, würde ich vielmehr auf Sie ungehalten seyn, wenn Sie nicht saumselig wären, so wie es ein Jeder ist, dem man eine Erfahrung vorweist, die seiner Hypothese widerspricht. — Inzwischen ist es wahr, wenn Sie je Entschuldigungen für Saumseligkeiten finden könnten, so konnten Sie die bei Ihrer jetzigen Veränderung finden. Ich freue mich von Herzen, daß Sie, wie Sie mir schreiben, in Wolfenbüttel glücklich zu leben hoffen. Ich freue mich, weil ich mich über Ihr Glück allemal freue, und ich freue mich über meine eigene Scharfsichtigkeit, da ich gegen viele Leute, welche wollten, daß Ihnen Wolfenbüttel nach Hamburg unausstehlich vorkommen würde, allemal geradezu behauptet habe, daß Wolfenbüttel wenigstens vor der Hand Ihrer Neigung sehr gemäß seyn werde.

Sie glauben gar nicht, wie sehr Sie hier und in Leipzig der Gegenstand aller Gespräche sind. Ei-

ner sagt: er wird sich nun ganz ins antiquarische Fach werfen, und Gott weiß, ob er nicht gar Lateinisch schreibt, um Klotzen wie den Hasen im Lager anzugreifen. Ein Anderer sagt: wer weiß, ob er länger als ein halbes Jahr in Wolfenbüttel bleibt; denn er muß nach Italien, und wenn er zu Fuße hingehen sollte. Noch ein Anderer: Nein! er muß erst seine Trauerspiele herausgeben, und hat drei oder vier Lustspiele fertig, die er auch drucken lassen wird. Wieder Einer sagt: Nein! ans Theater denkt er gar nicht mehr. Einer sagt: den Laokoon macht er fertig, sobald er Italien gesehen hat; ein Anderer: wenn er Italien gesehen hat, so wird er seinen Laokoon liegen lassen, und lauter Antiquität schreiben. Wieder ein Anderer sagt: ja, da kennt ihr ihn noch nicht! er wird am Ende den ganzen Plunder von Antiquität wegwerfen, das Theater mit Gözen und Gesellschaft verdammen; und ein System der Theologie wider die heutigen Socinianer schreiben.

Sehen Sie, liebster Freund, so sind Sie in der Leute Mäulern. Schreiben Sie mir, was ich antworten soll; oder wollen Sie etwa noch ein Paar Gerüchte von sich verbreitet haben, so bin ich zu Ihren Diensten.

Nun muß ich vor Sie treten, und ein wenig die Ohren hängen lassen, ut iniquae mentis asellus. Da ist ein Bildniß mit einer schönen drap d'argent-Weste vor dem XII. Bande der Bibliothek,

worunter Ihr Name steht. Sie sehen übrigens leicht ein, daß ich hieran unschuldig bin, wie ein neugebornes Kind, und daß es ein hämischer Streich von Klotzen ist, der uns zusammenhetzen will. Man hat mir zwar sagen wollen, der Kupferstich wäre nach einem Bildnisse, das Ihr Herr Vater in Camenz besitzt, gemacht; das kann aber nicht seyn, denn der würde doch ein Bildniß haben, das Ihnen ähnlicher säher. Kurz, nochmals, ich bin an der ganzen Sache unschuldig, und Sie haben sich an niemanden, als an Klotzen zu halten.

Ferner sollen Sie hiermit wissen, daß ich von dem ersten Theile Ihrer antiquarischen Briefe eine neue Auflage auf Michaelis werde machen müssen, weil ich sehr wenig Exemplare mehr habe. Mit dem zweiten Theile bin ich freilich nicht so glücklich. Sehr viele Buchhändler, denen ich ihn in der Michaelismesse gesendet habe, haben ihn zurückgesendet, so daß ich mit allem, was ich in der Ostermesse 1770 abgesetzt habe, dennoch in Leipzig über 100 Stück reicher bin, als ich in der Michaelismesse 1769 war. Ich weiß nicht, ob die Leute darin zu wenig oder zu viel auf Klotzen geschimpft finden, daß sie ihn nicht lesen und kaufen wollen. Der dritte Theil wird freilich hoffentlich die Sache wieder gut machen, und die Leute nöthigen, den zweiten Theil nachzukaufen; geht dies aber nicht, so müssen Sie mir im vierten Theile wahrhaftig etwas für die Drei=

einigkeit oder sonst etwas dergleichen schreiben, damit ich nicht gar zu sehr zu Schaden komme.

Aber nun ist die Frage: wo soll die neue Auflage des ersten Theils und der dritte Theil gedruckt werden? In Wolfenbüttel werden Sie, glaube ich, schwerlich eine leidliche Druckerei haben, und die theure Hamburgische Druckerei werden wir, da Sie einmal von Hamburg abwesend sind, nicht beibehalten wollen. Schreiben Sie mir also bald, wie Sie es damit zu halten gedenken; denn wenn der erste Theil nicht soll geändert werden, so könnte er immer unter die Presse gegeben werden.

Ein komplettes Exemplar der Bibliothek habe ich Herrn Gebler für Sie gegeben. Die Fragmenta Adelmanni[2]) sollen also hiermit für Sie aufgehoben seyn; und wenn Sie den guten Gedanken beibehalten, künftig etwas zur Bibliothek zu liefern, so segne Sie der Himmel dafür. Riedel's Beilagen zur deutschen Bibliothek sind noch nicht heraus. Was er damit will, weiß ich nicht; vermuthlich seine eigene werthe Person vertheidigen. Meinethalben! für mich kann er, wer weiß wie lange, streiten!

Wissen Sie wohl, daß der Buchhändler Hartknoch in Riga Burke's Abhandlung vom Erhabenen aus dem Englischen deutsch übersetzt herausgiebt, die Sie, so viel ich weiß, ganz übersetzt haben? Wäre es nicht besser, Sie hätten Ihre Übersetzung auch ohne Anmerkungen ganz herausgegeben?

Was will denn M. Zeibich in Gera von Ihrer Abhandlung vom Tode? Haben Sie das Traktätchen gelesen? Ich nicht.

Sie bekommen hierbei die Stücke, die zur Moses-Lavaterschen Streitigkeit gehören, welche nunmehr geendigt ist. Moses hat sich Ehre dabei erworben, ohne daß es ihm sonderlich viel Mühe gekostet hat. So viel sehe ich aber auch wohl, wenn er seine Gegenbetrachtungen [3]) herausgegeben hätte, so würde er in ein Wespennest gestört, und viele schmerzliche Stiche davon getragen haben. Ich bin von Herzen

Ihr

ergebenster Freund,

Nicolai.

1) Hier fehlt ein Brief Lessing's. Es thut mir um so viel mehr leid, da ich mich sehr wohl erinnere, daß Lessing über die in meinem vorigen Briefe berührte Materie von der Versification, und über die Unbilligkeit gewisser Vertheidigungen, mancherlei sagte.

2) Von Schmid in Braunschweig herausgegeben. Lessing machte hernach diese Recension nicht, und überhaupt keine.

3) Moses konnte nicht gewiß wissen, ob Lavater nicht ferner durchaus darauf dringen würde, daß er mit ihm über Religion streiten sollte. Er glaubte sogar, es sey ein angelegter Plan, ihn dazu zu zwingen. So sehr dieser friedfertige Mann dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, so sehr der Kummer, daß man ihn aus seiner Ruhe riß, auf seine Gesundheit wirkte, und ihr den Stoß gab, wodurch seine nachherige schwere, und psy-

chologisch so merkwürdige Krankheit entstand, welche wieder die Ursache seines frühzeitigen Todes ward; so war er es doch sich selbst schuldig, sich auf diesen Streit vorzubereiten, den er, obgleich nur im äußersten Nothfalle, mit Zurücksetzung aller äußerlichen Rücksichten würde geführt haben. Er entwarf daher Gegenbetrachtungen über Bonnet's Palingenesie, auf welches Buch ihn Lavater, als auf eine unwiderlegliche Vertheidigung des Christenthums, verwiesen hatte. Aber Moses kannte seinen Gegner nicht. Lavater, dessen kalte Überlegung immer mit seiner herumschweifenden Einbildungskraft in umgekehrtem Verhältnisse gestanden hat, hatte ganz sicher darauf gerechnet, Moses würde nicht widerlegen, sondern gleich ein Christ werden. Er zweifelte vermuthlich nicht, daß alle Juden demselben nachfolgen, daß das tausendjährige Reich, – wovon er so viel hielt, also herbei kommen, und er, Lavater, das Verdienst haben werde, desselben Eintritt beschleunigt zu haben. Sobald er aber hörte, daß Moses nicht thun wollte, wozu er, durch die Verlegenheit, worin er diesen rechtschaffenen Mann setzte, ihn gewiß zu nöthigen gehofft hatte; so that er durch den sel. Zollikofer alle möglichen Schritte, daß Moses den Streit nicht fortsetzen sollte, und Moses war sehr willig dazu.

55.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 13. Juli 1770.

Liebster Freund,

Ihr Schreiben[1]) hat mir und Moses sehr viel Freude erweckt, durch die Bestätigung Ihrer Beför-

derung nach Wolfenbüttel. Es ist uns höchst angenehm, Sie einmal in Deutschland fixirt zu sehen; denn wir befürchteten immer, daß, wenn Sie erst nach Italien kämen, Sie lateinisch schreiben, und sich vollends ganz in die Alterthümer begraben würden. Gott sey gelobt, daß Sie dies Fach bald verlassen wollen. Sie haben es zwar zuweilen so bearbeitet, daß man etwas dabei denken kann; aber freilich, der minutiösen Untersuchungen wird kein Ende. Ihre Abhandlung vom Tode hat mir außerordentlich gefallen; es ist äußerst unverschämt, daß Riedel sich zu sagen untersteht, Ihr Grundsatz von der Schönheit würde dadurch umgestoßen. Ich wüßte gerade kein deutlicheres Beispiel, um ihn zu bestätigen, und die symbolische Abbildung des Todes, deren sich die Alten bedienten, wirft zugleich auf ihre Meinung von der Unsterblichkeit der Seele ein höchst vortheilhaftes Licht.

Sie wollen also im dritten Theile Riedeln vornehmen; wie werden Sie dies aber mit dem Titel: antiquarische Briefe, vereinigen? Denn ich vermuthe, daß Ihr Streit mehr philosophisch über den Grundsatz der Schönheit seyn wird. Das, was Riedel über den Laokoon in seiner philosophischen Bibliothek sagt, ist höchst absurd. Der Mensch weiß wirklich nicht, was er will.

Daß ich Ihre Assignation bezahlt habe, dafür müssen Sie mir nicht danken. So weit ich reichen kann, können Sie allemal auf mich rechnen. Diese

kleinen Freundschaftsdienste sind kein Verdienst, obgleich ihre vorsätzliche Unterlassung ein Laster ist.

Was die französische Buchhandlung betrifft, so habe ich gar nicht behaupten wollen, daß in Frankreich der Selbstverlag der Autoren verboten sey. Er ist vielmehr daselbst sehr gemein; nur muß der Autor zum Verkaufe seines Buches sich eines Mitgliedes der Buchhändler-Innung als einer Mittelsperson bedienen. Selbst kann er nicht verkaufen, wenigstens nicht öffentlich; aber der Buchhändler verkauft für des Autors Rechnung. Dies ist allzu klar aus dem Réglement de la Librairie von 1725, das im Savary und auch im Récueil d'ordonnances steht. Alle Bücherprivilegien, die an Autoren gegeben werden, bekräftigen dieses. Sie enthalten alle: que l'Impétrant se conformera *en tout* aux Réglemens de la Librairie, et notamment a celui du 10. Avril 1725. Sie werden alle auf der Chambre syndicale des Libraires mit der Klausul registrirt: qui fait défense Art. 4. à toutes personnes de quelque qualité qu'ils soient, autres, que les Libraires et Imprimeurs, *de vendre, débiter, et faire afficher aucuns Livres pour les vendre en leurs noms, soit qu'ils s'en disent les auteurs ou autrement.* Ein solches Privilegium steht z. B. vor dem Mercure de Vittorio Siri, traduit par Requier T. I. Paris 1756. in. 12. Die Autoren müssen auch der Chambre syndicale 9 Exemplare liefern. Nach den in Frankreich bei dem Buchhandel

angenommenen Grundsätzen wird die Regierung nicht erlauben, daß Bücher verkauft würden, ohne daß die Chambre syndicale darum wüßte. Denn sogar alle auswärtigen Bücher werden nicht anders, als auf drei Wegen ins Königreich gelassen, und dürfen nicht eher verkauft werden, als bis die Chambre syndicale sie specificirt und registrirt hat. Gott behüte, daß wir je in Deutschland Chambres syndicales bekommen! das sind Chambres ardentes!

Ich lese das Journal encyclopédique nicht. Ich vermuthe aber, daß Sie den Brief meinen, der auch in den deutschen Zeitungen auszugsweise steht. Dieser Brief bestätigt meine Behauptung; denn Voltaire giebt zu, daß die Buchhändler das Recht haben, will es aber als einen Mißbrauch abgeschafft wissen. Ich habe in der Bibliothek aber nur rem facti erzählt, und konnte mich um so viel weniger darauf einlassen, zu untersuchen, in wie fern diese Ordnung ein Mißbrauch ist, da man Gottlob in Deutschland nichts dergleichen hat, sondern alles frei ist.

Ich habe den Zustand unserer Buchhandlung in Deutschland oft überlegt, der wirklich in großer Abnahme ist, welches sich schon jetzt auf den Messen zeigt, und sich in zwanzig Jahren noch mehr zeigen wird. Aber ich weiß kein allgemeines Mittel, die Sache in bessere Ordnung zu bringen; weil die vielen deutschen Fürsten unmöglich unter einen Hut gebracht werden könnten, um eine Ordnung, z. E. wider

den Nachdruck, die sehr nöthig wäre, in Ausübung zu bringen. Ein gutes Mittel, die äußere Schönheit und Korrektheit der Bücher zu befördern, würde seyn, den Buchdrucker und Buchhändler in einer Person zu vereinigen. Aber theils findet dies wegen der Kunstgebräuche der Buchdrucker große Schwierigkeiten, theils würden die wenigsten Buchhändler vor der Hand Lust bezeigen, Buchdruckereien anzulegen. Ich selber würde mich nicht entschließen, mehr Zeit und Geld zu verwenden.

Lavater ist eigentlich gar nicht Moses Freund zu nennen. Moses hat ihn vor einigen Jahren, als einen jungen Schweizer, der sich hier aufhielt, gekannt, aber auch nicht genau, sondern Lavater hat ihn nur ein Paar Mal besucht. Dagegen hat ihn ein gewisser Füßli,[2]) der nebst einem gewissen Heß[3]) mit ihm hier war, am meisten gesprochen, Lavater aber kaum hin und wieder einige Worte. Jedermann, sogar alle hiesigen Theologen, mißbilligen Lavater's Schritt. Auch Bonnet hat an Lavater geschrieben, daß dieser Schritt indiskret sey. Sie haben doch Moses Schreiben an Lavater gelesen? Lavater wird nun wohl unsern Moses ruhen lassen. Die Theologen selbst werden dies gern sehen. Der Streit möchte manche theologische Punkte in ein zu grelles Licht setzen, und im Grunde würde Moses sehr ungern daran gehen.

In den neuen Zeitungen Nr. 2. hat man Moses Gedanken ganz verstellt. Moses hat sich

deßhalb beschwert. Ich schicke heute seinen Aufsatz an Dumpf;[4] ich hoffe doch, daß er ihn einrücken wird?

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir bald. Ich bin stets

Ihr

ganz eigener,
Nicolai.

1) Dies Schreiben ist gleichfalls verloren gegangen.
2) Dies ist der Füßli, der jetzt in London als Maler lebt.
3) So viel ich weiß, ist dieser Heß gestorben.
4) Dumpf war damals der Herausgeber der N. Z.

56.

Lessing an Nicolai.

Wolfenbüttel, d. — October 1770.

Liebster Freund,

Der verdammte Klotz! Nicht genug, daß er uns den Streich mit dem Portraite[1]) gespielt: hören Sie nur, was er noch gethan hat! Da hat mir der Schuft ein altes verwünschtes Manuscript in die Hände gespielt, und mir nicht eher Ruhe gelassen, als bis ich ein ganzes Alphabet Wischi-Waschi darüber niedergeschrieben.[2]) Und das alles,

wie es offenbar ist, bloß damit der dritte Theil von den antiquarischen Briefen nicht gedruckt würde. Denn gewiß werden Sie nun überhaupt die Lust verloren haben, ihn ganz und gar drucken zu lassen: besonders da der Schalk mit Fleiß sich so verächtlich gemacht, daß sich schon niemand mehr die Mühe nehmen wollen, den zweiten zu lesen. Melden Sie mir doch geschwind, ob ich recht vermuthe: und leben Sie indeß wohl.

Ihr

ergebenster,

Lessing.

1) Man sehe den Brief Nr. 54.

2) Lessing meint seine Schrift über einen in der Wolfenbüttelschen Bibliothek gefundenen Codex des Berengarius Turonensis.

57.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 10. Novbr. 1770.

Liebster Lessing,

Es kann wohl seyn, daß Ihnen Klotz das Manuscript in die Hände gespielt hat; aber, aufrichtig zu reden, wäre das nicht geschehen, so hätten Sie das Manuscript wohl selbst gesucht. Ich

kenne den Kitzel, den Sie schon lange hegen, mit den Theologen handgemein zu werden. Als ob das so eine Lust seyn würde! Glauben Sie mir, mein lieber Freund, gehen Sie in ein Gefecht, wo man mit Schwertern um sich hauet und sticht, oder wo man sich mit Knütteln prügelt, und mit Fäusten schlägt. Aber ein Gefecht mit Sandsäcken, das nicht tödtlich scheint, und wo doch unvermuthet ein heimtückischer Gegner den Sack öffnet, und macht, daß Sie sich sehr lange die Augen wischen müssen, ist weder rühmlich, noch angenehm.

Wissen Sie, was Saal von Ihrem Berengarius sagt? Er sagt: Lessing hat geschworen, in allen Dingen das Widerspiel von Wieland zu thun. Wieland schrieb erst geistliche, und dann lustige Schriften. Lessing hat die lustigen erst geschrieben, nun will er die geistlichen nachholen.

Ob jemand den dritten Theil würde lesen wollen wider den verächtlichen Klotz? Das ist das erstemal, daß Lessing fragt: ob jemand lesen würde, was er schreibt! Sie schrieben ja sonst nur für sich selbst, und bekümmerten sich nicht um die Leser. Und ob der Buchhändler drucken will? Als wenn sich das nicht von selbst verstände! Sie, mein lieber Lessing, werden sich ja nicht zu den Autoren zählen, die erst fragen, ob die Buchhändler wollen?

Scherz bei Seite! Wenn Sie den dritten Theil schreiben wollen, so melden Sie es mir, und berichten Sie mir, wo Sie ihn wollen gedruckt haben.

Ich zweifle, daß in Wolfenbüttel eine vernünftige Druckerei ist. Auch weiß ich nicht, ob es anginge, die Korrekturen jederzeit von Braunschweig nach Wolfenbüttel zu senden. Sobald Sie also müssen auswärts drucken lassen, so schicken Sie mir das Manuscript; ich will den Druck besorgen. — Oder wollen Sie ihn besorgen, so ist es auch gut; nur in Hamburg ist es zu theuer.

Ich wünschte am liebsten, daß Sie gar keinen Streit hätten, sondern Ihren Laokoon fortsetzten, und dramatische Stücke machten. Aber allenfalls streiten Sie noch immer lieber mit Klotz und Riedel, als über Orthodoxie und Heterodoxie.

Sie können denken, daß ich unsern Freund Moses wegen seiner Reise nach Braunschweig beneidet habe. Wenn ich in Berlin gewesen wäre, so würde mich nichts abgehalten haben, mit ihm zu reisen. Was hätten wir nicht plaudern wollen! Aber das ist nun vorbei, und ich muß auf eine andere Gelegenheit warten.

Moses sagt mir, ich soll Ihnen die Memoirs of John Buncle schicken. Ich habe sie vor etwa vierzehn Tagen Prof. Garven in Leipzig geliehen; sobald ich sie von dem zurück bekomme, sende ich sie Ihnen. Sie müssen mir aber versprechen, sie mir bald wieder zu schicken, denn ich habe sie selbst noch nicht ganz gelesen. Da ich das Buch erhielt, war jedermann so neugierig darauf, daß ich den zweiten Theil zuerst lesen mußte, und den ersten Theil nicht

einmal ganz durchlesen konnte. Jetzt habe ich mir dieses Verfassers übrige Schriften verschrieben. Ich bin sonderlich auf seine Remarks of Men Manners Books and Things [1]) sehr neugierig.

A propos. Wissen Sie wohl, daß Sie mir eine Recension von Schmid's Adelmann versprochen haben? Sie können machen, daß das Büchelchen gar nicht in der Bibliothek recensirt wird, wenn Sie mir die Recension nicht bald zusenden. Leben Sie wohl. Ich umarme Sie von Herzen, und bin

Ihr

ergebenster,

Nicolai.

Nachschrift.

Was will Klotz damit, daß er Ihren ganzen Brief an ihn abdrucken läßt? Erhellt nicht deutlich daraus, daß es wahr ist, was Sie gesagt haben, daß Sie alle Komplimente hervorgesucht haben, um einen Narren nur los zu werden? In dem Anhange der Bibliothek, der vor Weihnachten fertig wird, sind die antiquarischen Briefe recensirt. Ich habe dazu eine Einleitung gemacht, die Klotzen nicht gefallen wird. Der Recensent behauptet, daß der Fechter doch eine Statue des Chabrias seyn könne. Der Mann vertheidigt Sie wider sich selbst.

1) In den englischen Journalen ward dies als ein Werk des Hrn. Amory, des Verfassers des John Buncle,

angegeben. Ich habe es aber nicht allein in engländischen Buchläden vergebens gesucht; sondern auch in nicht unbeträchtlichen Bibliotheken in England, die alle Werke des Amory enthielten, war es nicht. Es ist also sehr rar, oder existirt gar nicht. Was im III. Bande des Lebens Sebaldus Nothankers S. 64, in der neuen Ausgabe von 1799, als Übersetzung aus diesem Buche steht, ist nicht Übersetzung, sondern es sind meine eigenen Gedanken, außer S. 76 bis 78, die supponirte Stelle aus dem ersten Buche Mose, welche bekanntlich von dem berühmten Franklin ist. —

58.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 12. Febr. 1771.

Liebster Freund,

Ich muß Ihnen inliegend einen Brief von einem jungen Gelehrten aus Leipzig senden, der von Ihnen Nachricht von einem Manuscripte des Isidorus Characenus verlangt, das auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek vorhanden seyn soll. Er will meine Fürsprache haben. Ich glaube, er hätte sie nicht nöthig, wenn Sie ihm nur das Mannscript gleich in die Hände geben könnten, und nicht erst einen Brief deßhalb schreiben müßten. — Doch dem sey, wie ihm wolle, ich habe das Meinige gethan.

Ich wollte Ihnen mit diesem Schreiben gern die

Memoirs of John Buncle senden. Aber Professor Garve in Leipzig hat sie. Er ist ein eben so fauler Briefschreiber, als Sie, und hat mir auf zwei Briefe, die ich ihm deßhalb geschrieben habe, nicht geantwortet.

Unser Freund Moses ist vorigen Donnerstag zum ordentlichen Mitgliede der Akademie (doch ohne Gehalt) erwählt worden. Die Konfirmation des Königs ist zwar noch nicht aus Potsdam zurück;[1]) man zweifelt aber nicht daran. Dieser Vorfall freuet mich: nicht Moses wegen, sondern anderer Leute wegen. Doch, wenn er, wie es möglich ist, künftig eine Pension erhielte, so würde ihm dies die Muße geben, die er jetzt nicht hat.

Was machen Sie, mein liebster Freund? Epigramme? Die sind schon fertig! Was nun? Haben Sie den Astrüc widerlegt? oder haben Sie etwa, ohne mir es zu sagen, einen Band antiquarischer Briefe drucken lassen? Geben Sie sich nur nicht mehr mit dem Berengar und seinen Gegnern ab. Da zwingen Sie unser einen, daß er ein Stückchen verteufelte Kirchenhistorie durchlesen muß, womit er hernach gar nichts anfangen kann. Moses hat mir etwas von einem Sklavenkriege vorgesagt. Wenn der bald käme, so wäre das so etwas für uns anderen, das wir lieber lesen würden, als die Kirchenhistorie. Klopstock's Schlacht der sieben Fürsten soll unter der Presse seyn. Ich bin begierig darnach, ob ich mich gleich mit dem Bardenge-

schmack nicht recht vertragen kann. Ich habe Hermanns Schlacht bewundert, kann sie aber nie lieben. Ich habe sie zweimal gelesen, aber zum dritten Male lese ich sie nicht. Ich habe den ** von *** gelesen. Der Verfasser giebt zu verstehen, er sey sehr sorgfältig in der ** gewesen; und ich denke, er war nachlässig. — Klotz giebt ja vor, daß er seine Abhandlung von geschnittenen Steinen lateinisch herausgeben, und Sie darin von Kopf zu Fuße widerlegen wolle. Das wird ein herrliches Werk werden! Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich bin stets der

Ihrige,

Nicolai.

1) Der König antwortete der Akademie gar nicht hierauf, und die Wahl blieb unbestätigt.

59.

Lessing an Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 16. Februar 1771.

Liebster Freund,

Schreibe nur einer in Betreff der Bibliothek an mich, so soll er wohl sehen, wie geschwind ich antworte. Aber dessenungeachtet kann ich Ihrem Herrn

— wie heißt er? — nicht unmittelbar antworten. Denn Sie nennen ihn in Ihrem Briefe nicht, und in seinem Briefe kann ich den Namen nicht lesen, eben so wenig, als seine Adresse. Seyn Sie so gut, und melden ihm also, daß von dem Isidorus Characenus hier nichts zu haben ist, so wie überhaupt von keinem der kleineren griechischen Geographen, die Hudson herausgegeben hat — damit es ihm nicht etwa einfalle, eben so vergeblich nach einem andern derselben zu fragen.

Und nun, bei der Gelegenheit, was uns angeht. Ich weiß es freilich wohl, daß Klotz sein Büchelchen lateinisch herausgeben will; und wie man mich versichern wollte, so soll es sogar schon fertig seyn. In aller Wahrheit; auf diese Ausgabe habe ich nur auch mit gewartet, ehe ich mich an den dritten Theil der antiquarischen Briefe machte. Warum sollte ich dem Manne nur noch mehr Fehler ausmustern helfen? Er wird in der Übersetzung Gebrauch davon machen, dachte ich, und mich doch noch dabei herunter reißen. Hiernächst aber habe ich fast noch mehr auf Riedel's Lessingische Briefe gehofft, wovon die ersten drei, wie Sie wissen, in den Erfurter Zeitungen, so wie deren völlige Ausgabe in ein Paar Meßkatalogen hinter einander, gestanden. Wo klebt denn der elende Mensch? oder hat er mich etwa nur durch Drohungen abschrecken wollen? — Dies zusammen, liebster Freund, ist die eigentliche Ursache, warum ich den dritten Theil noch liegen

gelassen, und mich indeß mit anderen Possen beschäftigt habe. Epigramme habe ich nun zwar nicht gemacht (höchstens nicht mehr als zwei oder drei), sondern mich jetzt nur geschämt, sie einmal gemacht zu haben. Die kleinen Schriften sollen nun mit aller Gewalt wieder gedruckt werden, und da habe ich ja wohl meine alten Papiere durchstänkern müssen, um das gar zu Elende, wenn nicht durch etwas Besseres, wenigstens durch etwas Anderes zu ersetzen.

Viel lieber hätte ich an dem zweiten Theile des Berengarius gearbeitet. Denn sagen Sie davon, was Sie wollen, es ist doch dasjenige Buch von allen meinen Büchern, bei dessen Niederschreibung ich das meiste Vergnügen gehabt habe, und mir die Zeit am wenigsten lang geworden ist. Warum soll ich mich mit anderen Dingen lieber martern, und doch am Ende nichts Rechtes heraus bringen? Mein Spartakus soll darum doch noch eher fertig werden, als wir in Deutschland ein Theater haben.

Was Sie mir von unserm Moses melden, freuet mich recht sehr; und wenn bei dem allen keine Pension darauf folgt, so hat ihm doch die Akademie mehr genommen, als gegeben. Grüßen Sie ihn von mir. Ich denke doch, er wird den Diophantes empfangen haben. Wie will er sich gegen die Jenaische Zeitung verhalten, die ich endlich nun gelesen habe? Er wird es doch nicht wiederum, nach einem so hämischen Schlage mit einem verrätherischen

Streicheln hinterher, gut seyn lassen wollen? Wo bleibt denn Ihre Bibliothek? Und John Buncle? — Lassen Sie mich doch ja nicht länger nach diesem schmachten. Bedenken Sie doch nur, daß ich in meiner Einsamkeit einen solchen Gesellschafter ja wohl brauche. Wegen *** werde ich ohne Zweifel sehr gern Ihrer Meinung seyn; aber daß ich es wegen Klopstock seyn muß, thut mir leid. Leben Sie recht wohl. 2c.

Der Ihrige,

Lessing.

60.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 8. März 1771.

Liebster Freund,

Wenn es ein Mittel ist, von Ihnen Antworten zu erhalten, daß man etwas wegen der Bibliothek in Wolfenbüttel fragt, so müssen Sie mir auf diesen Brief sogleich antworten; denn ich frage hiermit, ob Sie mir bald die Recension des Adelmannischen Manuscripts schicken werden, das Hr. Schmid aus dieser Bibliothek herausgegeben hat? — Ha! verdient das auch eine baldige Antwort? oder rechnet Ihr Herren Bibliothekare ein herausgegebenes Manuscript nicht mehr für ein Manuscript?

Damit Sie sehen, daß ich dessenungeachtet nicht böse bin, so sende ich Ihnen anbei den John Buncle,[1]) den ich eben von Leipzig zurück erhalte. Ich bin sehr begierig, Ihre Meinung davon zu wissen. Mir und Moses, und sogar auch dem Theologen Spalding, hat er sehr gefallen, Anderen aber nicht. Wenn Sie dies Buch gelesen haben, so senden Sie mir es zurück; denn ich habe die letzte Hälfte des zweiten Bandes noch nicht gelesen.

Ich brüte seit einiger Zeit auch über einen Roman, der zwar kein Buncle werden wird, aber in Absicht auf die heterodoxen Sätze auch nichts besser. Wenigstens soll ein orthodoxes sächsisches Priesterkind, wie Sie, noch wohl Ärgerniß daran nehmen.

Die allgemeine deutsche Bibliothek kommt, wie die göttlichen Strafen, langsam, aber desto schärfer. Sie erhalten noch zu Ostern einen Anhang zu den ersten zwölf Bänden, der zwei Bände, oder 85 Bogen, stark ist, aus der kleinsten Schrift gedruckt, und dazu noch des XIV. Bandes erstes und zweites Stück. Ist das nicht genug? —

Wollte Gott, ich dürfte an die deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! Ich bin von neuerer Litteratur so voll, daß ich, wie jeder, der den Magen zu voll hat, nicht verdauen kann. Ich habe oft schon aufhören wollen; wissen Sie, was mich zurückhält? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen. Sie

haben vielen Leuten Zweifel erregt, und dadurch die Untersuchung rege gemacht. — Gut! werden Sie sagen; ich will der Zweifel noch mehr machen, wenn ich die Orthodoxie gegen die neueren Heterodoxen vertheidige; diese werden sich alsdann verantworten und deutlicher erklären müssen. Nein, liebster Freund! Sie werden stille schweigen, und sich hinter das Schild der Orthodoxie verbergen. Der denkenden Leute sind so wenige, sie haben in den meisten Ländern so viel zu riskiren, und sind daher so furchtsam; die Orthodoxen sind durch Gesetze und Besitz so mächtig geschützt, daß, wenn sie den geringsten Beistand bekommen, sich die denkenden Leute gar nicht merken lassen werden, daß sie freier denken, als andere. — Wer unseren neueren Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern von der Seite der natürlichen Theologie, ihre Inkonsequenz zeigen könnte: das wäre eine schöne Sache! Ich habe es in meinem Romane beiläufig thun wollen; aber die Feder fällt mir aus den Händen, wenn ich bedenke, wie wenig das Publikum in Deutschland noch vorbereitet ist, gewisse Wahrheiten ganz nackend zu sehen. Kann man sie aber nackend nicht zeigen; so wollen wir es jedem überlassen, wie er, den Umständen oder seinen Vorurtheilen nach, meint, sie bekleiden zu können. Genug, wenn die holden Augen der Wahrheit, die uns beglücken, nur nicht verhüllt sind.

Ich glaube sehr wohl, daß unter allen Ihren Büchern der Berengarius dasjenige ist, bei dessen

Niederschreibung Sie das meiste Vergnügen empfunden haben. Es ist nichts als Empfängniß, und gar keine Geburt. Das ist wollüstig! Aber dafür auch bekommen wir Anderen, die wir ein Kind erwarten, das reden und laufen soll, nichts als ein Mondkalb, das von einem Anatomikus von Profession anatomirt, oder als etwas Rares in ein Kabinet gesetzt werden kann. — Adieu, Berengarius; Spartakus ist meine Sache.

Daß Sie Klotzens lateinisches Werk abwarten wollen, billige ich sehr. Riedel, scheint es, will nur das große Wort haben, ohne sich Mühe zu geben; ein Buch zu schreiben, kostet aber Mühe. Sogar seine Zeitungen schreibt er nicht einmal ordentlich, und sie werden wohl aufhören.

Moses Wahl zum Akademisten ist mir deßwegen erfreulich, weil sie die Vorurtheile vieler Leute gerade ins Gesicht schlägt. Inzwischen ist die Konfirmation des Königs noch nicht eingegangen; man vermuthet, daß jetzt in Potsdam Staatsgeschäfte im Werke sind, und daß der König darüber das Schreiben der Akademie zurückgelegt hat.

Leben Sie wohl, mein lieber Lessing. Ich bin stets

der Ihrige,

Nicolai.

1) Es ist bekannt, daß mir wegen der Übersetzung dieses Buchs unverdiente Vorwürfe gemacht wurden. Ich ließ es aus England kommen, begierig, es ganz zu lesen,

weil mich die Originalität mancher Charaktere frappirte, die ich in den englischen Recensionen ausgezogen fand. Hier ist ein Beweis, daß ich es acht Jahre in meiner Bibliothek hatte, ehe an eine Übersetzung gedacht ward, und daß es doch verdienten Männern nicht mißfiel. Lessing behielt das Original, bis er es in diesem Jahre mir selbst nach Berlin brachte. Es hatte ihm in mancherlei Betracht gefallen; und er sagte sogar, er wolle es selbst mit Anmerkungen übersetzen. Ob sie anders geworden wären, als die jetzt bei der Übersetzung befindlichen? Vermuthlich. Erst im Jahre 1776 erfuhr der sel. Pistorius, bei seiner Anwesenheit in Berlin, daß ich dies Buch in meiner Bibliothek hätte. Nachdem er es durchgelesen hatte, erbot er sich, die Übersetzung zu besorgen, und Anmerkungen dazu zu machen. Moses hatte bei seiner Anwesenheit in Wolfenbüttel Lessingen dies Buch gerühmt, welches ihn neugierig darauf machte.

61.

Nicolai an Lessing.

Berlin, den 7. April 1772.

Liebster Freund,

Ich habe warten wollen, Ihnen meine Meinung über Ihre Emilia zu sagen, bis ich sie hätte vorstellen sehen. Dies ist gestern geschehen. Soll ich Ihnen über Ihr Meisterstück Komplimente machen? Das erwarten Sie nicht, und das werde ich auch nicht thun. Daß mir das Ganze überschwäng=

lich gefällt, können Sie voraussetzen. Die Anlegung des Plans, und die Art, wie sich sowohl die Fabel, als besonders die Charaktere entwickeln, hat meinen ganzen Beifall. Wäre es Ihrem Vorhaben gemäß gewesen, die Claudia und Orsina in dem letzten Akte wieder vorzubringen, so würde es vielleicht große Wirkung gethan haben; denn ich will Ihnen nicht verbergen, daß nach der vortrefflichen Scene der Claudia mit dem Marinelli, das Stück im vierten und fünften Akte etwas an Feuer verliert. Orsina stutzt freilich den vierten Akt auf; in dem fünften aber wünschte ich auch ein weibliches Geschöpf außer der Emilia. Viele haben es nicht begreifen können, und halten es für unnatürlich, daß der Vater seine geliebte Tochter bloß aus Besorgniß der Verführung erstechen könne. Diese aber sehen die große Wahrheit nicht ein, die Emilia sagt, daß Gewalt nicht Gewalt, sondern daß Verführung, liebreizende Verführung, Gewalt ist. Mein Freund, der Prediger Eberhard, sagt: die Emilia ist ein Rock, auf den Zuwachs gemacht, in den das Publikum noch hinein wachsen muß. Dies gilt unter andern auch von der letzten Scene. Sollte ich aber etwas hierbei wünschen, so wäre es, daß Sie von der Verführung etwas auf dem Theater hätten vorgehen lassen, daß Sie den Prinzen hätten in einer Scene pressant seyn lassen, und daß Emilia zwar nicht gewankt hätte, aber doch in einige Verlegenheit gerathen wäre. Alsdann würde das

Publikum die Bitte der Emilia um den Dolch gerechter gefunden haben, als jetzt, da es die gefährlichen Grimaldi's nicht vor Augen sieht, und den Prinzen noch lange nicht dringend genug findet.

Viele finden die poetische Gerechtigkeit nicht genug darin beobachtet, daß Marinelli nicht bestraft wird. Hierauf antworte ich: Es ist genug, wenn Jedermann den Marinelli verabscheuet. Und ich leihe Ihnen noch einen Grund: Ich sage, dies ist die lebhafteste Schilderung des Charakters schlechter Prinzen, und zugleich eine treffende Satyre auf dieselben. Wenn sie sich von ihren Günstlingen, die ihren Wollüsten fröhnen, Schritt vor Schritt verführen lassen, die größten Gewaltthätigkeiten und Schandthaten durch Zulassung zu begehen: so bestrafen sie den Günstling mit einer Verweisung auf seine Güter, und nehmen einen andern. Denen, die hiermit nicht zufrieden sind, sage ich, daß ich eine komische Oper: Marinelli's Execution, unter der Feder habe, worin der Gerechtigkeit Genüge geschehen soll.

Nun auf die Charaktere! Marinelli ist ganz vortrefflich geschildert. Der große Condé fragte Corneillen: woher er die Politik und Königskunst in seinen Trauerspielen habe? Sie möchte ein Hofmarschall fragen, woher Sie die Höflinge so genau kennen? Die Feinheiten in diesem Charakter sind allein ein Paar ganze Schauspiele anderer Schriftsteller werth. Der Prinz ist meines Erachtens ganz nach

der Natur geschildert. Man findet, daß er am Ende gar zu matt und unthätig wird, und im fünften Akte nichts mehr von dem Geiste hat, den er in der ersten Scene verspricht. Aber dies ist eben der wahre Charakter gewisser Prinzen, die schöne Worte in ihrem Kabinette führen, und wenn sie das Geringste thun sollen, sich von ihren Kammerherren bei der Nase herumführen lassen. Mir hat, aus einem geheimen anti-despotischen Grolle gegen schlechte Prinzen, dieser Charakter eben so wohl gefallen, als Riccaut, aus einem anti-gallikanischen Grolle gegen schlechte Franzosen. Nur das Einzige wünschte ich, daß der Prinz bei der Emilia thätiger wäre; die kleinen Süßigkeiten und Schmeicheleien, die ein Frauenzimmer übertölpeln, pflegen ja sonst den Püppchen nicht zu fehlen, die Länder regieren, und sich von ihren Kammerherren regieren lassen.

Der Vater und die Mutter sind überaus richtig und treffend gezeichnet. Die Gräfin Orsina ist neu, und kann in der angenommenen Natur natürlich seyn; nur ein Paar gelehrte Stellen wünschte ich weg, sonderlich S. 105. Wir müssen hierüber einmal mündlich sprechen;[1]) schriftlich kann ich mich darüber nicht genug erklären. Sonst habe ich wider diese Schwärmerin, die so viele herrliche Züge der innern Leidenschaft hat, nichts, als daß sie uns, da wir nach dem Schicksale der Emilia Galotti so begierig sind, etwas zu lange aufhält, und daß sie nicht wiederkommt. Ich hätte so gern eine Scene

zwischen der Emilia und ihr, zwischen ihr und dem Prinzen gesehen. Wäre Odoardo's Charakter nicht noch mehr erhöhet worden, wenn Orsina aus Rache vergebens versucht hätte, ihren Liebhaber zu erstechen, jener aber aus Tugend seine Tochter wirklich ersticht? — Doch genug, liebster Freund, von meinen flüchtigen Anmerkungen; ich wünschte, daß wir einmal mündlich davon uns unterhalten könnten. Haben Sie nun Dank für das vortreffliche Stück, mit dem Sie wieder unser Theater bereichert haben. Ziehen Sie doch Ihre Hand nicht ab. Es ist, als wenn sich in Spieler und Zuschauer ein neues Leben ergösse, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt.

Nun noch ein Wort von der gestrigen Vorstellung. Ich muß Ihnen sagen, daß die Aufführung über mein Erwarten ausgefallen ist; denn ich zitterte (dies unter uns), daß es diese Truppe ganz verderben möchte. Ich befürchtete, daß die Spieler, zumal in der Eil, in der sie die Rollen haben lernen müssen, noch weit weniger von ihren Rollen verstehen würden, als sie wirklich verstanden haben. Zuerst, versichere ich Sie, daß die Starkinn die Claudia meisterhaft spielte; ich wüßte nicht, wie man den dritten Akt besser spielen sollte, als sie gethan hat. Dies ist nicht allein mein Urtheil, sondern auch das Urtheil aller derer, auf deren Urtheil (in Berlin) Sie einiges Gewicht legen, besonders Moses Urtheil. Die Steinbrecherinn jun. hat die

Emilia besser gespielt, als man vermuthen konnte. Sie hat freilich nicht das jugendliche Ansehn, das ihr zu dieser Rolle zu wünschen wäre; auch machte sie mir einige Stellen nicht lebhaft genug. Aber sie hat nicht allein alles, was ans Naive grenzt, sehr gut gemacht, sondern auch, was das meiste ist, ihre ganze Rolle, bis auf einige Kleinigkeiten, verstanden. Ein wenig mehr Feuer wird sie sich vielleicht künftig geben können; denn man hat es ihr gesagt. Die Orsina hat die Kochin doch noch besser gespielt, als ich mich zu erwarten getrauete. Was sie verstanden hat, das heißt ein starkes Drittel der Rolle, ist ganz gut gewesen. Freilich hat sie wohl an zwei Drittel nicht verstanden; aber die Rolle ist so schwer, daß wenige Schauspielerinnen sie ohne Beihülfe ganz werden fassen können. Ihr größter Fehler war, daß sie die Reden, die sie aus Phantasie sprechen sollte, aus richtiger Überlegung sprach. Ich glaube aber doch, daß man ihr noch wird begreiflich machen können, daß ihr Geist abwesend scheinen muß, wenn sie gewisse Dinge sagt: und dann wird diese so sehr schwere Rolle von ihr leidlich gemacht werden.

Brückner ist, wie Sie wissen, in seinem Spiele ziemlich auf Drath gezogen; dies hat er auch in seinem Marinelli gestern nicht verleugnet. Ganz war er der geschmeidige Hofmann nicht. Aber dennoch war Vieles ganz gut, sonderlich für das allgemeine Publikum; kurz, Brückner hat den Charakter so

gut gespielt, als er ihn, nach seiner einmal angenommenen Spielart, spielen konnte. Ich glaube auch, aus einigen Diskursen gestern Abend, daß er einige Stellen künftig noch feiner machen wird.

Herlitz hat den schwachen Hettore zu einer Mazo — gemacht. So schwach haben Sie ihn nicht haben wollen. Aber freilich war kein anderer Spieler da, der den Prinzen hätte mit allen den feinen Nüanzen machen können, die Sie diesem Charakter gegeben haben.

Es ist ein großer Fehler, daß der Odoardo Schuberten, und nicht Schmelzen gegeben worden, der den Maler macht. Dies kommt daher, daß die Rollen ausgetheilt und auch zu lernen angefangen wurden, als erst drei Akte hier waren. Man hatte nicht daran gedacht, daß der Vater im vierten und fünften Akt solche wichtige Scenen haben könnte. Der gute Schubert macht, sein gewöhnliches Peroriren ausgenommen, einige etwas ruhige Stellen ziemlich gut; aber zur Heftigkeit fehlt ihm Stimme und Stellung, und noch mehr mißlingt ihm der innerlich kochende, äußerlich kalte Zorn.

Es ist in Berlin über dieses Stück von den französisch Gesinnten nach dem Lesen überaus viel Böses gesagt worden; aber es scheint, daß die Aufführung diese Kritiken meist niederschlagen werde. So manche Vollkommenheit auch den Schauspielern fehlt, so muß man doch mit ihnen zufrieden seyn, daß sie durch die Aufführung viele Schönheiten des

Stücks den Zuschauern im Ganzen lebhafter vor Augen gebracht haben, als durch das bloße Lesen geschehen. Der Beifall war allgemein. Der General Zieten hatte auf heute den Erndtekranz bestellt; aber auf Zurufen des Parterre wird heute Emilia wiederholt, und wird auch wohl noch einige Tage wiederholt werden.

Leben Sie wohl, bester Freund. Ich umarme Sie, und bin

Ihr

Nicolai.

Nachschrift.

Das Gerücht trägt sich von neuem damit, daß Sie nach Wien berufen sind. Ist etwas daran? In solchem Falle wünsche ich Ihnen Geduld, wenn Sie Riedeln zum Kollegen bekommen.

1) Dies geschah auch, als Lessing im Jahre 1775 in Berlin war. Damals sprachen wir viel über diesen Charakter, und über die Art, ihn vorzustellen, worin mir bis jetzt noch keine Schauspielerin Genüge gethan hat. Auch hatten wir viel Streit darüber, daß der Charakter der Orsina nicht durch Handlung vorbereitet ist; denn in den ersten Aufzügen wird nur von ihr erzählt. Daher kommt sie dem Zuschauer viel fremder vor. Als Lessing sich nicht weiter heraushelfen mochte, sagte er: „Er habe sich einmal über die Regeln hinwegsetzen wollen." Und ich erwiederte: „Regeln, die nicht aus Konvenienz, sondern aus der Natur der Sache entstehen, rächen sich an dem Schriftsteller, der sich über sie wegsetzt." Übrigens hatte ich das Vergnügen, zu fin-

den, daß in Ansehung der gelehrten Stellen, die so anstößig geworden, meine Meinung die seinige war. Nämlich: Orsina ist eine femme à prétention. Sie hat sich auf Gelehrsamkeit beflissen, um etwas zu seyn; aber sie hat viel zu viel Weltlebensart, um mit Gelehrsamkeit glänzen zu wollen. Das verspart sie, wenn sie sich selbst genießen will, oder wenn sie einmal etwa im kleinen Zirkel von Gelehrten bewundert seyn will, oder wenn ihre Eitelkeit, die sich auf alles erstreckt, etwa gar einmal wollte, auch ein Mann, wie z. B. Tasso, sollte ihr Anbeter seyn. Bei Hofe ist ihre Gelehrsamkeit am unrechten Orte; das weiß sie sehr wohl, hat sie sich auch da nie merken lassen, daher ist auch Odoardo dergleichen nicht an ihr gewohnt gewesen. Sie ist femme à prétention in aller Art; sie kennt ihre Schönheit, ihre Geburt, ihren Geist; sie ist gewohnt, daß sich alles vor ihr beuge; gewohnt, daß jeder sie bewundere, daß sich der in sie verliebe, von dem sie will, daß er sich in sie verlieben soll. Denn diese Orsina liebt nicht; sie will aber, daß sich der in sie verliebe, von dem sie will, daß er ihr Liebhaber seyn soll. So hat sie, seitdem sie denken kann, jeden an ihren Wagen gespannt, von dem sie gezogen seyn will; sie hat die Liebhaber nach Gefallen angenommen und abgewiesen. So sehr sie nun auch ihre Macht kennt, jeden zu fesseln, so merkt sie doch, daß sie den traurigen Vierzigen nahe kommt. Aber nun ist sie auch im höchsten Triumphe, und in dem will sie bleiben. Der Fürst hängt an ihren Augen, und sie regiert ihn nach Gefallen. Plötzlich, ganz ohne daß sie es im Geringsten geahnet, daß sie es nur für möglich gehalten hatte, verläßt sie der Fürst, und um wen? um ein junges einfältiges Mädchen! sie? die Orsina, die ihren eigenen Werth so kennt? — Und nun sieht sie auf einmal, sie verliert ihren letzten Liebhaber; und dieser ist ein Fürst. Es kommt kein Liebhaber wieder, denn sie ist den Vierzigen

nahe; und welchen Liebhaber könnte auch Orsina haben wollen, die einen Fürsten zu ihren Füßen sah, der sie verließ! — Verließ? — Dies bringt sie ganz außer Fassung, macht sie halb wahnsinnig. In diesem Wahnsinne vergißt diese Frau von feiner Weltlebensart, daß es sich für eine Dame nicht schickt, gelehrte Dinge einzumischen, und stößt im Wahnsinne, da sie sich ganz selbst vergißt, diese Gelehrsamkeit aus. Die Schauspielerin muß daher diese abgebrochenen gelehrten Stellen, mit gestörtem Gesichte, in der Abwesenheit des Geistes, im Hinbrüten sprechen; so werden sie schrecklich. Darin haben noch alle Schauspielerinnen gefehlt, die ich in dieser Rolle sah, und daher lauteten diese gelehrten Stellen (deren ohnedies vielleicht zu viel sind) so verkehrt. Lessing's Schuld ist es nicht.

Ich weiß einen Fall, daß eine Dame von vielem Verstande, und die ihre Lebenszeit an Höfen zugebracht hatte, eine leichte Unpäßlichkeit fühlte, und ihren Arzt, den berühmten Zimmermann, rufen ließ. Als er kam, fand er sie zwar krank, merkte aber noch keine Symptomen, daß die Krankheit gefährlich werden könnte. Indem er mit ihr Verschiedenes sprach, fing sie an, ihm lateinisch zu antworten. Der Arzt erschrak. Er hatte die Dame länger gekannt, und nie hatte sie im geringsten merken lassen, daß sie so gelehrt wäre, lateinisch sprechen zu können. Er sah gleich, dies müsse Abwesenheit des Verstandes seyn, und es liege daher eine gefährliche Krankheit dahinter. Darnach nahm er seine Maßregeln, und es zeigte sich auch in kurzem das bösartigste Fieber. Die Selbstvergessenheit, die bei dieser Dame durch eine körperliche Krankheit bewirkt wurde, ward bei Orsina durch eine Gemüthskrankheit bewirkt. Das ist der Sinn.

Über eine andere Anmerkung, die ich Lessingen damals mittheilte, wäre er beinahe böse geworden; aber in Ernst böse werden, konnte er nicht. Madame

Starkin — diese große Schauspielerin, der in Deutschland noch bei weitem keine gleich gekommen ist, die nur durch die zu früh verstorbene Jacquet in Wien hätte ersetzt werden können, wenn diese zu ihrem ausbündigen Talente noch Erfahrung erlebt, und eine Starkin gesehen hätte — hatte mir einmal gesagt: „die Rolle der Emilia könne nie gespielt werden, so wie sie gespielt werden sollte; denn sie erfordere ein ganz junges Mädchen, die doch die vollkommenste Schauspielerin seyn müßte, um dieser Rolle Genüge zu thun.“ Diese Bemerkung theilte ich Lessingen mit, und setzte hinzu: Es möchte diese große Schauspielerin wohl Recht haben. Lessing rief aus: „Hol' der T — die Frau mit ihrer Bemerkung! die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung — Doch halt!“ setzte er hinzu: „die Starkin mag doch Recht haben! die jungen Aktricen wollen immer erst agiren, bis sie endlich natürlich sprechen und spielen lernen; und mit den Akteurs ist es noch viel ärger: von denen bleiben die meisten Zeitlebens Mädchen von funfzehn Jahren.“

62.

Lessing an Nicolai.

Braunschweig, d. 22. Octbr. 1772.

Liebster Freund,

Ihr Brief ist mir recht sehr angenehm gewesen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig seyn kann, wie die Vorstellung meiner Emilia bei Ihnen aus=

gefallen, das versteht sich; und wenn ich es schon nicht Wort haben wollte, so würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freilich nicht angenehm, zu ersehen, daß sie eben nicht zum Besten ausgefallen seyn müsse. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geschienen hat, so liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orsina. Denn daß das Interesse von jener Scene an nicht immer stiege: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bei allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich gespielt haben. Denn auch das ist ein Fehler: und ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nöthig ist, zum Nachtheil aller anderen heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorstellung meines Stück interessirt hat, war, Ihr eigenes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf schwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meisten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur untersuchen mag ich es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine solche Untersuchung nicht wieder auffrischen. Ich habe in dieser Absicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hiesigen Vorstellung nicht ein einziges Mal beigewohnt. Ehe ich die dramatische Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hin-

ein. Aber warum muß ich sie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es im Ernst fragen. — Mir ist dieser Tage eingefallen: ob denn die Fortsetzung unserer antiquarischen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgestorben seyn muß? Der Ton kann und muß freilich nicht mehr der nämliche seyn: denn es ist eben so unanständig, als unnütz, sich mit einem Todten zu zanken, der sich selbst weder mehr bessern, noch andere mehr verführen kann. Aber die trockenen Anmerkungen gegen sein Buch, und zwanzig andere Bücher des nämlichen Inhalts, die sich nach der Zeit bei meiner umschweifenden Lektüre sehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, gesagt zu werden. Lassen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

63.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. — —

Liebster Freund,

Der Überbringer dieses Briefes ist Herr Cacault, ein Franzose, der sich viel Mühe um die

deutsche schöne Litteratur gegeben hat. Er hat in kurzer Zeit unsere Sprache ziemlich sprechen lernen; er versteht sie gut, und hat vieles gelesen. Er hat Ramler's Oden ins Französische übersetzt,[1]) und will sie in Paris drucken lassen.

Er ist ein ehrlicher und wackerer Mann, dessen Liebe zu unserer Poesie lobenswürdig ist, der auch den Deutschen weit mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als viele andere Franzosen, der aber — (um Ihnen alles zu sagen) — wenn man ihm etwas genauer auf den Zahn fühlt, doch mit den Vorurtheilen seiner Nation, eben so gut als jeder andere Franzose, angesteckt ist. Er hat nicht recht begreifen können, daß wir Deutschen eine besondere Philosophie hätten, die uns eigen ist, und bei Beurtheilung der Werke des Geistes sind die règles du bon goût zuletzt sein unwidersprechlicher Machtspruch. Ich habe ihm oft gesagt, daß der bon goût, wie ihn sich seine Landsleute vorstellen, eine Pariser Chimäre sey, und daß sich kein Deutscher nach diesem bon goût richten lasse. Unsere Gespräche sind daher öfters sehr lebhaft geworden. Wenn man ihm Gründe auf Gründe häufte, abstrahirte er gemeiniglich von weiterm Dispute.

Ihre Miß Sara, und Minna, lobt und liebt er sehr. Aber die Emilia kann er nicht verdauen. Dies verdenke ich ihm auch gar nicht; aber man müßte von Ledens beiden Eiern anfangen, wenn man ihm gewisse Dinge, die er gar nicht einsieht,

nur begreiflich machen wollte. Daher habe ich ihm, so oft er davon angefangen hat, gesagt, ich wäre des Gegentheils von dem, was er glaubte, überzeugt, habe aber immer abgelehnt, mit ihm darüber zu streiten. Dies hat auch Moses gethan.

Aber über Ihre Dramaturgie ist der Streit oft ziemlich lebhaft gewesen. Er glaubte, Sie thäten den dramatischen Dichtern seiner Nation Unrecht, und kennten sie nicht genug. Ich habe ihm darüber alles gesagt, was zu sagen ist. Ich habe ihm unter andern zu verstehen gegeben, daß die dramatischen Dichter der Franzosen für ihre Nation gut wären, daß aber die deutsche Nation andere Dichter brauche. Davon wollte er nichts hören. Es hieß immer zuletzt: les règles du bon goût sont par-tout les mêmes. — Endlich rieth ich ihm, selbst zu Ihnen zu reisen. Ich versicherte ihn, er werde sehen, daß Sie in der That gegen seine Nation viel billiger wären, als Ihr Buch schiene. — Da ist Cacault nun bei Ihnen! Sehen Sie zu, wie Sie meine Worte wahr machen.

Wegen Ihres unbefugten Angriffs auf mein privilegirtes Verlagsbuch, Eberhard's Apologie des Sokrates,[2]) sollte ich Ihnen billig den Text lesen, wenn ich heute nur Zeit hätte. Aber, wie Ihr Leute seyd! Zuletzt wird ein Ketzer, der nach Ihrer Art ewig verdammt, und nach Eberhard's Art nicht ewig verdammt wird, gleich gut wegkommen.

Sie sollen, noch diese Ostermesse, *de ma façon* den ersten Band eines Buchs bekommen, worin viel von der Ewigkeit der Höllenstrafen vorkommt. Rathen Sie, was das ist? Und wenn Sie es denn wissen, so widerlegen Sie mich auch, wenn Sie Herz haben! Ich bin Willens, darin den goldenen Spruch der Verlegerin des Schickard, daß die Bauernkalender stärker gekauft werden, als die Ephemeriden, woraus sie gezogen sind,[3]) zu meinem Nutzen anzuführen. Wie werde ich das machen?

A propos von Verlegern! In Ihrem letzten Schreiben vom 22. April fragen Sie mich: ob denn die Fortsetzung unserer antiquarischen Briefe mit Klotzen abgestorben seyn muß? Ich sage, nein! Setzen Sie sie in Gottes Namen fort, wenn es auch nur wäre, damit ich sehen möge, welche sinnreiche Wendung Sie nehmen werden, um nach Klotzens Tode decent zu seyn. Ich denke immer, Sie werden auf ihre eigene Art decent seyn, wie Sie auf ihre eigene Art indecent waren. Moses grüßt Sie. Er ist, leider! noch immer schwach; Ihr Bruder aber ist wieder gesund.

Ich umarme Sie von Herzen, und bin

Ihr

ergebenster Diener,

Nicolai.

1) Diese Übersetzung ist nachher in Berlin gedruckt worden. Der würdige Cacault war 1791 Sekretär bei

der französischen Gesandtschaft in Neapel, von woher sein letzter Brief an mich datirt ist, darauf war er 1801 Gesandter zu Rom, 1802 ward er Senateur zu Paris, und starb 1805.

2) In den Beiträgen 1. Th. S. 215. hatte Lessing Einwendungen gemacht wider dasjenige, was Hr. Eberhard in seiner Apologie des Sokrates gegen Leibnitzens Vertheidigung der Höllenstrafen sagt.

3) Lessing hatte dies angeführt in den Beiträgen, 1. Th. S. 91. Man sehe auch das Leben Sebaldus Nothankers, 1. Bd., in der Ausgabe von 1799. S. 185.

64.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 26. April 1773.

Mein lieber Lessing! Ob Sie gleich ein tauber und stummer Götze sind,[1] der nicht antwortet, so richte ich doch immerfort meine Gebete an Sie, und bringe Ihnen meine Opfer. Hier ist ein neues! Sie müssen es gut aufnehmen, weil ich Sie in diesem Buche[2]) citirt habe. Sie können wohl denken, daß ich nicht umsonst so höflich will gewesen seyn. Lesen Sie also, und schreiben Sie mir Ihr Urtheil, welches von einem orthodoxen Theologen, wie Sie sind, wohl nichts geringeres seyn wird, als daß ich, mitten im Himmel, die Sünde, ein solches Buch geschrieben zu haben, im

Sinne behalten, und dadurch vielleicht mitten in der ewigen Herrlichkeit ewig verdammt bleiben kann.

Also Sie haben Hrn. Cacault gänzlich umgekehrt, und haben meiner Rekommendation, daß man Lessingen in seinem persönlichen Umgang kennen lernen müsse, wenn man ihn beurtheilen wolle, Ehre gemacht! Ich habe neulich einen Brief von Cacault an Mr. Bitaubé gelesen, worin er ihm schrieb: „je vous prie, ayez la patience de lire la *Dramaturgie*; mais ayez la patience de la lire *à l'allemande*, c'est à dire, *de tout examiner en lisant.*" Eines so großen Wunders hätte ich mich doch nicht versehen. Ein Franzose soll dem andern die Dramaturgie anpreisen! Nun glaube ich fast, daß es möglich ist, Franz von Sickingen von Döbbelin auf dem französischen Theater zu Paris [3]) aufführen zu sehen!

Leben Sie wohl, mein bester Freund, und schreiben Sie mir bald. Moses grüßt Sie und auch der Prediger Eberhard, ungeachtet dieser billig eine kleine Exkommunikation als einen foudre de poche auf Sie schleudern sollte. Moses hat das kalte Fieber; man hat Hoffnung, daß dadurch seine Krankheit werde gehoben werden. [4]) Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

1) Als Moses seine philosophischen Schriften in zwei Bänden herausgab, ließ er eine Zueignungsschrift an seinen Freund Lessing auf einem besondern Blatte

drucken, welche überschrieben war: Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen. Sie ward nur dem Exemplare beigefügt, welches Moses seinem Freunde Lessing schickte; und einige wenige wurden für vertraute Freunde abgedruckt. In dieser Zueignungsschrift sagte Moses unter andern: „Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sey eine taube Gottheit." — „Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, harthörig zu seyn. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht." rc. Darauf zielt Obiges. (Diese Zueignungsschrift findet sich abgedruckt im 1sten Bande dieser Ausgabe S. 55 u. 56.)

Wenn es in dieser Zueignungsschrift heißt: „Er hat seine Geißel Anderen übergeben, aber sie streichen zu sanft; denn sie fürchten, Blut zu sehen;" so meint Moses damit die Litteraturbriefe, zu welchen Lessing nichts geliefert hatte.

2) Nämlich im Leben Sebaldus Nothankers, dessen ersten Theil ich damals meinem Freunde übersendete.

3) Der vor mehreren Jahren verstorbene Döbbelin, der Vater, war ein Mann, dem nicht leicht ein Schauspieler in der großen Opinion von seinen unvergleichbaren Talenten gleich kommen wird, ungeachtet es viele dieser Herren an Opinion von sich nicht fehlen lassen, sonderlich die mittelmäßigen. Eckhoff und Schröder und Iffland hielten nie über die Gebühr von sich. Döbbelin aber hielt sich für einzig in seiner Art, und war höchst glücklich in dieser seiner Meinung. Sein Spruch ist bekannt: „Es ist Ein Gott, Ein König Friedrich, und Ein Döbbelin!" In gewissem Betracht war es wahr. Im possierlichen Wüthen, im Herausbrüllen der Töne, in Verzerrung der Augen und der Mienen, und im Herumwerfen der Hände und Aufstampfen der Füße, ist noch nie einer ihm gleich gekommen, selbst nicht Bergopzomer zu der Zeit, als er noch in Wien für einen Schauspieler galt, den man neben Schrödern

setzen könnte. Döbbelin that sich auf seinen tragischen Ton, den er tief aus der Kehle hervorgurgelte, und bis zum Brüllen zu verstärken wußte, nicht wenig zu gute. Ich hörte ihn einmal von seinem verstorbenen Sohne sagen, zu der Zeit, da er ihn zum Theater anführen wollte: „der Junge wird gut werden; er bekommt schon das tragische Würgen." So erzählte er auch, als er in seiner Jugend in Straßburg gespielt habe, sey der Beifall so groß gewesen, daß er bis vor den Marschall Broglio gekommen, und daß dieser neugierig geworden sey, den deutschen Schauspieler zu sehen, der so vortrefflich seyn solle. Er sey darauf als Zamor in der Alzire aufgetreten. „Gleich als ich," sagte er, „in der ersten Scene auftrat, griff ich mich an, um dem Marschalle zu zeigen, was ein Deutscher im Stande ist! Der Beifall war allgemein. Aber der Marschall, der die Pariser Akteurs kannte, sagte: der junge Mensch hat sehr viel Talent; allein er hat noch nicht Erfahrung genug. Da er so stark anfängt, so kann er unmöglich am Ende Kraft genug haben, den Effekt steigen zu lassen. Aber," setzte Döbbelin triumphirend hinzu, „der Marschall kannte die Force meiner Stimme nicht; sie nahm zehnfach zu bis zum Ende des Stücks." Döbbelin hatte im Ernst den Vorsatz, mit einer deutschen Truppe nach Paris zu gehen, und so viel Beifall durch sein Spielen zu erhalten, daß niemand in Paris mehr würde wollen die französischen Schauspieler sehen, die durch ihn im engsten Verstande vom Theater sollten herunter gespielt werden. Er erzählte dieses sein Vorhaben mehrmals mehreren Personen, mit dem Beifügen: „Ich sage es laut, daß ich es thun will, damit, wenn die Welt sieht, daß es in Paris geschehen, sie auch wisse, daß ich es mit Vorsatz habe thun wollen."

4) Leider! geschah das nicht. Es war die Krankheit, welche er sich durch zu viel Anstrengung zugezogen hatte.

welche die Ärzte anfänglich verkannten, die ihn nach und nach abzehrte, und seinen frühen Tod endlich zu Wege brachte. Diese Krankheit ist beschrieben in Hrn. Dr. Bloch's medicinischen Bemerkungen (Berlin 1774.) S. 61.; doch sind nicht alle Umstände, die psychologisch wichtig sind, angeführt, auch nicht nachherige Vorfälle: denn die daselbst angekündigte Genesung war nicht von Dauer, obgleich einige Besserung erfolgte. Die philosophische Entäußerung, mit welcher dieser außerordentliche Mann sein Leiden ertrug, läßt sich kaum begreifen. Ich besuchte ihn damals ein Jahr lang gar nicht, — aus Freundschaft — weil das Interessante und Lebhafte unserer Unterredung gleich seinen Zustand verschlimmerte.

65.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 13. August 1773.

Liebster Freund,

[1]) Daß Ihnen mein Büchlein Vergnügen gemacht hat, macht auch mir, wie Sie leicht denken können, sehr großes Vergnügen. Fast sollte ich glauben, daß mir etwas darin gelungen wäre, weil es einigen Leuten gefällt, von denen ich sehr befürchtete, daß es ihnen nicht schmecken würde. Sie waren darunter, — die Ursachen würden zum Theil für Sie ein Kompliment seyn, und das wollen wir einander nicht machen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen vielleicht einmal mündlich gesagt habe, daß mir die erste Idee zu diesem Büchlein eigentlich schon vor mehr als sechs Jahren in den Sinn kam, und daß es zu einer Satyre wider Klotzen und andere meiner Gegner, aber zu einer feinern, als sie Klotz machte, dienen sollte. Ich wollte den Sebaldus herumreisen lassen zu Klotzen, zu Gözen, zu Mosern, zu mir selbst u. s. w. Ich sah aber bald, daß Klotz unter die Satyre sank, und ließ also die meinige liegen; zudem fühlte ich bei reiferer Überlegung, es würde unbillig und unmoralisch seyn, wenn ich lebende Leute in ihren eigenen Wohnungen im nachtheiligen Lichte und als thöricht abschildern wollte, wenn sie auch nach dem Leben geschildert würden. Inzwischen hatte ich so viel einzelne Gedanken schon geschrieben, so viel einzelne Scenen überdacht, so oft, was ich sonst dachte, darauf reducirt, daß mir die verzweifelte Reise, und manches, was ich darin sagen wollte, immer wieder in den Sinn kam, und daß ich sie, um sie aus dem Kopfe zu bringen, in einer andern Form herausschreiben mußte. Ich änderte also, und erweiterte meinen Plan; aber, wie es immer bei Änderungen des Plans geht, alles konnte nicht wieder zutreffend gemacht werden.

Dies soll keine Captatio benevolentiae seyn, wegen der Anmerkungen, die Sie versprachen, mir mitzutheilen. Ich bitte Sie vielmehr recht sehr, sie nur bald heraus zu sagen mit aller Offenherzigkeit,

die wir unter einander gewohnt sind. Vielleicht können sie mir bei der Fortsetzung noch sehr nützlich seyn; denn, mein lieber Lessing, drei Bände will ich schreiben. Drei Bände!

Daß Säugling mit Jacobi, und Rambold mit Riedeln wider meinen Willen eine gewisse Ähnlichkeit hat, kommt noch von der ersten Anlage des Plans her. Aber ich werde mich in der Folge noch mehr bemühen, alle individuellen Züge zu vermeiden; denn ich bin weit entfernt, jemand persönlich charakterisiren zu wollen. Wenn aber Jacobi in das Genus der Säuglinge, und Riedel in das Geschlecht der Rambolde gehört, so ist dies wieder meine Schuld nicht.

Also auch Sie wollen, daß der arme Säugling Marianen nicht heirathen soll? Mein liebster Freund, die Mädchen wählen für sich selbst, und lassen sowenig die Gelehrten, als die Väter für sich wählen. Und wie, wenn das gute Geschöpfchen Säugling unter allen ihren Liebhabern der einzige gewesen wäre, der es mit ihr ehrlich gemeint hätte? Die Mädchen verzeihen für eine warme Liebe viel Thorheiten, und am ersten die, daß ihr Liebhaber sich putzt und Verse auf sie macht.

Und nun sollte ich Ihnen auch wohl Anmerkungen über Ihren Angriff auf Hrn. Eberhard machen. Ich habe gelesen, was Sie dieserhalb an Ihren Bruder geschrieben haben, und ich wußte vorher, daß Sie so dachten. Aber, mein liebster Freund,

warum schreiben Sie in Ihrem Beitrage zur Litteratur öffentlich nicht so herzhaft und dreist, als in Ihrem Briefe an Ihren Bruder? oder, wenn Sie es Ihrer Konvenienz gemäß finden, die Miene anzunehmen, daß Sie die orthodoxe Lehre vertheidigten, warum wollen Sie von einem Geistlichen mehr Offenherzigkeit verlangen, als Sie selbst haben, da der Geistliche, bei wenigerer Offenherzigkeit, weit mehr aufs Spiel setzt? Herr Eberhard hat im Grunde alles gesagt, was Sie meinen; er hat die Wahrheit deutlicher gesagt, als Sie sie in Ihrem Beitrage sagen; nur konnte er sie nicht so deutlich sagen, als Sie in Ihrem Briefe. Gleichwohl hat diese Freimüthigkeit schon für ihn die verdrießlichsten Folgen gehabt. Er hat die Predigerstelle in Charlottenburg bekommen sollen; aber gewisse Leute, die einen andern verlangen, haben aus seiner Apologie des Sokrates ketzerische Sätze ausgezogen, haben dadurch unwissende Leute in der Gemeine aufgehetzt, die ihn als einen argen Ketzer verschreien, und die sind recta an den König gegangen. Der König pflegt in solchen Sachen aus Politik dem Volke seinen Willen zu lassen, und Eberhard hat nach vielen unerfindlichen Kabalen die Stelle nicht erhalten.[2]) Weil bei allen künftigen Beförderungen par ratio ist, so mag er immer als Prediger am Arbeitshause sterben. Der viele Verdruß hat dem guten Manne ein Gallenfieber zugezogen, an dem er jetzt krank liegt.

Alle denkende Geistliche nehmen an Eberhard ein Beispiel, und werden behutsamer in ihren Ausdrücken. Was soll es nun werden, wenn sie von den Philosophen auch verdächtig gemacht werden? Und auf der andern Seite haben die orthodoxen eingeschränkten Köpfe, die sich an vornehmen und geringen Pöbel hängen, doch noch Macht genug; sobald sich nun noch nur ein philosophischer und witziger Kopf, und zwar ein Kopf wie Lessing, auf ihre Seite schlägt, so triumphiren sie noch mehr.

Sie sagen, die neueren Heterodoxen sind inkonsequent. Das ist wahr, ***'s Buch von — — — — ist ein sauersüßes Geschwätz, und an mehr als einem Orte inkonsequent. Die Verdammungen in den Hamburgischen Nachrichten hingegen sind sehr konsequent.[3] Aber wenn man die Sache nimmt, so wie sie jetzt liegt, ist nicht ***, wenn er seine Absichten zur Verbesserung erreicht, wirklich ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts? und was können die Hamburgischen Nachrichten anders, als Dummheit und Verfolgung begünstigen?

Ich hätte Ihnen noch viel von meiner Reise nach Weimar zu sagen, wo ich Herrn Wieland habe kennen lernen. Der Mann gewinnt ungemein viel, wenn man ihn persönlich kennen lernt. Besonders aber wünschte ich mit Ihnen mündlich über eine Vorstellung der Emilia Galotti zu sprechen, weil ich nicht alles schreiben kann. Eckhoff als Odoardo hat alles Vortreffliche, was ich mir von

ihm vorgestellt hatte, weit übertroffen. Ganz simpel, aber ganz Natur! Er war das Individuum Odoardo! Madame Hensel hat mir als Orsina ziemlich, aber nicht so gut wie Eckhoff gefallen. Gleich der erste Eintritt war zu ruhig. Mich dünkt, Orsina müßte nicht allein unruhig seyn, sondern es müßten sich auch gleich im Anfange Spuren ihrer Schwärmerei und Abwesenheit des Geistes zeigen. Die Mecour als Emilie gefiel mir gar nicht. Die Anderen spielten leidlich; auch Brandes als Marinelli, ob er gleich eher wie ein Kammerdiener, als wie ein Kammerherr aussah. Aber Eckhoff! Es ist wirklich eine Schande, daß dieser Mann unter uns so verkannt wird. Garrick kann kaum mehr seyn, als Er!

Leben Sie wohl! Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

1) Hier ist wieder ein Brief verloren gegangen.

2) Er erhielt sie hernach doch durch die Freimüthigkeit des Herzogs Friedrich von Braunschweig. Dieser schilderte an des Königs Tafel Hrn. E. als einen würdigen Gelehrten und rechtschaffenen Mann. Dadurch ward der König bewogen, die Sache näher zu untersuchen, und die unruhigen Leute abzuweisen. Ich habe die wahren Umstände erzählt, in meinen Anekdoten von Friedrich II. im 5. Hefte S. 110 u. f.

3) Es war immer Lessing's Hauptvorwurf wider die neuernden Theologen, daß sie inkonsequent wären. Hingegen behauptete er, die Orthodoxie wäre konsequent.

Wenn man tiefer mit ihm in den Streit kam, zeigte sich freilich, daß er bei der Orthodoxie nach Quenstedt's System auch nicht bleiben konnte, sondern die Orthodoxie unterschob, wie er sie glaubte aus den Quellen herzuholen, wozu er denn bis auf die Regula fidei ging. Wie viel haben Moses und ich nicht noch 1775, als er in Berlin war, mit ihm hierüber disputirt! Wir warfen ihm vor, die lutherischen Orthodoxen müßten ihn mit seiner Regula fidei selbst für einen Neuerer achten. Dann fing er wohl an, sich in der Hitze des Streits hinter die Katholiken zu verschanzen; da versicherten wir ihn aber, die päpstliche Hierarchie, das konsequenteste Ding auf der Welt, würde ihn zusammt seiner Regula fidei, die durch kein Koncilium bestätigt ist, auf den Scheiterhaufen setzen. Lessing's Beschuldigung wider die neueren Theologen in Absicht der Inkonsequenz legte ich im Leben Sebaldus Nothankers (Neue Ausgabe II. Bd. S. 94 ff.) einem Bersinischen orthodoxen Prediger in den Mund. Wir haben nachher oft darüber gelacht, daß ich ihn in meinem Romane im Kostume eines Predigers redend eingeführt hätte.

66.

Nicolai an Lessing.

Berlin, den 17. Jun. 1775.

Liebster Freund,

Ich sende Ihnen, mein liebster Freund, ein Paar flüchtige Bogen,[1]) die ohne die Ermahnung unseres Moses nicht würden seyn gedruckt werden. Sie sind, wie Sie sehen, durch einige von einer

schalen Philosophie erzeugte Grundsätze veranlaßt worden, welche in den Leiden Werther's, durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romanencharakter aufgestutzt sind. Haec quaeque sunt, in bonam quaeso accipias partem.

Über Adam Neusern[2]) und Ihren Angriff auf Eberhard wollte ich viel mit Ihnen plaudern, wenn wir plaudern könnten. Auch schelten mitunter? Das versteht sich.

Ja! Ich bin im Oktober einige Tage in Dresden gewesen, wo ich unter andern bei dem alten Lippert einige sehr vergnügte Stunden zugebracht habe. Wenn Sie den alten ehrlichen Mann sähen, so müßten Sie ihn lieben, ob er gleich ein Erzgrobian ist; und eben so würde er keinen Menschen mehr lieben, als Sie, ob er gleich jetzt mit Ihren antiquarischen Behauptungen nicht völlig zufrieden zu seyn scheint. Sie würden aber mündlich bald mit ihm fertig werden.

Unter andern meint er, durch den Stein, dessen Abdruck anbei liegt,[3]) Ihre mir so sehr willkommene Meinung, wie die Alten den Tod gebildet, widerlegen zu können. Ich mochte ihn, als ich mit ihm sprach, nicht erinnern (denn ich hörte überhaupt nur zu, ohne etwas zu sagen), daß Sie sich auf geschnittene Steine hierbei nicht einließen. Hr. Frisch (der hiesige Maler) glaubt noch außerdem, der Stein sey nicht antik.

Es versteht sich, daß Sie von dieser Mittheilung

keinen öffentlichen Gebrauch machen müssen, bis Lippert's neues Tausend, wozu der Stein gehört, erscheinen wird.

Ich habe in Dresden auch die Agrippina gesehen. Hr. Wacker meint, ob sie zwar in der Chigischen Sammlung ohne Kopf gestochen worden, so habe doch der Kopf können nachgefunden werden. Aber ich gestehe, auch mir kam es vor, als ob der Kopf nicht dazu gehöre; denn er schien mir um ein Weniges zu klein. Zwar, ich kann mich irren, denn ich bin kein Antiquar, und habe Zeitlebens nur nach Köpfen gesehen, die zu ihren Rümpfen passen, ob es gleich darunter auch Rümpfe giebt, die keine Köpfe haben.

Sonst habe ich in der so trefflichen Sammlung von Antiken in Dresden allerlei Gedanken über den Werth der antiquarischen Studien gehabt. Ich setze die verstümmelten Statuen und die Varianten der Bibel in Eine Klasse: sie sind den Gelehrten angenehm, weil sie sagen können, was ihnen darüber in den Kopf kommt, um ihren Scharfsinn zu zeigen; aber in beiden Fällen die rechte Wahrheit zu finden, mag wohl meistens beinahe gleich unmöglich seyn.

Dresden ist jetzt eine sonderbare Stadt; viele Überbleibsel des Luxus, und Anschein von Mangel. Alle schönen Künste, besonders die bildenden, in Flor, und manche nöthigen und nützlichen Künste in Abnahme. Ich konnte eines Tages, Nachmittags um fünf Uhr, einen Schuh, der mich drückte, nicht

aufgeschlagen bekommen, weil die Schuster, die in den Vorstädten wohnen (da sie schon zu den Zeiten der sächsischen Auguste den vielen reichen Leuten weichen mußten), bereits aus ihren Läden weg waren; aber Gemälde und Kupferstiche konnte man bis in die späte Nacht sehen und kaufen, und auch flicken lassen; denn es giebt immer viel Geflicktes in den schönen Künsten!

Die Gegend um Dresden ist herrlich; besonders der Weg bis Meißen. Doch das wissen Sie lange.

Ich umarme Sie, und bin stets

Ihr

ganz eigener,

Nicolai.

Nachschrift.

Daß Ihre Gesundheit abnimmt, und mit ihr Ihre gute Laune, thut mir herzlich leid. Sie sind allzu einsam. Als wir uns noch in Berlin im Lustgarten über Ihren Laokoon zankten, ging es besser.

1) Die Freuden Werther's. Es sind übrigens zwischen diesem und dem vorigen Briefe mehrere Briefe von Lessing und mir verloren gegangen.

2) S. Lessing's Beiträge, III. S. 119.

3) S. Lippert's Dactyliothek, II. Tausend, Nro. 993.

67.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 29. Jun. 1776.

Liebster Freund,

Herr Leisewitz hat mir Ihren Brief vom 16ten übergeben; aber von Rechtswegen hätte er mir auch den Camillo Baldi übergeben sollen, und noch bitte ich Sie, liebster Freund, mir dieses Buch mit der ersten fahrenden Post zuzusenden.[1])

Sie sagen, es sind Fratzen? Desto besser, antworte ich, und noch besser, wenn ein wenig Aberglaube dabei wäre; denn Sie wissen ja, wie Sie mir den Nutzen desselben demonstrirt haben!

In Ernst! Baldi soll einer von den besten physiognomischen Autoren seyn, und ich muß alle diese Herren lesen, sollte es auch nur seyn, um ganz genau zu wissen, wie viel und wie wenig darin für mich brauchbar ist. Was die Ideographie betrifft, so getraue ich mich noch gar nicht zu sagen, was man aus der Handschrift schließen soll, sondern möchte nur erst sehen, wie man überhaupt etwas hat daraus schließen wollen, und worauf man es gegründet hat. Die charakteristische Verschiedenheit der Handschriften ist nicht zu leugnen, wenn es nur nicht eine erworbene, und dem Schreibmeister nachgeahmte Fertigkeit wäre. Aber auch die Art nachzuahmen, ist ja charakteristisch.

Auf Aldorisii Gelatoscopia [2]) wäre ich auch viel neugieriger gewesen, als auf dessen Ideographia.

Daß Ihnen mein Buch [3]) gefällt, ist mir sehr lieb, das können Sie denken. Was die Seelenverkäuferei anbetrifft, so ist es wahr, daß dergleichen Vorfälle in Amsterdam nicht selten sind, und daß noch jetzt ein Seelenverkäufer wegen grausamer Behandlung der Unglücklichen dort im Raspelhause sitzt; also konnte dies ein Romanschreiber wohl zu seinem Zwecke brauchen.

Nun also den Baldi mit erster Post! Ihr armen Bibliothekare, aus deren großen Bibliotheken man nichts, als die Geisterbeschwörungen und Handschriftswahrsagungsbücher begierig verlangt, [4]) und euch alles andere ganz ruhig herumwühlen läßt! Leben Sie wohl, mein Bester. Ich bin stets

Ihr

Nicolai.

Nachschrift.

Haben Sie in Ihrer Bibliothek alte Schlemperlieder für Handwerksbursche, Mordgeschichten, wie z. B. das Lied vom Schlössel in Österreich, das Hr. Eschenburg aufgefunden hat (und das, in parenthesi, noch in unseren Gegenden von Bänkelsängern gesungen wird), so senden Sie sie mir auch per posta. Ich habe etwas im Sinne, um dem übermäßigen Geschwätz von Volksliedern ein wenig in die Quer zu kommen.

1) Man s. den folgenden Brief Nr. 68, die 2te Anmerkung.

2) Man s. eben dieselbe.

3) Der 3. Band von dem Leben des Sebaldus Nothanker.

4) Der in Berlin wohnende Prinz Friedrich von Braunschweig hatte damals eine ganze Anzahl solcher Handschriften aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel kommen lassen.

68.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 3. August 1776.

Liebster Freund,

Ich merke wohl, man muß nur über Bibliotheks-Angelegenheiten an Sie schreiben, so bekommt man Antwort.[1]) Ich danke Ihnen für den Italiener.[2])

Ich bin zwar in der goldenen Kunst der Ideographie nur noch kaum ein anfahender Schüler; aber doch traue ich mir aus Ihrer Handschrift noch etwas mehr zu sehen, als daß Sie eine schlechte Feder gehabt haben. Zwar weder Ihre Talente, noch Ihre Neigungen, aber doch, da ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Brief von unserm Freunde Weiße bekam, schien es mir fast, so ungläubig ich sonst noch an die Ideographie bin, als ob ich etwas von Ihrer beider Charakter in der Handschrift Ihrer beiden Briefe erblickte. Doch transeat!

Daß Lavater die Pathognomik mit Physiognomik oft verwechselt, ist leider wahr, und kommt daher, daß er oft so sehr wenig präcis redet. Aber an sich ist es meines Erachtens recht, daß er die Pathognomik zur Physiognomik nimmt. Eine läßt sich ohne die andere nicht denken, so wenig als Pathologie ohne Physiologie, und beide fließen in der Beobachtung im gemeinen Leben in einander. — Daß fast alle vorigen physiognomischen Schriftsteller den Aristoteles, und zum Theil sehr schielend, ausgeschrieben haben, ist auch sehr wahr. Fast möchte ich den Adamantius dem Aristoteles vorziehen.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin stets

der Ihrige,

Nicolai.

1) Lessing's Brief ist, wie so viele andere, verloren gegangen.

2) Ich hatte mich damals schon seit einigen Jahren beschäftigt, alles, was zur Physiognomik im weitesten Umfange gehört, zu studiren. Zufällig war Lavater auf eben denselben Gedanken gekommen, und nachdem im Jahre 1772 seine kleine Physiognomik erschien (welche ich in gewissem Betrachte für viel vorzüglicher halte, als sein großes Werk), kam ich mit ihm in eine physiognomische Korrespondenz, und ich darf wohl sagen, daß ich ihn von einigen Thorheiten abgehalten habe. Ich war selbst Willens, ein etwas ausführliches Werk über Physiognomik zu schreiben, aber freilich in einem ganz andern Sinne, als Lavater. Zum Behufe meines Studiums hatte ich von Lessing zwei höchst seltene Bücher verlangt, des Prosp. Aldorisii oder Alderisii

Ideographia (Kunst, aus der Handschrift den Charakter zu erkennen), und eben desselben Verfassers Gelatoscopia s. Divinatio ex Risu zu Neapel 1611. in 4to gedruckt. Beide aber waren nicht auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek, so wie ich dieselben auch auf allen mir bekannten Bibliotheken und selbst in Italien vergeblich gesucht habe, und ich wünschte noch jetzt sehr, sie sehen zu können. Lessing aber schickte mir den Trattato come da una lettera missiva si cognosano la natura e qualità dello Scrittore, raccolta dagli Scritti del Signor *Camillo Baldi*, e date alla stampe da Gio Francesco Grillenzoni. In Milano MDCXXV. 8. In diesem Buche werden aber die Zeichen hauptsächlich von der Schreibart hergenommen. Nur hauptsächlich der sechste Abschnitt handelt von den Zeichen, welche die Handschrift gewähren könne.

69.

Nicolai an Lessing.

Leipzig, d. 24. April 1777.

Liebster Freund,

Ich sende Ihnen, mein bester Freund, eine Nachricht, die Hr. Cacault mir für Sie aus Paris gesendet hat. Erbauen Sie sich daraus.

Ich bin bei Gelegenheit der Beschreibung von Berlin, die ich mit mehr Mühe, als sie vielleicht werth ist, umarbeite, auch ein Stückchen von einem Historiker geworden, und finde nun, was Sie

schon längst wußten, daß die interessantesten historischen Bücher über die Geschichte können geschrieben werden, von welcher man nichts Gewisses weiß. Ihr Theophilus kann also auch noch zu manchem schönen Beitrage Gelegenheit geben; denn, wie mich dünkt, haben Sie immer noch zu beweisen, daß er vor Johann von Eyck gelebt habe.

Also ist nun die deutsche Nationalschaubühne in Mannheim? Glück zu! Sie ist nun doch wenigstens um so viel näher, als in Wien, wo sie vormals war. Zuletzt kommt sie wohl noch nach Wolfenbüttel; denn daß sie bis nach Berlin käme, da sey Gott vor! Es würde ihr gehen, wie gewissen im Schwunge angetriebenen Körpern, welche in nihilum reducirt sind, wenn sie in ihren Mittelpunkt kommen.

Cacault schreibt mir unter andern: Herr Mercier wolle die Dramaturgie französisch herausgeben,[1]) und damit, vereinigt mit seinen Anmerkungen, alle französischen Tragödienschreiber niederschlagen. Nochmals Glück zu!

Meinen Almanach[2]) haben Sie denn doch gesehen, ob Sie mir gleich nichts darüber schreiben; denn ich habe ihn Ihnen in der letzten Michaelismesse gesendet. Ich will noch einen Theil liefern, und dann genug, damit der Spaß nicht allzulang werde. Um diese Sammlung, der Absicht nach, würdig zu schließen, soll das letzte seyn:

Ein Volkslied für gelehrtes Volk.

Und dies das Lied in sechs Sprachen:

Hast du nicht gesehn
Jungfer Lieschens Been? —

Ich habe davon die griechische, lateinische und engländische Übersetzung im Sinne behalten; aber die italienische und französische Strophe habe ich vergessen. Nun sollen Sie bestens ersucht seyn, aussi-tôt lettre vue, diese beiden Strophen auf ein Blatt zu schreiben, und mir mit der ersten Post zu übersenden. Wollen Sie ganz Ihren Vorsatz halten, an Ihre Freunde gar nicht zu schreiben, so senden Sie mir nur das Blatt und weiter kein Wort. Hat aber der Ehestand, wie ich hoffe, schon Ihren stieren Sinn in etwas gebrochen, so werden Sie vermuthlich wohl noch ein Paar Worte hinzusetzen.

Ich kann Ihnen wenigstens so viel sagen, daß Moses sich wieder wohl befindet, und zu meiner großen Freude an Kräften, obgleich langsam, zunimmt, so daß ich immer noch hoffe, er werde ganz wieder hergestellt werden und seine ganze Denkkraft brauchen können.

Sonst ist es in Berlin beim Alten. Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden sind. Ihr vierter Beitrag hat an dieser Meinung nichts geändert. Die Hauptveränderung in Berlin ist, daß da vor zwölf Jahren Minna nur zwanzig Mal hinter einander aufgeführt worden, nunmehr in diesem

Jahre die Subordination zwei und zwanzig hinter einander folgende Vorstellungen gelitten hat, woraus denn auf die Aufnahme des deutschen Theaters ein sicherer Schluß zu machen ist. Ich meines Orts danke Gott, daß ich der Versuchung, fürs Theater zu arbeiten, nur in so weit untergelegen bin, für mein Haus- und Stubentheater zu arbeiten; denn es ist klärlich einzusehen, wenn mein verliebter Schulmeister[3]) öffentlich wäre aufgeführt worden, so hätte er gewiß mehr als zwanzig Vorstellungen ausgehalten, wodurch ich leicht in das verdammliche Laster des Stolzes hätte fallen können.

Und hiermit Gott befohlen, lieber Lessing! Ein Wort von Ihrer Reise nach Mannheim könnten Sie mir wohl nach Berlin schreiben; denn alle Ihre Freunde sind begierig zu wissen, was daselbst vorgegangen ist, und wie Sie die Aussichten, die man daselbst hat, gefunden haben. Daß Aussicht und Ansicht zweierlei ist, gilt nicht bei Lavater allein.

Leben Sie wohl! Ich bin von Herzen

Ihr

Nicolai.

Nachschrift.

Zum Bunkel, da er so sehr Ihren Beifall hat, werden Sie doch wohl 200 Pränumeranten sammeln?

1) Hr. Cacault blieb ziemlich lange in Wolfenbüttel, und studirte sich, in Lessing's Gesellschaft und unter dessen Anweisung, ganz in das Eigenthümliche der deut-

schen Litteratur hinein, worin ihm anfänglich alles so fremd gewesen war. Er übersetzte noch in Wolfenbüttel die Dramaturgie, in der Absicht, sie nach seiner Zurückkunft in Paris drucken zu lassen. Der berühmte Mercier hat wirklich nachher diese Übersetzung mit seinen Anmerkungen herausgegeben.

2) Ein kleiner feiner Almanach von Volksliedern, von Daniel Seuberlich, 1777. 12.

3) Im Jahre 1765 machte ich eine komische Oper unter diesem Titel, meinem Freunde Krause zu Gefallen, der Lust hatte, etwas von der Art zu komponiren. Er setzte die Arien und Gesänge trefflich in Musik. Ein Paar Lieder daraus wurden durch Einrückung in den Göttingischen Musenalmanach verewigt. Das Stück, das als Theaterstück gar keinen Werth hatte, für eine kleine Gesellschaft aber, durch ihr bekannte Anspielungen, einigen Werth haben mochte, hatte Bezug auf das Geburtsfest meiner Schwiegermutter, und ward im November 1765 zur Feier desselben in meinem Hause aufgeführt. Die Gesänge aus dieser komischen Oper waren für die Gesellschaft, welche der Aufführung beizuwohnen eingeladen war, gedruckt; und auf dem Titel beigefügt: zur Feier des Geburtstags einer geliebten Mutter.

Hr. Prof. Schmid in Gießen war ein Mann, der Nachrichten zur Geschichte der deutschen belles-lettres mit ängstlichem Fleiße und wenigem Verstande sammelte und anwendete; daher hatte auch dieser Bogen gedruckter Lieder seiner Kenntniß nicht entzogen werden können. Sein Allraunchen hatte ihn dabei unterrichtet, daß ich der Verfasser dieser komischen Oper sey, und daß die geliebte Mutter unfehlbar eine vornehme Person seyn müsse. Er nahm also gleich die vornehmste, und machte aus meiner guten Schwiegermutter eine Landesmutter. Er that mir die Ehre, mich unter die theatralischen Schriftsteller zu setzen, auf folgende

Art: „Fr. Nicolai, Verfasser einer komischen Oper, der verliebte Schulmeister, aufgeführt am Geburtstage der Königin von Preußen." So kam ich unverdient in den Ruf, ein Theaterdichter und ein Hofpoet dazu zu seyn! Wie man manchmal über Verschulden glücklich werden kann!

70.

Lessing an Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 25. Mai 1777.

Liebster Freund,

Eine Dame aus Wolfenbüttel, die Frau von Döring, möchte gern den berühmten Verfasser des Nothankers von Antlitz zu Antlitz kennen lernen. Sie reist also expreß deßwegen — so wie aller übrigen Wunderdinge wegen, die halter in Berlin seyn sollen, — nach dem großen Berlin, und ich gebe ihr ein Briefchen an Hrn. Nicolai mit, dem ich ohnedies zu antworten habe, und so wird sich das Ding wohl machen lassen.

Ich danke Ihnen, mein lieber Nicolai, für die übermachte Nachricht aus Paris. Sie ist gerade so, wie ich sie mir von daher vermuthete; so höflich, als kahl. Ich will aber doch wahrlich nicht glauben, daß Sie dadurch verführt, oder auch nur irre gemacht sind, und daß Sie im Ernst glauben,

daß ich nunmehr nur noch zu erweisen hätte, daß mein Theophilus vor Johann von Eyck gelebt habe? Es wäre eben, als wenn Sie in Ihrer Beschreibung von Berlin noch erst beweisen müßten, daß die Nicolaikirche wirklich älter sey, als der jetzige Dom. Können Ihre Leser nicht die Augen aufsperren?

Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus, oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht, siehe er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!" Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre; so sollte ich noch nach Mannheim kommen. Dieses ist alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: diesen, daß Sie nicht bei jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handschrift, oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Überlieferung. Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben soll, hätte dieses nothwendig geschehen müssen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar schicken wollen, dem die Quellen beige=

schrieben sind. Sodann will ich sehen, was ich für Sie thun kann. Nur die französische und italienische Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, ist auch mir entfallen. Der Anfang der Deutschen heißt aber eigentlich:[1])

– Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

Die englische Strophe, — bitte ich nicht zu vergessen, habe ich auch selbst gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schlosser die einzigen Deutschen sind, die englische Verse gemacht haben!

Was Sie mir von unserm Moses schreiben, freuet mich von Herzen. Ich wünschte über so viel Dinge von ihm belehrt zu seyn, über die ich ihm bisher nicht schreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nämlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und was es für ein Buch ist, das diesen Titel führt? Er soll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir sonst von der guten Meinung schreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleicher Gestalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beiden war, und keines von beiden seyn mußte — wenigstens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu seinen

Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird?

Leben Sie wohl! Der

Ihre,

Lessing.

1) Gelehrten Liederforschern zu gefallen, will ich dieses deutsche Schlemperlied, mit Lessing's Übersetzung in verschiedene Sprachen, mittheilen, so weit sie noch vorhanden sind. Das deutsche Original lautet also, nach Lessing's kritischer Verbesserung, folgendergestalt:

Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Ist zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Übersetzungen:

1) Griechisch.

Οὐκ ἔβλειψη συ
Παρθενος γενυ;
Παρθενος δακτυλιτρον
'Εστι προς παντα καλον.

2) Lateinisch.

Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

3) Engländisch.

Did you never see
Mistriss Betty's knee?
What you Betty's nimble call
That is very good for all.

Die französische und italienische Übersetzung sind, wie man aus dem Briefe sieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritischen Restaurator, der sie etwa, wie man es zuweilen mit verlorenen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herstellen möchte.

71.

Nicolai an Lessing.

Berlin, d. 5. Jun. 1777.

Wenn, mein liebster Lessing, die Überbringerin Ihres Briefes vom 25. Mai die übrigen Sehenswürdigkeiten des großen Berlin nicht sehenswürdiger findet, als den Verfasser des Nothankers, so wird sie die Kosten ihrer Reise verzweifelt schlecht angewendet haben; denn er hat aus Eifer, die Sehenswürdigkeiten von Berlin zu beschreiben, alle seine gute Laune, und beinahe die Augen verloren. In der That kann schwerlich ein so turpis labor ineptiarum gefunden werden, als die vermehrte Auflage der Beschreibung von Berlin, mit der ich mich seit dem vergangenen November beschäftige, und zur Strafe für meine Jugendsünden noch länger, als bis den künftigen November werde beschäftigen müssen. Es ist wahr, daß ich mich, um bei solchem Lumpengeschmiere meinem Geiste doch einige Nahrung zu geben, gelegentlich in die alte Branden-

burgische Geschichte geworfen habe. Die Diplomata haben sich an dem, der sie zuweilen verlacht hat, gerächt, und ihm, weil er sie zu fleißig gelesen, die Augen beinahe gänzlich verdorben. Sollten Sie sich wohl vorstellen, daß ich alles von Diplomen, gedruckt und ungedruckt, worin etwas vom alten Zustande von Berlin vorkommt, gelesen, excerpirt, und ein Diplomatarium Berolinense von 1200 an, nach chronologischer Ordnung zusammen getragen habe? Sie werden sagen, das wäre ein Zeichen von Herannahung meines seligen Endes. Ich glaube es auch.

Was den Theophilus betrifft, so bin ich freilich Ihrer Meinung, daß Sie aus der innern Beschaffenheit seiner Lehren es mehr als wahrscheinlich gemacht haben, er habe vor Johann von Eyck gelebt. Indessen wissen Sie selbst, daß ein historischer Beweis, wer der Theophilus gewesen, und wann er gelebt, deßgleichen ein Codex Mscrptus, aus dessen Beschaffenheit unwidersprechlich bewiesen werden könnte, er sey vor den Zeiten Johann's von Eyck geschrieben, alle Zweifel zu Boden schlagen würde.

Als ich an Sie wegen des Mannheimischen Theaters schrieb, glaubte ich wirklich, die Sache sey Ernst. Nachher habe ich genug gehört, wie sich der Pfälzische Hof bei dieser Sache betragen hat. Zwar möchte ich mich fast freuen, daß ich alle Tage bestätigt finde, was immer meine Meinung gewesen ist, nämlich, das, was die Fürsten für die Litte-

ratur thun sollen, sey nicht werth, daß man die Hand darnach umwende. Auf der andern Seite, lasse ich mich wohl bereden, wenn ich so viel Gutes höre, auf einen Augenblick zu glauben, es sey wahr. Aber hinterher kocht bitterer Gram in mir, wenn ich sehe, daß Dummheit und abgeschmacktes Wesen in unserm lieben Vaterlande noch in so reichem Maße vertheilt sind, und daß die deutsche Litteratur bei den Großen ein Ding ist, das durch nichts, als durch eine armselige Hofintrigue befördert oder verstoßen wird. — Wenn ich je mein Schicksal segne, daß ich von keinem großen Herrn abhange, so ist es bei solchen Gelegenheiten; und dies hilft mir wahrhaftig alle Sorgen und Arbeiten meiner Handlung, unter denen ich seit einigen Jahren sonst erliegen müßte, ertragen.

Mein Almanach hat freilich eine sehr ernsthafte Absicht, nämlich, einige der Thoren, die jetzt thun, als ob alle Weisheit und Gelehrsamkeit nicht eines Bißchen Mutterwitzes (das sie Genie taufen), und alle Poesie nicht der Lieder der Tyroler und der Hechelträger werth wäre, wo möglich, klug zu machen, welche wähnen, es dürfe sich niemand an sie wagen, gerade in die Zähne zu lachen.[1]) In die Litteratur der alten deutschen guten Volkslieder aber habe ich mich nicht ernsthaft einlassen wollen, theils weil mir Zeit fehlte, theils weil ich genöthigt gewesen bin, zuweilen ein wenig Ramlerisch mit den Liedern umzugehen, die sonst gar nicht hätten

mitlaufen können. Doch habe ich mich wirklich dieser Freiheit nur sehr sparsam bedient, wo es sich nicht ändern ließ. Ich habe mir freilich ein heimliches Vergnügen gemacht, einige schöne Stücke zuerst ans Licht zu bringen; aber ich habe wissentlich einige recht plumpe darunter gesetzt, damit man anschauend sehe, daß wahrhaftig nicht alle Volkslieder des Abschreibens werth sind.

Meine Hauptquellen sind die Bergkreyen, 1547 in Nürnberg gedruckt. Wenn mein Almanach erst heraus ist, habe ich große Lust, diese Bergkreyen Hrn. Eschenburg zur Bekanntmachung im Museum zu senden. Sonst habe ich auch, einzeln gedruckt, die Menge von sechs weltlichen Arien; aber meistens ist es unausstehlicher Schund.

Sie bekommen anbei das Verzeichniß, woher jedes Lied im Almanach ist.

Vom zweiten Theile sind schon 4 Bogen gedruckt, und mehr Theile will ich nicht herausgeben, theils, damit der Spaß nicht allzu lang werde, theils, weil ich mir vorgenommen habe, mich von allen Arbeiten los zu machen, mit denen ich an das Publikum und an eine gewisse Zeit gebunden bin, da ich ohnedies unter der Arbeit beinahe erliege.

Wenn Sie mir etwas mittheilen können, so geben Sie mir ein Almosen; denn ich habe zum zweiten Theile eben nicht viel recht Gutes. Aber — ich muß es längstens in der Mitte des Julius haben,

sonst wird es zu spät. — Suchen Sie fein, Herr Bibliothekar!

Moses grüßt Sie. Er will wegen des Titels, den er lieber mit hebräischen Buchstaben geschrieben gesehen hätte (weil er ihn so nicht ganz versteht), einen gelehrten Rabbiner fragen und Ihnen die Antwort melden.

Der Vergleich Ihres ehemaligen sächsischen und preußischen Patriotismus mit Ihren jetzigen freigeisterischen Anecdotis und theologischen Widerlegungen ist höchst richtig. Nur dünkt mich, Sie hätten mir einmal selbst gesagt, wenn Sie oft hinter einander mit dem eifrigen Krauchenf in Leipzig disputirt hätten, so wären Sie durch die Hitze des Streits auf eine Zeitlang im Ernste preußisch geworden. — Hm! daß es Ihnen mit Ihren theologischen Disputen nur nicht auch so geht! Die Polemik ist eine schöne Hure, die zwar an sich lockt, aber wer sich mit ihr gemein macht, — und das begegnet den Gesundesten am leichtesten, — bekommt Krätze oder Filzläuse, die dann festsitzen, wenn die Hure schon längst vergessen ist.

Leben Sie wohl! Ich hätte noch allerlei zu schreiben; aber meine Augen sind halb blind. Ich bin

Ihr

Nicolai.

1) Das Ding kam mir in einer frohen Gesellschaft in Deßau zuerst in den Kopf; daher legte ich die Scene nach Melau bei Deßau. Bürger, der im deutschen Museum

unter dem Namen Daniel Wunderlich vorgegeben, die Volkslieder wären die eigentliche Poesie, gab Gelegenheit dazu. Der Geist Gabriel Seuberlich's, der in der Vorrede erwähnt wird, ist noch einem damals in Deßau lebenden, nun schon verstorbenen, witzigen Manne, Hrn. Johann Steinacker, geschildert.

72.

Lessing an Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 20. Septbr. 1777.

Liebster Freund,

Sie hätten Grund, im Ernst auf mich ungehalten zu seyn. Ich antworte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Antwort nichts kann gelegen seyn. Denn von dem, was Sie von mir in Ihren beiden letzten Briefen verlangt haben, wollten Sie ohne Zweifel schon diese Michaelismesse Gebrauch machen; und ich weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein solches Disappointment aufnimmt. Doch ich habe nicht mit dem Buchhändler, sondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bei dem ich mich, so wie andere sich auf ihre gerechte Sache verlassen, auf meine ungerechte verlassen kann, an die er schon längst gewöhnt worden, und die er mir schon so manchmal vergeben hat.

Unterdessen habe ich doch deßwegen nicht geantwortet, weil ich an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich zuverlässig so viel früher antworten können, wenn ich weniger darauf hätte denken wollen. Sie sollen es gleich hören.

Das erste betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hätte schicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie davon brauchen könnten, oder nicht: so hätten sie mit der ersten rückgehenden Post ein Paketchen bekommen sollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekostet hätte, als Sie wahrscheinlich von der ganzen Entreprise des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur so etwas schicken wollte, das Sie gleich in die Druckerei hätten senden können: so merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichsten wäre. — Etwas wirklich Gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Absicht. Z. E. so etwas, wie das Besenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Besenbinder selbst gehört habe:

> Wenn ich kein Geld zum Saufen hab',
> So geh' und schneid' ich Besen ab,
> Und geh' die Gassen auf und ab,
> Und schreie: Kauft mir Besen ab,
> Damit ich Geld zum Saufen hab'.

Denn was sind alle neue Trinklieder gegen dieses alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke

gäbe, so müßte uns wahrlich die Aufhebung derselben eine sehr angelegene Sache seyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieser Sache gerade spotten. — Eben fällt mir noch eins von diesem bessern Schlage bei:

Ich bin den Barfüßer Mönchen gleich:
Sie sind arm und ich nicht reich;
Sie trinken kein Fleisch, ich esse keinen Wein:
Wie könnt' ich ihnen denn gleicher seyn?
Aber in einem sind wir zuwider;
Wenn sie aufstehn, leg' ich mich erst nieder.

Oder sollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art schicken? Lieder, die gelehrte und studirte Reimschmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernste etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten? Dergleichen Lieder, würde man gesagt haben, sind gerade keine Volkslieder. — — Also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam seyn müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbellieder nennen sollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an.[1]) Z. B.

Ich stieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum
Rüben wollt ich graben:
So hab' ich all mein Lebenlang
Keine beß're Pflaumen gessen 2c.

Oder:

Ich wollt gern singen und weiß nicht wie,
Von meinem Buhlen, der ist nicht hie, 2c.

Oder:

Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
Hab's auch noch nicht im Sinn:
Und wo ich einmal gewesen bin,
Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —

Oder:

Unser Knecht und unsre Magd
Haben einander genommen.
Hinter'm Ofen auf der Bank
Sind sie zusammen gekommen. —

Oder:

Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett,
Nit weiß, ob sie es hätt' verredt, ꝛc.

Das Schlimmste war nur bei den Liedern von dieser Art, daß ich die wenigsten ganz zusammen finden konnte. Außer das letzte; von welchem ich aber glaube, daß es Eschenburg schon in dem Museum hat drucken lassen. Und hierbei muß ich Ihnen dazu sagen, daß ich schon vor vielen Jahren Hrn. Eschenburg das Anziehendste gegeben habe, was ich von diesem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Also, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche schöne Stunde gebracht, ohne daß sie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen diesen Zeitverlust auch wahrlich sehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabei eine an=

dere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal schreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweiten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquarischen Briefe noch fortsetzen will? — Allerdings. — Aber wann? — Ja, das weiß Gott! Diesen Winter kann ich schlechterdings nicht. Denn diesen Winter habe ich noch vollauf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beiträge zu arbeiten, mit welchen ich dieses ganze Werk zu schließen gesonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitversplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beschreibung von Berlin mögen Sie so etwas Ähnliches gehabt haben. — Das also muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu besseren Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verschiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reise in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquarischen Briefe noch ein Buch werden können. Wissen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Lassen Sie für's Erste beide Theile dieser Briefe zusammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Oktav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu schreiben, in welcher ich mich über die Fortsetzung erkläre, und Sie können versichert seyn, daß diese Fortsetzung eine meiner ersten Arbeiten seyn soll, sobald ich von jener frei bin.

Hiermit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Lessing.

1) Nicht ganz; auch auf Vermengung der Volkslieder, so wie der Pöbellieder, mit der ächten Poesie, deren ein Paar sonst gute Köpfe sich damals schuldig machten.

73.

Nicolai an Lessing.

Leipzig, d. 10. Octbr. 1777.

Mein liebster Lessing,

Ihr Scharfsinn verläßt Sie nie! Orsina kann nicht feiner distinguiren, als Sie die verschiedenen Arten der Volkslieder. Indessen wäre ich doch zufrieden gewesen, wenn Sie mir lieber einen guten Stoß voll Bücher, die allerhand Arten enthalten, mit der Post nach Berlin geschickt hätten; und ich bitte Sie noch, es zu thun.[1]) Wenn auch die Menge der Lieder, die ich auslesen könnte, mir das Postgeld nicht bezahlt, so wird doch mein Vergnügen an der alten Sprache, und vielleicht an allerhand litterarischen Siebensachen, gewiß mehr werth seyn. Ich suche übrigens nur überhaupt Lieder, wie

sie allenfalls ein gemeiner Mann singen kann, Mordgeschichten, gemeine Liebeslieder u. dergl.; doch ohne sonderliche Unanständigkeiten, weil ich auch hierin wissentlich nichts Unsittliches befördern will. — Doch — fast hätten Sie mich treuherzig gemacht, Ihnen sagen zu wollen, was ich eigentlich verlange, da Sie es doch recht wohl wissen.

Meine vert**te Beschreibung von Berlin geht immer ihren Weg; oder vielmehr, ich kann sie noch nicht auf den rechten Weg bringen, sondern irre noch immer herum, Nachrichten zu sammeln, und muß mich von Moses und Engel täglich ausschelten lassen, daß ich eine solche Beschreibung gut machen will, von der sie meinen, daß ich sie mit gutem Gewissen schlecht und recht machen könnte.

A propos! Da ich, um dem successiven Anbau Berlins nachzuforschen, diesen Sommer sehr viele alte Akten im K. Archive durchgesehen habe, fand ich von ungefähr, daß im Jahre 1615 Junker Hanns Stockfisch eine Truppe Komödianten, die vorher in Deutschland herum gezogen, nach Berlin, und in Kurfürstl. Dienste gebracht hat. Haben Sie von diesem Junker Stockfisch [2]) schon sonst etwas gehört?

Was Ihre antiquarischen Briefe betrifft, so ist der Fall nur, daß ich von denselben ungefähr 300 Exemplare des zweiten Theils übrig habe, indem es das Schicksal aller Bücher ist, daß die ersten Theile mehr gefordert werden, als die folgen-

den. Ich wollte also eigentlich den ersten Theil neu wieder drucken, so vielmal er nöthig ist, um komplette Exemplare zu haben. Hätten Sie aber in Kurzem eine Fortsetzung wollen bekannt machen, so würde ich allenfalls etwas mehr vom ersten Theile gedruckt haben. Indeß, da Sie doch so bald nicht daran kommen werden, so will ich nur vor der Hand meine Exemplare komplettiren.

Daß ich auf die folgenden Theile, worin Sie Ihre italienischen Entdeckungen bekannt machen wollen, sehr begierig bin, darf ich Ihnen nicht erst sagen.

Durch das Waisenhaus sende ich Ihnen mein Brustbild in Gips. Das Vordertheil ist von der Natur abgedruckt, und das Hintertheil ist von einem Stümper falsch geformt. Es sieht also nicht übel den Gedichten neuester Art und Kunst ähnlich, die fast eben so die Natur nachahmen. Indessen qualecunque est, nehmen Sie es als ein Andenken an. Ich wünschte nur ein gleiches Bild von Ihnen zu haben.

Daß Sie Vater sind, erfuhr ich kurz vor meiner Abreise. Meinen herzlichen Glückwunsch! Ihre erste Geistesfrucht war ein junger Gelehrter,[9]) und Ihre erste Leibesfrucht soll also eine junge Gelehrtin seyn!

Leben Sie wohl. Ich bin von Herzen

Ihr

Nicolai.

1) Ich erhielt nichts.

2) Lessing hatte ihn nicht gekannt. Man sehe von dessen deutschen Schauspielergesellschaft, der ältesten, die bekannt ist, Plümike's Theatergeschichte von Berlin; S. 33.

3) Nämlich das Lustspiel dieses Namens. —

Dies ist nicht der Schluß meiner Korrespondenz mit Lessing; aber alle folgenden Briefe sind theils verloren, theils sind ein Paar noch vorhandene jetzt nicht wohl abzudrucken.

Anmerkungen

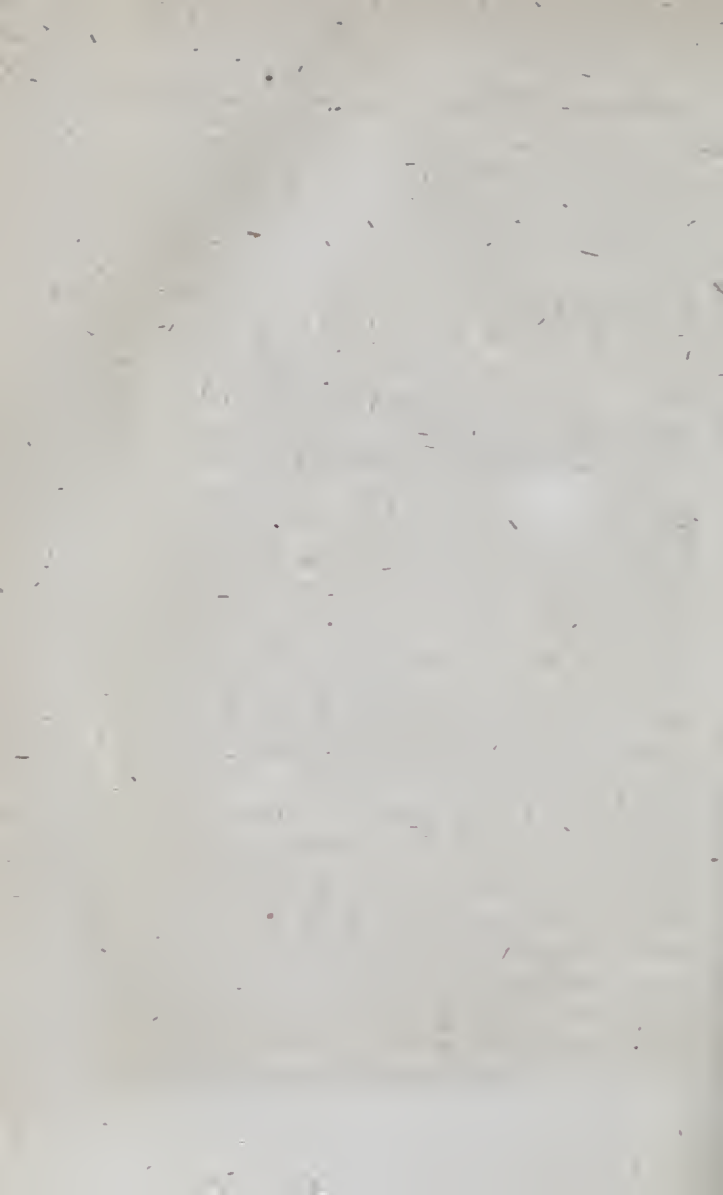
zu

Moses Mendelssohn's

Briefwechsel

mit

Gotth. Ephr. Lessing.



I.

Dr. Aaron Salomon Gumperz war aus Berlin gebürtig, ein Arzt jüdischer Nation, und ein sehr guter Mathematiker. Er und Israel Zamosc waren die ersten, welche den Geschmack an den Wissenschaften unter den Juden zu Berlin empor zu bringen suchten. Israel Zamosc war Schulmeister in Berlin, ein armer Mann, aber ein sehr trefflicher Kopf und großer Mathematiker, der durch eigenes Nachdenken die wichtigsten Demonstrationen erfand, auch viel poetisches Genie zur hebräischen Poesie hatte. Er ward, wie alle Reformatoren, von den Juden sehr verfolgt, mußte daher mehrmals von Berlin nach Polen, und von Polen nach Berlin wandern. In seinem Alter ward er melancholisch, weil ihm die Verfolgungen zu sehr zu Herzen gingen. Er starb 1770 in Polen. Israel Zamosc verstand keine Sprache, als hebräisch. Er hat das Verdienst, des Dr. Gumperz Geisteskräfte entwickelt zu haben. Der letztere verstand die neueren Sprachen, war dabei ein reicher Mann, und hatte durch alle diese Umstände mehr Einfluß, und weniger Verfolgung zu befürchten. Herr von Beausobre (der nachher Mitglied der Akademie und Geheimer Rath ward, und nun schon gestorben ist) war von 1744 bis 1748 auf dem Joachimsthalischen Gym=

nasium in Berlin, und war mit Gumperz bekannt. Gumperz besuchte daselbst ihn und einige andere fähige junge Leute, die über philosophische Materien zu ihrer Übung disputirten. Gumperz nahm Moses Mendelssohn zu diesen Zusammenkünften, der damals eifrig suchte, mit der neuern Philosophie etwas bekannter zu werden, und sich sowohl in der deutschen, als in der lateinischen Sprache etwas zu üben, weil er in beiden damals noch ein Anfänger war.*)

---

*) Dem vortrefflichen Moses ward es anfänglich sehr schwer, sich in deutscher Sprache geschmeidig auszudrükken. Er arbeitete unglaublich, um die Natur dieser Sprache, die ihm gar nicht Muttersprache war, nach und nach recht zu fassen. Um so viel bewundernswürdiger ist es, da er alles durch eigenen Fleiß finden mußte, daß er bei einiger Übung so starke Fortschritte machte. Im J. 1756, da er doch schon treffliche wissenschaftliche Kenntnisse hatte, übersetzte er J. J. Rousseau's Buch vom Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen, auch in der Absicht, um sich im Schreiben der deutschen Sprache zu üben. Die Übersetzung ist sehr gut; denn Moses hatte Rousseau's schöne Schreibart vor sich, und studirte jeden Perioden mit Fleiß, um den Sinn auszudrücken, und so viel möglich die Gallicismen zu vermeiden. Aber es ward ihm noch sehr schwer, in deutscher Sprache selbst zu schreiben. S. 213 f. steht in dieser Übersetzung ein Schreiben an Lessing, voll trefflicher Ideen. Auch finden sich darin hin und wieder schöne Stellen; aber im Ganzen ist die Schreibart ängstlich, welches daher kam, daß er die Sprache noch nicht genug zu brauchen wußte. Ganz anders schrieb er schon im Jahre 1757.

Moses mußte alle Kräfte seines Geistes durch eigenes Bestreben entwickeln; denn eigentlich hatte er gar keine Anweisung. Er lernte in seiner frühen Jugend auf talmudisch-scholastische Art disputiren, und erlangte Fertigkeit darin. Diese unselige Übung vermehrt den Scharfsinn, nicht aber das Nachdenken: ein Fehler, der vielleicht auch manchen deutschen spekulativen Philosophieen anhängen mag, die nur auf ein ewiges leeres Argumentiren hinweisen. Zuerst fing Moses an, sein Nachdenken zu üben, als er Maimonides Buch More nevochim (Doctor perplexorum) studirte. Hierdurch sah er das erste Licht seines Verstandes. Nun fand er einst Reinbeck's Betrachtungen über die Augsburgische Konfession bei einem Juden, bei dem dieses Buch versetzt war. Er fand sich hier mit einem Male in einer ganz andern Welt; denn bis dahin hatte er nicht den geringsten Begriff von der Theologie der Christen, oder von einer Philosophie, die neuer wäre, als die des Maimonides. Daher zog ihn der philosophische Theil von Reinbeck's Betrachtungen, z. B. die Beweise von der Existenz Gottes, mit unaufhaltsamer Gewalt an sich. Er wünschte nun mehr von der neuen Philosophie zu wissen. Er sprach darüber mit Dr. Kisch, einem jungen jüdischen Arzte aus Prag, der in Berlin studirte. Dieser zeigte ihm die Nothwendigkeit, lateinisch zu lernen, wenn er die neuere Philosophie wolle kennen lernen. Moses war so dürftig, daß er eine ziemliche

Zeitlang sparen mußte, um eine Grammatik und ein schlechtes Lexikon alt zu kaufen. Da gab ihm Kisch ungefähr ein halbes Jahr lang täglich etwa eine Viertelstunde Unterricht in der Sprache. Moses bekam auch einen alten Band, worin einige Schriften des Cicero enthalten waren, die er der Sprache wegen zu studiren suchte, aber nicht recht verstehen konnte. Der Zufall führte ihm bei einem Verkäufer alter Bücher eine lateinische Übersetzung von Locke's Werk vom menschlichen Verstande zu,*) welches ihm große Freude machte. Dies Werk suchte er mit unbeschreiblicher Mühe zu entziffern; er schlug jedes Wort, das er nicht verstand (und das waren die meisten), im Lexikon nach, und schrieb es auf, bis ein Paar Perioden da waren. Alsdann dachte er über den Inhalt nach. Durch Nachdenken suchte er den Verstand zu errathen, und wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, verglich er ihn wieder, so weit seine Kenntniß der Sprache reichte, mit dem Wortverstande.

Immer aber wußte er noch nichts von denjenigen Philosophen und ihren Lehren, die zwischen Maimonides und Locke, und nach dem letztern existirt hatten. Durch Gumperz lernte er zuerst Leibnitz und Wolf kennen, deren Philosophie da-

---

*) Man sehe meine kurze Nachricht von Moses Mendelssohn in der A. d. B. LXV. 2. S. 626.

mals im stärksten Gange war. Die oben gedachten Zusammenkünfte auf dem Joachimsthalischen Gymnasium vermehrten seine Kenntniß dieser Philosophie, und zugleich der lateinischen Sprache. Denn die Schüler der oberen Klassen des Gymnasiums waren in den alten Sprachen, in der Philosophie und deren Geschichte gut unterrichtet, unter Anleitung des Rektors Dr. Heinius, der ein gründlicher Philolog, und nicht nur ein schulgerechter Philosoph, sondern auch ein guter Kenner der Geschichte der Philosophie war.

Dr. Gumperz hatte schon früh Umgang mit Lessing, und ich weiß nicht anders, als daß Moses durch seinen Freund Gumperz zu Anfange des Jahres 1754 mit Lessing bekannt ward. Der jüngere Herr Lessing sagt im Leben seines Bruders: „die Bekanntschaft desselben mit Moses wäre durch das Schachspiel entstanden, vermittelst eines gewissen Isaac." Dies habe ich nie gehört. Ich zweifle auch, daß der große Schachspieler Isaac Heß (denn der ist wohl unfehlbar gemeint) im Jahre 1754 schon in Berlin, und mit Lessing bekannt gewesen ist. So viel ich mich erinnere, kam er später, erst im siebenjährigen Kriege, nach Berlin.

Durch Dr. Gumperz, der einige Zeit lang Secretär bei dem Präsidenten Maupertuis gewesen war, wurde Moses Mendelssohn auch mit diesem französischen Philosophen bekannt.

II.

Der Herr Kammerrath von Breitenbauch, welcher zu Bucha im Altenburgischen noch lebt, und durch verschiedene Schriften bekannt ist, war damals als ein junger Mann ein vertrauter Freund Lessing's. Er hielt sich verschiedene Jahre in Berlin auf, und liebte die Künste, zeichnete und radirte recht artig. Ungefähr zu Ende des Jahres 1756, oder zu Anfange des Jahres 1757, wollte ich mit Lessing gemeinschaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und auf die Reimer aus seiner Schule machen, die Poeten heißen wollten. Lessing hatte den Plan gemacht; jeder von uns setzte eine komische Scene hinzu, wie sie ihm etwa einfiel, und ich nahm es auf mich, ihn in Knittelversen auszuführen, wovon vielleicht unter meinen alten Papieren noch ein Paar Bogen liegen mögen. Die Idee war ungefähr folgende: (Ich will sie anführen, weil es doch ein Lessingischer, obgleich jugendlicher, Plan ist.) Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie verfolgt und aus Deutschland vertrieben werden sollen. Er reitet also aus, gerüstet wie ein fahrender Ritter, mit einem seiner damals bekannten Jünger, als Schildknappen, um diese Ungeheuer zu zerstören. Auf diesem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Abenteuer. Zuletzt kommen sie nach Langensalze, gerade zu der Zeit, da daselbst das Gregoriusfest

gefeiert wird. Gottsched sieht die als Engel ausgekleideten Kinder für Klopstockische Seraphe an, und beschließt sogleich, auf diese seine Feinde mit Schwert und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom bösen Feinde besessen, der sie zu dem Unfuge triebe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottsched und sein Gefährte werden ins Gefängniß gesetzt; es wird über sie Gericht gehalten, und sie werden verdammt, als Hexenmeister verbrannt zu werden. Im Gefängnisse wird ihnen ein Prediger geschickt, sie zum Tode zu bereiten. Es findet sich, daß dieser ein großer Verehrer des Messias ist; und als er die wahre Ursache erfährt, warum sie auf Abenteuer ausgegangen sind, geräth er in solchen Eifer, daß er sie ohne fernern Besuch will sterben lassen. Glücklicher Weise kommt Klopstock selbst nach Langensalze, um seine Kousine Fanny wieder zu sehen. Er hört von der Geschichte, und geht sogleich hin, um Gottsched und dessen Schildknappen zu befreien. Er stellt dem Richter vor, daß diese Leute den Seraphen gar nichts schaden könnten, und daß sie nichts weniger, als Hexenmeister wären. Dabei stellt er vor: sie zu verbrennen, würde ganz unmöglich seyn; denn sie wären dermaßen aus lauter wässerigten Theilen zusammengesetzt, daß durch sie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöscht werden. Der Richter schenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopstock

das Leben; doch, sagt er, müsse gesorgt werden, sie in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie nicht ferner Schaden thäten. Darauf wird Gottsched der Zucht seiner Frau, und der Schildknappe seinem Vater anvertraut, die dafür zu sorgen schuldig seyn sollen, daß beide künftig weder reiten, noch reimen würden.

Das ganze Ding war mehr ein lustiger Einfall, mit welchem wir uns eine Zeitlang herum trugen, als daß es jemals Ernst gewesen wäre, ihn ganz auszuführen und öffentlich bekannt zu machen. Ich würde auch jetzt nichts davon sagen, wenn ich glaubte, daß nach so langer Zeit jemand Anstoß daran nehmen könnte.

Es hatte indeß damals schon jemand einige drollige Zeichnungen zu diesem komischen Heldengedichte gemacht. Ich glaube mich zu erinnern, daß es der Hr. von Breitenbauch war. Er kann sich dessen aber nicht entsinnen, wie er mir vor einigen Jahren schrieb. Folgende Scene schwebt mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe von wandernden Komödianten. Gottsched fragt: spielt Ihr denn nicht auch meinen Cato? Allerdings, sagen die Komödianten; dies ist, nebst der Haupt- und Staatsaktion von Karl dem XII. und Hanswurst dem XII. unser hauptsächlichstes Stück, wenn wir ernsthaft für Leute von Geschmack spielen. Aber dies Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; denn unsere Lu-

stige Person, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt. „Das soll die Aufführung nicht hindern; denn so will ich die Porcia machen.“ Ich erinnere mich noch, wie komisch sich auf der Zeichnung die große dicke Figur in römischen Weiberkleidern ausnahm. Sie war vorgestellt im zweiten Auftritte des zweiten Aufzugs, wo sie zu sagen hat:

Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein,
Je mehr ich nach dir seh', je stärker muß sie seyn.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen;
So nimm die Antwort an: Ich kann dich gar nicht hassen.

Diese Verse sollten unter den Kupferstich gesetzt werden. Vor der Porcia saß im Einhelferloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe, als Einhelfer, an den die Rede gerichtet schien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu sehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend.

III.

Die kleine Schrift: Pope ein Metaphysiker schrieben Lessing und Moses in Gesellschaft. Die Veranlassung war, daß die Akademie der Wissenschaften zu Berlin im J. 1754 zur Preisfrage aus-

gesetzt hatte: „Eine Untersuchung des Popeschen Systems, welches in dem Satze: Alles ist gut, enthalten ist.“ Da die Akademie wirklich eine Schwäche verrathen hatte, indem sie einem Dichter ein philosophisches System zuschrieb, und noch eine größere Schwäche, indem sie meinte, Pope habe gesagt: Alles ist gut, da er doch gesagt hatte: Was ist, ist recht,

— whatever is, is *right*;

so glaubten beide Freunde, diese wirklich interessante kleine Schrift würde viel Aufsehn machen. Aber es ging ihnen beinahe so wie Georgen, dem Sohn des Vicar of Wakefield. Er schrieb Paradoxen. Der Vater fragte: Nun, was sagte die Stadt zu deinen Paradoxen? Antwort: Nichts!

IV.

Der Hr. Naumann, der hier und sonst einigemal erwähnt wird, ist Naumann der Bauzner, durch sein Heldengedicht Nimrod doom'd to eternal fame. Er war von Jugend auf Lessing's guter Bekannter und Freund gewesen. Er war ein nicht ganz unfähiger, aber seltsamer Kopf und ein allzeitfertiger Schreiber, ohne alles Talent, aber von einem sehr redlichen und guten Charakter. Er hielt sich in Berlin damals einige Jahre auf, und schrieb verschiedene Wochenblätter, unter denen eins in mehreren Bänden, der Vernünftler betitelt, nebst anderen Schriften. Er lebte sehr kümmerlich, war aber

immer zufrieden. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen sehr angenehmer Stunden mit Naumann und Prof. Kies, dem Astronomen (der in Tübingen starb),*) einem sehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer sehr kleinen Stube, die Lessing in einem sehr kleinen Hause, auf dem Nicolai-Kirchhofe in Berlin, damals bewohnte. Ich gehe nie vor diesem kleinen Hause vorbei, ohne mich der ehemaligen glücklichen Stunden zu erinnern. Naumann ließ damals in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt: Über Verstand und Glück, welche er Lessingen dedicirte. Als er Lessingen seine Schrift brachte, rief ihm dieser zu, sobald er den Titel sah: „Mensch! wie kannst du von zwei Sachen schreiben, die du nie gehabt hast!"

V.

Die Komödie, welche Lessing aus Goldoni's Erede fortunata machen wollte, ward damals nicht gedruckt, sondern der Druck erst im Jahre 1758 angefangen. Im J. 1755 waren Goldoni's Komödien in Deutschland noch ganz unbekannt. Ich machte daher in der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausführliche Auszüge daraus. Da ich im III. Bande S. 115. untern andern die Erede fortunata anzeigte, und bemerkte, daß es darin ziemlich verwirrt zugehe, wachte Lessing's Idee wieder auf. Er schrieb mir

*) S. meine R. B. XI. Theil, S. 159.

(in einem verlorenen Briefe): Er wundere sich, daß ich gerade dieses Stück hätte tadeln wollen. Ihm hätte es so wohl gefallen, daß er daraus ein anderes Stück zu machen angefangen habe, welches nächstens solle gedruckt werden. Freilich! Ich hatte das Stück beurtheilt, so wie es war; aber Lessing nach dem, was ein Mann wie Er aus dem Sujet machen könnte. In seinem theatralischen Nachlasse (s. 23. Bd. S. 80 f.) steht sein Plan, woraus man deutlich sieht, daß er das Stück ganz anders bearbeiten wollte. Gleich die erste Scene ist interessanter angelegt, als die Eröffnungsscene beim Goldoni. Für einen Anfänger in der theatralischen Kunst wäre die Vergleichung dieses Plans mit dem von Goldoni lehrreich. Aber unsere Anfänger halten es für überflüssig, zu studiren! Wenn ihr erstes Stück auf die Bühne gebracht wird, und auch die Hälfte der Scenen schülerhaft angelegt ist, dünken sie sich schon mehr, als Lessing. Ein Sujet auf verschiedene Art zu wenden, verschiedene Plane zu versuchen, und deren Wirkung zu prüfen, ehe sie Einen ausführen, daran denken sie nicht. Und doch ist Lessing durch Studium geworden, was er war.

An der angezogenen Stelle des theatralischen Nachlasses findet man auch den im J. 1758 gemachten Abdruck des ersten Bogens der glücklichen Erbin. Wegen dieses Stücks veruneinigte sich Lessing mit dem Buchhändler Reich in Leipzig. Reich hatte Lessing's Bekanntschaft durch ihren gemein=

schaftlichen Freund, Hrn. Weiße, gesucht, und nach einiger Zeit gab dies Gelegenheit, daß Lessing versprach, ein Bändchen von sechs Komödien im Weidemannischen Verlage herauszugeben. Die oben erwähnte kleine Veranlassung von meiner Recension hatte ihm seinen vor ein Paar Jahren gemachten Plan der glücklichen Erbin wieder lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Es bedurfte bei ihm eines solchen Anstoßes, um gewisse Ideen geschwind zur Ausführung zu bringen. Er machte sich an die Arbeit, und es wurden bald zwei Bogen gedruckt. Reich war ein guter Mann, und besonders ein guter Kaufmann: oft sehr billig und gefällig, aber gemeiniglich auch zu sehr Kaufmann, und dabei sehr hastig und rechthaberisch. Er begegnete seinen Autoren nicht allemal mit der nöthigen Delikatesse. Lessing hatte die Fortsetzung der Komödien seit einiger Zeit unterlassen. Lessing's Entschuldigung lag in seinem Charakter. Er sagt selbst in einem Briefe an Moses: „Ich kenne mich selbst; ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will." Lessing's Freunde wußten das; aber Andere freilich beurtheilten ihn nicht so gelinde. Reich verlangte die Fortsetzung des Abdrucks mit dem lebhaftesten Ungestüm, der ihm nach und nach gewöhnlich ward, so daß er dessen Beschaffenheit, und sein Verhältniß zu dem, mit dem er sprach, nicht allemal fühlte. Die Folge des Streits war, daß Reich die zwei gedruckten Bogen so komplett ins Makulatur

warf, daß ihm nicht einmal einfiel, ob ein Paar Bogen von Lessing verdienten, wenigstens als eine Seltenheit aufgehoben zu werden. Nach wenigen Jahren, als ich die wahren Umstände der Geschichte erfuhr und von den Bogen wenigstens ein Exemplar retten wollte, hatte Reich auch nicht Ein Exemplar verwahrt. Vom Buchdrucker Saalbach erhielt ich ein Exemplar des ersten Bogens, das er für sich bewahrt hatte, erfuhr aber, daß der zweite Bogen nicht abgedruckt, und die Formen, auf Reichs Verlangen, wieder abgelegt worden. Es war, nach vielem Nachsuchen, das auf meine Bitte geschah, nicht einmal einer der Korrekturbogen zu finden. Dieser zweite Bogen ist also ganz verloren.

Daß das Stück wirklich von der Koch'schen Gesellschaft aufgeführt worden, wie Lessing in diesem Briefe verspricht, habe ich nicht gehört, und er hat es wahrscheinlich nie ganz ausgearbeitet. Es kam ohnedies die Reise dazwischen.

VI.

Der Lieutenant Jacobi von der Artillerie war ein trefflicher Kopf und vorzüglicher Mathematiker. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er ward bei der Belagerung von Olmütz erschossen, als er eben eine Kanone richten wollte. Zu Ende des Jahres 1755 ward, durch Veranlassung des kürzlich verstorbenen Abbts Resewitz, welcher damals Kandidat in Berlin war, ein Kaffeehaus für eine

geschlossene Gesellschaft von hundert Personen, meistens Gelehrten, in Berlin angelegt, wovon Jacobi auch, so wie Moses und ich, ein Mitglied war. Alle vier Wochen ward von einem Mitgliede eine Abhandlung vorgelesen, wobei sich die Gesellschaft um das Billiard herum zu stellen pflegte. Ich erinnere mich, daß der noch lebende Hr. Johann Albrecht Euler eine tiefsinnige mathematische Abhandlung über das Billiard daselbst vorlas, betitelt: Von der Bewegung zweier Kugeln auf einer horizontalen Fläche. Auch las da Resewitz seine Abhandlung vom Genie vor; deßgleichen ward Moses Abhandlung vom Wahrscheinlichen bei Gelegenheit dieser Gesellschaft entworfen und daselbst vorgelesen. Hr. Wilke, nachheriger Sekretair der schwedischen Akademie der Wissenschaften, las in dieser Gesellschaft ein Collegium über die Elektricität, wozu er einen trefflichen Apparat anschaffte, den er bei seiner Abreise der Gesellschaft hinterließ. Einst spielten gedachter Hr. Joh. Albrecht Euler, der obengedachte Dr. Gumperz und der Lieutenant Jacobi in dieser Gesellschaft Tarock. Sie hatten, ich weiß nicht welches Mißverständniß über die gespielten Tarocke, und nahmen Moses, der eben in der Nähe stand, zum Schiedsrichter. Moses rief aus: „Welches Wunder! Drei Mathematiker können nicht richtig Ein und zwanzig zählen!" — Diese angenehme Gesellschaft ging nach und nach ein. Beim Anfange des siebenjährigen Krieges gingen

mehrere Mitglieder zu Felde, z. B. der ebengedachte Lieutenant Jacobi, der nachher in der Schlacht bei Roßbach so berühmt gewordene Oberst Möller von der Artillerie. Lüdke, der nachher vortheilhaft bekannt gewordene Theologe, ging als Feldprediger weg. Andere verließen Berlin durch auswärtige Beförderungen, z. B. Euler, Äpinus, Wilke, Resewitz, Bamberger, und endlich Müchler, welcher an der ersten Errichtung viel Theil gehabt hatte. Martini verließ diese Gesellschaft, und errichtete nachher eine eigene naturforschende Gesellschaft. Die Gesellschaft ward zu klein, um die Kosten zu tragen; und da die meisten Gelehrten weg waren, so schien den übrigen die Konversation nicht interessant genug.

VII.

In Moses Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit kommt etwas Kalkul vor. Gegen das Ende der Abhandlung, da, wo der Verfasser diejenigen Philosophen widerlegte, welche das aequilibrium indifferentiae annehmen (s. Moses philosophische Schriften II. Theil S. 279), thut er dar: aus ihrer Meinung würde folgen: „der Grad der göttlichen Präscienz sey = 0 (null).“

Moses las diese Abhandlung nicht selbst vor, weil er sich den mündlichen Vortrag aus Bescheidenheit nicht zutraute. Derjenige, den Moses ersucht hatte, das Vorlesen zu übernehmen, machte einen lustigen Fehler, worauf die Stelle S. 53. des Brief-

wechsels zielt. Als der Vorleser an die oben angezeigte Stelle kam, las er anstatt Null — O. — Auf dieses ganz unvermuthet sehr vernehmlich ausgesprochene O! sahen sich alle Zuhörer an, und einige lachten; denn in der Abhandlung kommt zwar a. b. n. x. y. vor, aber kein o.

Es hielt sich damals einige Jahre lang in Berlin ein Schottländer Namens Middleton auf, den man für einen jüngern Sohn einer gräflichen Familie hielt. Es war ein etwas seltsamer und launiger junger Mann, der aber viele treffliche Eigenschaften hatte. Er studirte mit großem Eifer die deutsche Litteratur, und sprach zuletzt nicht nur Deutsch beinahe so gut wie Engländisch, sondern schrieb auch in unserer Sprache. Er übersetzte Moses Briefe über die Empfindungen ins Engländische, und schrieb in deutscher Sprache einen Roman in Briefen, den er mir der Sprache wegen durchzusehen gab, worin ich überaus wenig Sprachunrichtigkeiten zu verbessern fand, obgleich freilich der Ausländer hin und wieder zu merken war. Er war ein eifriges Mitglied der oben beschriebenen Gesellschaft, in deren Zusammenkünften er selten zu fehlen pflegte; besonders an Tagen der Vorlesung. Er kam an dem Tage, da die Abhandlung vom Wahrscheinlichen vorgelesen ward, eben, als die Vorlesung anging. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, stellte er sich neben Moses, und fragte denselben leise: Von wem die Abhandlung sey? Moses winkte ihm, die Vor-

lesung nicht zu unterbrechen, und zeigte auf den Vorleser, als Verfasser. Middleton schüttelte den Kopf, weil er dem Vorleser eine solche Abhandlung nicht zutrauen mochte. Er hörte ferner aufmerksam zu, und nachdem noch ein Paar Seiten vorgelesen waren, raunte er seinem Nachbar Moses ins Ohr: Er sey der Verfasser, und möchte es nur nicht leugnen. Moses schüttelte abermals den Kopf, und wies auf den Vorleser, daß dieser der Verfasser sey. Als nun endlich das O! ertönte, war Middleton der erste, welcher laut auflachte. Und nun ward Moses von ihm gefragt: ob er noch leugnen wollte, der Verfasser zu seyn?

VIII.

Der hier erwähnte Hr. Äpinus war damals Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und ging nachher nach Petersburg als Direktor der Normalschulen im Russischen Reiche, mit dem Titel als Staatsrath, und starb zu Dorpat im J. 1802. Er war auch Mitglied des obengedachten gelehrten Kaffeehauses.

IX.

Dr. Pauli in Hamburg, ein ganz seltsamer Schriftsteller. Man s. auch Lessing's Antwort an Moses Mendelssohn. (Nr. 30. des Briefwechsels.)

X.

Die beiden Gelegenheitsgedichte von mir, die Lessing hier erwähnt, waren auf die Hochzeit des berühmten Malers Hrn. Bernhard Rode.

XI.

Moses hatte alle Theile der Mathematik gründlich studirt, und auch die mathematische Musik in L. Euler's großem Werke. Dadurch kam er auf den Gedanken, sich auch einige Kenntniß von der praktischen Musik erwerben zu wollen. Er ließ sich im Jahre 1756 von dem Musiker Kirnberger Unterricht im Klavierspielen geben. Kirnberger dünkte sich, ein philosophischer Musiker zu seyn. Er hatte auch wirklich über seine Kunst mehr nachgedacht, als andere Musiker. Indessen hatte er doch von vielen Dingen nicht deutliche, noch weniger philosophisch richtige Begriffe. Da er gar keine Schulstudien besaß und wenig gelesen hatte, so fehlten ihm manche nöthige Kenntnisse, die er sich durch Umgang mit Gelehrten erst mit vieler Mühe erwerben mußte; daher konnte er zuweilen ziemlich gemeine Dinge nicht deutlich aus einander setzen. Gelehrte, welche sich mit ihm darüber verständigen wollten, mußten seinen Sinn errathen; daher auch Sulzer, der von der Musik gar nichts verstand, und Kirnbergern nachher bei seinem Wörterbuche brauchte, in ein Paar musikalischen Artikeln (in der ersten Ausgabe) ganz falsch gerathen hat. Kirnberger unterhielt sich mit Moses über den philosophischen Theil der Musik. Moses glaubte ihn zu verstehen, weil sein eigener Scharfsinn Kirnberger's Undeutlichkeit ersetzte, und Kirnberger hingegen versicherte, daß Moses alles

Musikalische trefflich fasse. Im Anfange der Unterweisung wollte Kirnberger seinem Schüler Moses die verschiedenen Taktarten erklären. Über den Unterschied von $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ Takt konnten sie sich nicht verständigen. Moses fragte: „Wie es zugehe, daß $\frac{3}{4}$ nicht $\frac{6}{8}$ machen sollten?" Kirnberger sagte: „weil der eine ein Tripeltakt und der andere ein gerader Takt ist." „Aber warum? und wie geht das zu?" fragte Moses weiter. Kirnberger setzte sich ans Klavier, spielte ihm $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ gegen einander vor, und sagte belehrend: „Nicht wahr, nun hören Sie doch, daß das erstere Tripeltakt ist?" — „Nein! sagte Moses, ich kann keinen Unterschied hören." Kirnberger spielte beide Taktarten wohl auf sechserlei Art; es blieb aber mit dem Schüler, wie vorher. Endlich sagte Kirnberger ungeduldig: „Ich kann nicht begreifen, wie Sie ein Mathematiker seyn und nicht $\frac{3}{4}$ abmessen können, daß es ein Tripeltakt ist?" Moses sagte lächelnd: „Als Mathematiker kenne ich keine $\frac{3}{4}$, die nicht $= \frac{6}{8}$ wären; aber da dies in der Musik unterschieden seyn soll, so fange ich an zu glauben, daß ich kein musikalisches Ohr habe, um den Unterschied zu empfinden." Der Unterricht endigte sich in ein Paar Monaten; doch trug Moses Eine Mennet davon, die er ziemlich langsam auf dem Klaviere spielen lernte. „Es ist sonderbar, sagte er lächelnd; ich kann den Tripeltakt spielen, aber nicht hören!"

XII.

Lessing hatte Burke vom Erhabenen übersetzt, und wollte dies Buch mit Anmerkungen herausgeben. Es ist sehr zu bedauern, daß er diesen Vorsatz nicht ausgeführt hat.

XIII.

Mit dem in Nr. 45. des Briefwechsels erwähnten Esquire bin ich gemeint. Als mein ältester Bruder die Buchhandlung übernommen hatte, zog ich mich zurück, und lebte sehr frugal von einem nur mäßigen Einkommen, um fleißig zu studiren. Dieses ruhige Leben währte anderthalb Jahr. Ich wohnte ganz in der Nachbarschaft von Moses in einem Hause, das wir unser Haus zu nennen pflegten. Es hatten darin nach einander Ramler, Mylius, Lessing und ich gewohnt; zuletzt kaufte es Moses, und bewohnte es bis an sein Ende.

XIV.

Der Schluß des 46sten Briefes ist ohne folgende Erläuterung ganz unverständlich: Moses hatte in des ersten Bandes zweitem Stücke der Bibliothek der schönen Wissenschaften eine Abhandlung über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften eingerückt. Diese Materie war oft der Gegenstand unserer Unterredungen, und wir kamen bei diesem lehrreichen Gedankenwechsel in einen freundschaftlichen Streit, weil ich Verschiedenes, besonders in Anwendung auf die schönen Künste, aus

einem ganz andern Gesichtspunkte ansah, als mein Freund Moses. Ich wollte erst eine zweite Abhandlung über diese Materie schreiben; hernach aber überlegte ich, es würde besser seyn, daß jeder von uns beiden die Sache aus seinem eigenen Gesichtspunkte betrachtete. Ich schlug also vor, wir wollten einander Briefe schreiben, worin jeder seine Gründe vortrüge, und die Gründe des Andern nach seiner Art widerlegte, ungefähr wie in Moses Briefen über die Empfindungen. Unsere Briefe wollten wir dann an Lessing schicken, der uns auch antworten, und auf diese Art an der Aufklärung der uns so interessanten Materie Theil nehmen sollte. Wir glaubten, so ein lehrreicheres Buch zusammen zu bringen, als wenn jeder eine Abhandlung schriebe. Moses billigte diesen Vorschlag ungemein. Ich schlug vor, daß wir die Briefe mit antiker Simplicität zu schreiben suchen, und griechische Namen unterzeichnen sollten; für Moses schlug ich den Namen Euphranor vor, für mich Kalophil, und für Lessing Theophrast. Moses schrieb, dieser Idee zufolge, gleich an mich den ersten Brief. Ich war eben beschäftigt, denselben zu beantworten, als ich einen Brief an Lessing schrieb, der gleich so vielen anderen verloren gegangen ist. Darin gab ich ihm von unserm Vorhaben, doch nur auf eine versteckte Art, Nachricht, um ihn neugierig zu machen. Ich schrieb ihm zugleich: er werde den Namen Theophrast annehmen müssen. Als Lessing kurz darauf nach

Berlin kam, gaben wir ihm unsere beiden Briefe. Wir schwatzten sehr oft und sehr viel über alle zu diesem Gegenstande gehörigen Materien....

Theophrast aber schrieb keinen Brief, und unsere beiden sind wahrscheinlich mit seinen Papieren, die er zu verschiedenen Zeiten verloren hat, auch verloren gegangen.

XV.

Moses hatte von dem Charakter des im siebenjährigen Kriege so bekannt gewordenen Münz-Entrepreneurs Heyne Veitel Ephraim des Vaters, keine gute Meinung. Die Kontrakte über das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes waren vom Könige dem General von Tauenzien aufgetragen, und folglich hatte Lessing unmittelbar damit das Meiste zu thun. Moses haßte diese Münz-Entreprise aufs äußerste; weil er sie für das hielt, was sie war: für unrecht. Er wollte auch nicht das geringste damit, selbst nur mittelbar, zu thun haben, ungeachtet ihm der alte Ephraim sehr glänzende Vorschläge that, um ihn dabei zu brauchen. Außer der eigentlichen Unternehmung selbst, die er für höchst unrecht hielt, waren ihm auch die Nebenintriguen, wodurch oft dieses und jenes eingeleitet, und durch die dritte oder siebente Hand erlangt wurde, sehr verhaßt. Daher warnte er seinen Freund Lessing. Lessing hat sich auch, wie jeder bezeugt, der von den Sachen weiß, höchst billig, gerade und uneigennützig bei diesem Geschäfte betragen.

XVI.

Bloch ist der durch sein großes Werk von den Fischen berühmte Dr. Bloch. Neugebauer, aus Schlesien gebürtig, war ein schaler Kopf und sehr zudringlicher Mensch. Er hat schlechte Fabeln, und ich denke, auch fürs Theater schlechte Stücke geschrieben. Er ging in der Folge nach Wien, wo er eine Zeitlang eine Art von Rolle als Gelehrter spielen wollte, und auch, so viel ich weiß, starb.

XVII.

Moses meint den sinnreichen philosophischen Roman des Abu Dschafar Ebn Tofail, den Herr Hofrath Eichhorn unter dem Titel: der Naturmensch, oder Geschichte des Hai Ebn Joktan, übersetzt hat.

XVIII.

Moses Mendelssohn ließ zum Besten seiner Nation eine Logik in hebräischer Sprache drucken. Der hebräische Titel ist: מלות ההגיון (milles hhigojon): Sprache der Vernunft, oder Kunstwörter der Logik. Es ist eigentlich ein Werk des Maimonides, der darin die Kunstwörter der Logik nach dem Aristoteles erklärt. Moses fand, daß die Erklärungen theils zu kurz, theils durch spätere rabbinische Erklärer waren mißverstanden, und zu ganz unrichtigem Gebrauche angewendet worden. Das Ansehn, worin Maimonides bei seiner Nation steht, ist sehr groß. Daher übernahm es mein

sel. Freund, des Maimonides Erklärungen nochmals zu erklären, und, wie es seine Gewohnheit bei Abfassung hebräischer Schriften war, bei dieser Gelegenheit mehrere Wahrheiten der neuern Philosophie, besonders der Wolfischen, mehr in Umlauf zu bringen. Diese hebräische Logik ist viermal gedruckt. Das Manuscript der ersten Ausgabe, von welcher hier die Rede ist, schenkte Moses einem armen reisenden jüdischen Gelehrten und Mathematiker, R. Samson Kalir, aus Jerusalem gebürtig; damit er durch dessen Verkauf sich einigen Vortheil schaffen möchte. R. Samson ließ das Werk im J. 1761 in Frankfurt an der Oder in 4to drucken, und gab sich keck für den Verfasser aus, worüber Moses nur lächelte. Diese Ausgabe hat außer dem hebräischen auch einen lateinischen Titel: Logica Mosis Maimonidis cum explicatione R. Samson Kalir, atque Censura amplissimae Facultatis philosophicae Academiae Francofurtanae. R. Samson Kalir versteckte in seiner hebräischen Vorrede die Anmaßung, daß er Verfasser sey, sehr schlau, unter einer unbestimmten orientalischen Wendung. Er sagt in der gedachten Vorrede: „Gott hat mir eine Erklärung in die Hände geführt, die noch nie öffentlich erschienen ist." Auch steht der Name des R. Samson Kalir nur im lateinischen Titel, nicht im hebräischen. Eben so fein zog sich auch der Censor, Hofrath Steinwehr, aus der Sache. Da sich seine Kenntniß des Hebräischen wohl

nicht eben viel weiter, als auf die Kenntniß der Buchstaben erstrecken mochte, und er doch die Erlaubniß geben sollte, ein Buch zu drucken, dessen Inhalt er nicht wohl wissen konnte, so rühmt er zwar in der vorangesetzten Erlaubniß, welch ein πολυγλωττος der R. Samson Kalir sey, versteckt aber seine Verlegenheit gar künstlich. Nachdem er die Absicht des Buchs und der Anmerkungen angezeigt, setzt er hinzu: „Quod omne cum religioni, pietati, bonisque moribus quomodocumque adversa continere *intellexerimus* nihil, *nihil etiam prohibere censuimus*, quo minus in lucem illud conspectumque proferatur.“ Diese Censur ist doch etwas besser motivirt, als die des Claude Morel, Doktors der Sorbonne, der in seiner Erlaubniß, eine Übersetzung des Koran zu drucken, der hergebrachten Formel gemäß, versicherte: qu'il n'y avait rien trouvé contre la religion catholique. — Die zweite Auflage ward in Berlin 1765, ohne Namen des Verfassers, in 4to gedruckt, und von Hrn. Bär Löwe Levy, einem Studiosus der Medicin, herausgegeben. Endlich, auf der dritten, auch in Berlin 1784. in 4to gemachten Ausgabe, nannte sich Moses Mendelssohn als Kommentator, fügte auch eine Vorrede hinzu, und verbesserte das Werk an mehreren Orten. Der Herausgeber dieser dritten Ausgabe war Hr. Aaron Zacharias, aus Jaroslaw gebürtig, welcher nachher Lehrer bei einer Normalschule in Galizien war. Die vierte Ausgabe er-

schien zu Berlin im J. 1793. in gr. 8. Der Herausgeber ist Rabbi Isaak Levi, aus Sattanow, der seit vielen Jahren in Berlin lebte, und von seiner Nation als ein großer Gelehrter verehrt ward. Er hat diese Ausgabe mit Zusätzen vermehrt, die, nach dem Urtheile der Kenner, guten Werth haben sollen.

XIX.

Moses ließ damals auf eine gewonnene Schlacht (vermuthlich auf die bei Roßbach) eine Dankpredigt, unter dem Namen des damaligen Rabbiners der Judenschaft zu Berlin drucken. Sie ist ganz verloren gegangen, so daß auch kein einziger von seinen Freunden ein Exemplar hat. Ich kann mich nur noch erinnern, daß diese Predigt in 4to gedruckt war. Sollte sie jemand besitzen, so würde er mich durch die Mittheilung derselben ungemein verbinden. Eben so machte Moses hernach im J. 1763 eine schöne Friedenspredigt, welche unter dem Namen des Rabbiners Aaron Mosessohn in meinem Verlage gedruckt ward. Moses setzte, weil er nicht bekannt seyn wollte, und aus Scherz, auf den Titel: Ins Deutsche übersetzt von R. S. K. Denn, sagte Moses, da Rabbi Samson Kalir sich meine hebräische Logik zugeeignet hat, so mag er nun auch meine Predigt auf sich nehmen. Diese Predigt ward kurz darauf auch hebräisch und deutsch von Hartog Leo herausgegeben, und 1793 ward sie hebräisch in die hebräische Wochenschrift, der Sammler, eingerückt.

XX.

Moses meint Ephraim und die übrigen Münzunternehmer. Das Einzige, was er ihnen zu Gefallen that (da er sonst schlechterdings abschlug, ihnen zu ihren Unternehmungen auf irgend eine Art Rath zu geben), war, daß er zu ein Paar Denkmünzen auf Schlachten, die sie prägen ließen, die Erfindungen an die Hand gab. Er hatte auch noch einen vortrefflichen Gedanken, der aber leider nicht ausgeführt ward. Moses überlegte, daß goldene und silberne Gedächtnißmünzen gewöhnlich in den Schmelztiegel kommen. Es fehlte damals ganz an Scheidemünze. Man hatte fast nichts, als die unter sächsischem, bernburgischem und anderen Stempeln geprägten Achtgroschen-Stücke. Um also Denkmünzen auf Friedrich den Großen sicherer auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich den damals in Deutschland fast allgemeinen Enthusiasmus für ihn noch mehr zu verbreiten, schlug Moses den Münzunternehmern vor, kupferne Ein- und Zweigroschenstücke von der Größe eines kupfernen Dreiers und größer zu prägen. Auf der rechten Seite aller sollte der Zahlungswerth angezeigt werden. Der Kehrseiten sollten aber so mancherlei seyn, als die verschiedenen denkwürdigen Thaten Friedrichs des Großen. Diese Kehrseiten sollten mit antiker Simplicität erfunden, und von guten Künstlern gezeichnet und geschnitten werden. Es sollten also diese Stücke gangbare Scheidemünzen, und auch eine Folge von Denkmün-

zen auf die Thaten Friedrichs des Großen, und besonders auf Begebenheiten des siebenjährigen Krieges seyn. Den Münzunternehmern hatte Moses diese Idee dadurch angenehm gemacht, daß er ihnen vorstellte, es würde von dieser Scheidemünze eine ungeheuer große Menge können ausgeprägt werden. Denn Jedermann in ganz Deutschland würde eine solche Folge von Denkmünzen für so geringen Preis gern behalten, und wenn auch wieder gutes Geld geschlagen würde, werde man Scheidemünzen dieser Art auch in gutem Gelde sehr gern für voll nehmen. Die Münzunternehmer waren bereit, die Kosten herzugeben. Aber ein unglückliches Mißverständniß mit dem verstorbenen W. Meil, welcher die Zeichnungen zu den Kehrseiten, die Ramler, Moses und auch ich erfinden wollten, zeichnen sollte, war Ursache, daß dieses schöne Unternehmen nicht zu Stande kam.

XXI.

Moses hatte im X. Theil der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, Rousseau's neue Heloise umständlich angezeigt, und dabei auch mit Recht von der deutschen Übersetzung geurtheilt, daß sie ganz elend und schülerhaft sey. Der Übersetzer, Mag. Wichmann, schrieb einen ganzen Band, um sich zu vertheidigen, unter dem Titel: Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter &c. Was das Possierlichste war, so mischte er mitten unter sein Schimpfen auf die Litteraturbriefe, als ein verwirrter Crusianer, eine ernsthafte, aber ganz tolle

Abhandlung, von den Staatsstreichen des Teufels, von der Regierungsform der Hölle, und wie der Teufel nicht nur Krieg und Pest, sondern auch bei den armen Übersetzern Hypochondrie errege, u. s. w. — Hierauf bezieht sich diese Stelle in Moses Briefe. Man s. auch die Litteraturbriefe Th. XIII. S. 150. 163. Auch des berühmten Kästner's Aufmerksamkeit hat dieser Übersetzer durch seine possierliche Vertheidigung und possierliche Teufelsphilosophie auf sich gezogen. Er machte auf ihn folgendes Sinngedicht: (s. Kästner's vermischte Schriften II. Th. S. 360.)

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kommt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden, und — übersetzt durch dich.

XXII.

Der französische Mathematiker Fermat hat bekanntlich den griechischen Mathematiker Diophantus mit einem Commentar herausgegeben.

Hr. Abraham Wolf, auch Abraham Rechenmeister genannt, der dieses Buch von Lessing verlangte, war ein großer Kenner der Mathematik, und hatte dabei eine bewundernswürdige Fertigkeit, auch die schwersten Rechnungen im Gedächtnisse zu rechnen. Er war übrigens ein cynischer Philosoph,

der nur Brot und Wasser brauchte, und allenfalls sein Wasser aus der hohlen Hand trank. Sein Gemüth war kindlich naiv und dabei äußerst bieder und redlich. Er hat mathematische Bücher in hebräischer Sprache geschrieben. Er starb vor einigen Jahren in Berlin.

In demselben (61sten) Briefe ist noch von Bonnet's Briefen und von Lavater die Rede. Dies waren zwei Briefe des berühmten Bonnet an Moses, Lavater's Aufforderung an den Letztern betreffend. Ich mag von diesen Briefen hier weiter nichts sagen. Ganz aufrichtig und gerade hatte Bonnet gegen Moses nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen einen Juden könne man sich schon etwas erlauben. S. 255. sagt Lessing etwas davon, aber bei weitem nicht alles. Bonnet's Betragen machte ihm auf keine Weise Ehre.

Es ist in Zürich Sitte, daß die Kandidaten der Theologie, welche auf Reisen gewesen sind, dem dortigen Konsistorium in lateinischer Sprache einen Bericht erstatten müssen, von dem, was sie Merkwürdiges gesehen haben. Lavater hatte auch einen solchen Bericht eingegeben, und ein vorschneller Mensch (man sagte, es sey Dr. Zimmermann gewesen) hat ihm den übeln Dienst gethan, eben da Lavater's unbesonnene Aufforderung so viel Aufsehn machte, die Stelle, Moses Mendelssohn betreffend, die ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die damals in Jena herauskommende gelehrte Zeitung (1770. 82stes St.) ein-

rücken. Es kann nichts ungereimter seyn, als dieser Bericht, der ein Beweis war, wie schlecht sich, damals wenigstens, Lavater zum Beobachter qualificirte. Er hatte in Moses alles gesehen, was er in ihm sehen wollte, sogar daß dieser einen geistigen Messias erwartete, welches denen, die Moses Gesinnungen und Art zu denken nur einigermaßen kannten, lächerlich seyn mußte. Lavater ließ hernach, da Moses sich gegen ihn darüber beschwerte, und er alle Gelegenheit zu fernerm Streite vermeiden wollte, eine Art von Erklärung in die Jenaische Zeitung einrücken, daß die Bekanntmachung ohne sein Vorwissen geschehen sey, welches man auch, zu seiner Ehre, glauben muß. Er sagte aber auch, dieser Aufsatz sey nicht von ihm, sondern von einem seiner vormaligen Reisegefährten verfaßt. Wenn dieses wahr ist, so wundert mich nur, daß er wegen der Bekanntmachung dieses Aufsatzes so viel Entschuldigungen machte. Er hätte bloß sagen dürfen: was ich nicht geschrieben habe, geht mich nichts an.

XXIII.

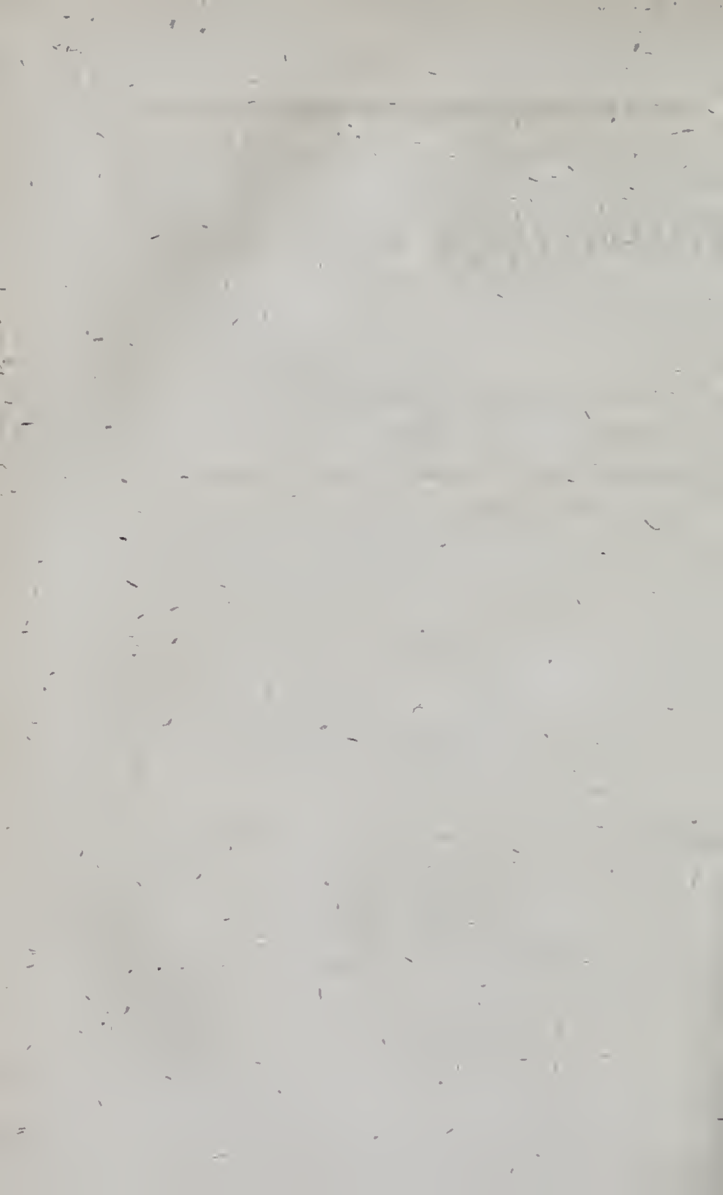
Herr Dr. Flies (der Vater), der in Berlin lebt. Er reiste in Gesellschaft des Hrn. Steudel, aus Eßlingen in Schwaben gebürtig, eines trefflichen Mannes, der seltene gelehrte Kenntnisse in zwei verschiedenen Fächern verband. Er war stark in der Mathematik, besonders in der Astronomie, und zugleich ein vorzüglicher Botaniker.

Gotthold Ephraim Lessing's

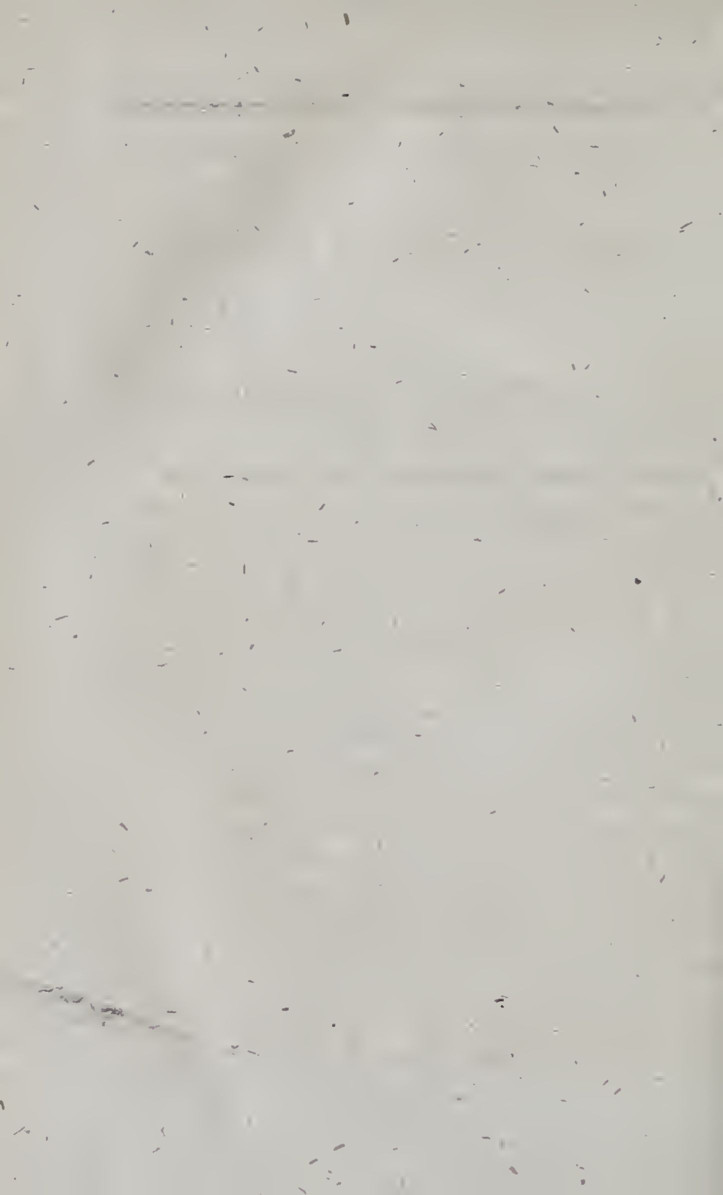
sämmtliche Schriften.

Dreißigster Band.

Berlin und Stettin.
In der Nicolaischen Buchhandlung.
1828.



Inhalt.



Vorrede von Friedrich Nicolai.

Der Herr Herausgeber *) der sämmtlichen Schriften Lessing's ersuchte mich, schon vor drei Jahren, dieses berühmten Schriftstellers Antheil an den Litteraturbriefen dieser Sammlung gänzlich einzuverleiben. Ich weigerte mich lange, diesem Verlangen ein Genüge zu thun. Ich bekenne offenherzig, daß ich nicht der Meinung bin, man müsse alles, was ein Schriftsteller je geschrieben hat, ohne Auswahl in einer Sammlung wieder drucken lassen. Insonderheit scheint es, Lessing's Antheil an den Briefen, eine Litteratur betreffend, die vor mehr als dreißig Jahren neu war, könne sich am wenigsten zu einem neuen ganz ungeänderten Abdrucke in einer Sammlung seiner sämmtlichen Werke qualificiren. Es hat sich seitdem ungemein viel geändert. Was damals das Verdienst der Neuheit hatte, ist jetzt alt; die Freimüthigkeit, die damals unerhört schien, und daher auch so viel beitrug, der deutschen Litteratur eine bessere Wendung zu geben,

*) Der Herausgeber der ersten Auflage war bekanntlich Lessing's Bruder.

ist jetzt so allgemein geworden, daß sie sogar mehrmals in Übermuth und Unanständigkeit ausartete. Streitigkeiten, die damals wichtig waren, sind jetzt uninteressant; Tadel längst mit Recht vergessener schlechter Schriften, kann jetzt nichts Anziehendes haben. Sogar das Verdienst, daß man etwa Überbleibsel von Lessing's Geiste der Vergessenheit entreißen wollte, welche die Einrückung mancher unbekannt gewordenen Aufsätze entschuldigen könnte, kann hier nicht in Anschlag kommen; denn diese Lessingischen Briefe stehen in einer Sammlung, die genugsam bekannt, und in allen Bibliotheken der Litteraturliebhaber und in allen Buchhandlungen vorhanden ist.

Indeß ward von mir der neue Abdruck der Lessingischen Litteraturbriefe wiederholt und sehr dringend verlangt. Man führte den Grund an, es sey einmal in dieser Sammlung der Plan, alles, was von Lessing herrühre, wieder zu drucken. Ich überlegte endlich, daß sobald dieser Plan einmal angenommen worden, Lessing's Antheil an den Litteraturbriefen nothwendig dazu gehöre. Ich überlegte ferner, daß es vielleicht auch von mir nicht wohlgethan seyn möchte, darauf zu bestehen, daß der schon meist ausgeführte Plan an einer Seite mangelhaft bliebe, ob es gleich nicht mit meiner Überzeugung übereinstimmte. Ich gab also endlich nach, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nicht alles wieder gedruckt würde, sondern daß ich eine

zweckmäßige Auswahl machte, womit man endlich, jedoch ungern, zufrieden war.

Ich liefere also hier diesen Auszug, und habe ihn so zweckmäßig zu machen gesucht, als ich konnte. Ich habe mir in Gedanken vorgestellt, was wohl Lessing selbst noch möchte wieder drucken lassen, und was nicht. Ob ich alles getroffen habe, mag der Kenner beurtheilen; im Ganzen, hoffe ich aber, soll dieser Auszug seinem Zwecke entsprechen.

Ich habe die Briefe weggelassen, worin Lessing bloß Stellen aus Büchern anführt, welche damals als Neuigkeiten Werth hatten, jetzt aber entweder als schätzbare Kunstwerke bekannt, oder, weil ihr Werth nicht dauernd war, vergessen sind; ferner solche, wo er bloß einen Auszug macht, oder wo er z. B. bloß das Resultat einer Streitschrift Heinzen's, gegen Gottsched's längst vergessene deutsche Grammatik, giebt. Bei Tadel von Schriften, besonders von schlechten Schriften, habe ich von den Beispielen oft einige weggelassen, so wie ich überhaupt alles wegließ, wovon es mir schien, es werde unter veränderten Umständen nicht mehr interessant seyn. Dazu gehören auch Streitigkeiten, wobei ich wenigstens wegzulassen oder zu mildern gesucht habe, was einen lebenden Schriftsteller beleidigen könnte. Aber solche Stellen, wo Lessing's Scharfsinn, Witz und eigenthümlicher Charakter hervorleuchtet, solche Stellen, denen Feinheit der Schreibart, Richtigkeit der Kritik oder brauchbare

litterarische Anmerkungen noch jetzt Werth geben, habe ich sorgfältig beibehalten, wenn ich sie gleich aus anderen Ursachen jetzt ungern wieder drucken lasse. Ich glaube auf diese Art erhalten zu haben, was des Erhaltens vorzüglich würdig ist; und vielleicht dem Verehrer Lessing's, durch die Auswahl und durch einige wenige erläuternde Anmerkungen, die wiederholte Lektüre noch bequemer gemacht zu haben. Den Litterator, der alles umfassen will, was Lessing je geschrieben hat, weise ich auf das komplette Werk der Briefe, die Litteratur betreffend.

Zwar hat ein gewisser Herr Heinzmann, der einen Nachdruck mit dem Anschein einer litterarischen Unternehmung beschönigen will, in einer Kompilation, die er Lessing's Analekten für die Litteratur betitelt, auch schon Lessing's Litteraturbriefe, so wie die Dramaturgie, ganz wieder abdrucken lassen; aber kein ächter Liebhaber der Litteratur wird diese unförmliche Zusammenraffung eines Anblicks würdigen. Es würde vergebene Mühe seyn, hier umständlich aus einander zu setzen, wie zwecklos und ohne Sinn dieser Mann gesammelt hat, da er z. B. Lessing's umständlichen Auszug aus dem Comédien des Remond de St. Albine; einem allenthalben bekannten Buche, mit geliefert, hingegen andere eigene Stücke von Lessing, welche eher in eine solche Sammlung gehören, weggelassen hat.

Ich will hier nur anführen, daß dieser elende

Kompilator Lessing's Manier und Schreibart so wenig kennt, daß er Aufsätze von anderen Verfassern als Lessingische abdrucken läßt. Unter den Recensionen, die er aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften wieder abdrucken zu lassen für gut gefunden hat, ist keine einzige von Lessing. Der Auszug aus dem Essay on the Writings and Genius of Pope (Analekten II. Theil S. 169.) ist von Moses Mendelssohn. Da der einfältige Sammler freilich Lessing's Manier nicht zu unterscheiden fähig war, so hätte ihn wenigstens das unterzeichnete M., das er treuherzig mit abdrucken läßt, aufmerksam machen sollen, und er hätte, wenn er aus der Bibl. der schönen Wissenschaften etwas ausziehen wollte, wenigstens wissen und nachlesen müssen, daß ich in der Vorrede des Anhangs des III. und IV. Bandes dieser Bibliothek S. 10. die Zeichen erkläre, daß es Buchstaben aus Moses und meinem Namen sind. Die Beurtheilung von Dusch's Frühlingsmonaten (Analekten II. Theil S. 621) ist gleichfalls nicht von Lessing, sondern von Moses, und in der Bibliothek auch mit E. unterzeichnet. Die Beurtheilung der Herbstmonate (S. 632.) und über Thomson's Sophonisbe (S. 644.) sind vom Hrn. Kreissteuereinnehmer Weiße. Hingegen die einzige Recension, die von Lessing in der Bibliothek der schönen Wissenschaften steht, die von Lieberkühn's Übersetzung der Idyllen Theokrit's ꝛc. hat der Stümper nicht

zu unterscheiden und herauszusuchen gewußt, und sie daher auch nicht abdrucken lassen; daher habe ich sie am Ende dieses Theils angehängt. Er versichert auch in seinem, dem II. Bande der Analekten vorgesetzten Verzeichnisse der Schriften Lessing's ganz keck, derselbe habe „mehrere Recensionen zur allgemeinen deutschen Bibliothek geliefert;" da doch in diesem Werke nicht eine Zeile von Lessing ist. Doch genug hiervon.

Im Jahre 1782 ließ ein Ungenannter in das von Lichtenberg und G. Forster herausgegebene Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur, II. Jahrg. 5. St., ganz unrichtige Nachrichten von den Briefen, die Litteratur betreffend, einrücken. Ich setzte dieserwegen ein Schreiben an Hrn. Hofrath Lichtenberg auf, welches er im 3. St. des III. Jahrg. dieses Magazins S. 387. abdrucken ließ. Ich habe für dienlich erachtet, dieses Schreiben hier beizufügen, nicht weil ich darin mich wider Unbilligkeiten vertheidige, sondern weil darin die Entstehung und Beschaffenheit der Litteraturbriefe kürzlich und der Wahrheit gemäß erzählt wird. Ich habe zu diesem neuen Abdrucke jetzt noch ein Paar erläuternde Anmerkungen hinzugethan.

Berlin, den 3. März 1794.

Schreiben
an den
Hrn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen.

Ich finde in dem Göttingischen Magazine, in des II. Jahrg. 5. St. S. 159 u. f. die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, auf eine Art erwähnt, die Berichtigung zu verdienen scheint.

Der Verf. des Aufsatzes über die deutsche Litteratur sagt: (S. 159.) „Lessing, Mendelssohn, Abbt vereinigten sich zu den Litteraturbriefen," und (S. 162.) „wegen des Buchhändlerprojects, das wie allenthalben in Deutschland, so auch hierbei, so viel Einfluß hatte, wurden die Briefe von schlechteren Arbeitern fortgesetzt, nachdem sich die ersten Verfasser davon losgesagt. Abbt starb. Mendelssohn ward auf andere Art den Litteraturbriefen entzogen, u. s. w."

Ich darf sagen, daß hier alles falsch vorgestellt, daß in jeder Zeile ein Fehler ist. Denn Abbt hat sich zu den Briefen mit Lessing und Moses nicht vereinigt, da er mit Lessingen in keiner Verbindung

war; die Litteraturbriefe waren nie ein Buchhändlerproject, und nie hatte ein Buchhändlerproject darauf Einfluß; die ersten Verfasser haben sich nie davon losgesagt; sie wurden nie von schlechten Arbeitern fortgesetzt; Abbt starb lange nachdem die Litteraturbriefe geendigt waren; im letzten Bande stehen noch Briefe von ihm; und Moses ward ihnen nie entzogen.

Sie sind zu billig, und zu sehr mein Freund, als daß ich nicht auch eine doppelte Ungerechtigkeit rügen dürfte, welche dieser Verfasser gegen mich begeht. Die kleinere möchte seyn, daß er meines Antheils an den Litteraturbriefen so gar nicht gedenkt, als ob er nicht da wäre. Er mag dadurch immer stillschweigend zu verstehen geben, dieser Antheil sey so unbeträchtlich, daß er nicht verdiene, erwähnt zu werden; er mag immer stillschweigend zu verstehen geben, meine Ungeschicklichkeit sey Ursach, daß ich meinen Freunden nicht habe gleich arbeiten können. Ich bin mir allzu wohl bewußt, wie viel Verleugnung es mir die ganze Zeit meines Lebens über gekostet hat, das nicht thun zu können, was ich gern gethan hätte, und von dem ich wenigstens glaubte, ich könnte es. Man hat gut der Hebamme sagen: sey fruchtbar! wenn sie alle Nächte ausgehen muß, die Geburten anderer zu befördern, und zum Empfangen entweder aus Arbeitsamkeit nicht Zeit, oder aus Müdigkeit nicht Lust haben kann.

Auch ein Ungenannter im deutschen Museum (1782. 7. St.) mißbrauchte mein Vertrauen, indem er, um sich ein gewisses Air zu geben, die Zeichen und Namen der Verfasser und andere Nachrichten von den Litteraturbriefen, die er mir vor einigen Jahren, unter dem Versprechen, sie nicht bekannt zu machen, abgelockt hatte, dennoch bekannt machte. Er berichtet (S. 81.) zu gleicher Zeit dienstfertiger Weise, daß meine Briefe nicht an Lessing's Briefe reichen, welches auch, so viel ich weiß, noch niemand zu behaupten eingefallen ist. Vielleicht kann es dienen, etwas von diesen schiefen Anspielungen auf mich zu erklären, wenn ich Ihnen sage, daß ich keinem Menschen die Erklärung der Zeichen, und die übrigen Nachrichten von den Litteraturbriefen, die man im Museum findet, mitgetheilt habe, als dem Ungenannten, der im Merkur (Weinmond 1781.) einen Aufsatz über Lessing geliefert hat, welchen Aufsatz der Ungenannte im Museum zu citiren nicht unterließ); daß der Ungenannte, der im Merkur über Lessing schrieb, eben der Ungenannte ist, der mich wegen meines Versuchs über die Tempelherren im Merkur auf eine so unwürdige Art angriff; und daß eben dieser wahrscheinlich auch derjenige Ungenannte ist, der im Museum über die Litteraturbriefe schrieb, um zu erweisen, „Nicolai sey nicht der erste und eigentliche Urheber der gedachten Briefe." Wenigstens kann er die Zeichen und Nachrichten von Niemand haben, als von dem

Ungenannten im Merkur. Was verächtlich ist, bleibt verächtlich, es scheine so klein, wie es wolle.

Doch ich komme auf den Verfasser im Göttingischen Magazin zurück. Wie gesagt, es ist nur eine kleine Ungerechtigkeit, daß er meinen Antheil an den Briefen, denen er selbst so vielen Einfluß in die deutsche Litteratur beilegt, verschweigt. Wenn etwas Gutes geschehen ist, so ist mir eben so viel nicht daran gelegen, ob die Welt genau wisse, wie viel Antheil ich daran habe. Aber daß er die Briefe ein Buchhändlerproject nennt, daß er sagt, dieses Buchhändlerproject habe viel Einfluß darauf gehabt, daß er noch hinzusetzt: Proben vom Einflusse des Buchhändlers und seiner kaufmännischen Projecte lese man zum Ekel in Abbt's Correspondenz, ist eine Beleidigung, die ich wahrlich nicht verdiene. Es wird dadurch alles, was ich bei den Litteraturbriefen gethan habe, in einem falschen Lichte angezeigt. Ich werde eines Eigennutzes beschuldigt, dessen ich mich niemals, am wenigsten bei den Litteraturbriefen, schuldig gemacht habe. Hierzu kann ich nicht schweigen. Habe ich jemals Buchmacherei zu befördern gesucht? Oder waren die Briefe eine Buchmacherei? Welchen Einfluß hat das Project des Buchhändlers auf die Briefe gehabt? Welche von meinen kaufmännischen Projecten findet man in Abbt's Correspondenz? Und Projecte, die bis zum Ekel darin sollen zu lesen seyn? Ich glaube, jedes Wort, das ich in diesen

Briefen kann gesagt haben, muß zeigen, daß ich höhere Absichten hatte. Ich wollte die Litteraturbriefe nicht untergehen lassen, ein Werk, in dem noch so viel Nützliches zu sagen war, und an dem ich selbst, so weit es meine Lage erlaubte, mitarbeitete. Es ist gemächlicher, kaufmännische Projecte auszuführen, als diejenigen, die ich in meinem Leben ausgeführt habe. Ganz sonderbar ist es, daß der Ungenannte im Museum will, ich sey nicht der Urheber der Briefe, das Project sey also nicht von mir; und daß der Ungenannte im Göttingischen Magazin will, das Project sey von mir: es sey aber ein Buchhändlerproject. Da bei meinem Leben und vor meinen Augen eine Sache, die mich so nahe angeht, von zwei Personen so fälschlich vorgestellt wird, so will ich die Veranlassung und die Geschichte der Litteraturbriefe ganz kurz erzählen; ohne weiter mit den beiden Herren zu streiten über das, was sie von diesen Briefen wissen oder nicht wissen können.

Schon mehrere Jahre vorher war die deutsche Litteratur in zwei entgegengesetzte Partcien getheilt, in die Schweizerische und in die Gottschedische. Man mußte zu einer von beiden gehören; einen Mittelweg gab es nicht. Ich war damals ein junger Mensch, der außer den gewöhnlichsten Schulstudien keine gelehrte Erziehung gehabt hatte, und nach Ausbildung begierig, aber keinem Menschen bekannt war, der dazu hätte beitragen können. Außer einem kurzen Umgange mit Ewald und einem sparsamen

Briefwechsel mit Kleist, war nichts da, wodurch ich mich hätte durch fremde Beihülfe bilden können; ich mußte alles aus Büchern und aus mir selbst ziehen. Ich las also mit unermüdetem Eifer, und reflectirte über das Gelesene nach meiner Art, ohne daß ich mit irgend jemand mich unterreden konnte, welches doch zur Entwickelung der Gedanken so vortheilhaft ist. Da ich von der Welt nichts wußte, und die menschlichen Leidenschaften nicht kannte, so schien mir der damalige Zustand der Gelehrsamkeit ganz unbegreiflich. Die Streitfragen, welche damals allenthalben so wichtig traktirt wurden, kamen mir unwichtig vor, und die Schriften der Alten und der neueren Ausländer, die ich gelesen hatte, fand ich ganz anders, als die deutschen Schriften, die man damals unsterblich nannte. Weil ich niemand hatte, dem ich meine Gedanken mündlich mittheilen konnte, so mußte ich sie der Feder anvertrauen. So schrieb ich Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften, welche 1754 herauskamen. Diese Briefe machten damals Aufsehn; denn ein junger Mensch redete aus seinem Winkel heraus, ohne irgend eine litterarische Verbindung, ohne irgend eine von den Rücksichten, die damals jedermann brauchte; sagte ohne Umschweif, was ihm an jeder von beiden Parteien mißfiel. Mit dieser meiner Offenherzigkeit ging es mir, wie es mir mit meiner Offenherzigkeit immer gegangen ist. Sie zog mir den Haß beider Parteien zu. Aber das war eine Kleinigkeit; denn

durch sie ward ich zu gleicher Zeit mit Lessing, und durch ihn mit Moses bekannt, welches ich für das größte Glück meines Lebens halte.

Lessing dachte über die damalige Litteratur eben so, wie ich. Da wir fast täglich beisammen waren, so kamen wir immer wieder auf eben die Gedanken zurück, welche sich durch beständige Erörterung immer mehr entwickelten, besonders durch unsern lieben Moses, der bei uns war, was bei den alten Schauspielern der Chor. Er war gewöhnlich unserer lebhaften Dispüten kaltblütiger Zuhörer, und zog unvermuthet, und wenn wir noch weit vom Ziele zu seyn glaubten, in wenig Worten ein treffendes Resultat, das uns alle befriedigte. Dies währte über ein Jahr. Fast bei jedem neuen Buche, über das wir sprachen, erneuerte sich der Verdruß über die schiefe Wendung, die alles nahm. Hierauf entstand endlich das Verlangen, diesem Übel abzuhelfen. Die damaligen Journale waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Komplimente. Der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit ganz deutsch herausgesagt würde, war sehr natürlich, um so mehr, weil die Bibliothek der schönen Wissenschaften, wegen meiner veränderten Lage, die mir alle Muße raubte, damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns im Scherze: man dürfte ja nur schreiben, was wir so oft sagen. Indessen war noch von keinem von uns ernstlich daran gedacht, dieses Vorhaben auszuführen.

Im November 1758 war ich einmal mit Lessing zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden zuerst wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon; denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bei der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: wir haben so oft gesagt, man sollte schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unseren täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt; gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern.

Dieser Vorschlag gefiel Lessingen, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannte alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermaßen etwas Vollständiges zu haben, und sich nicht in ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfange des

Krieges zu übersehen, und diese Übersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Dies war kein allzu weitläuftiges Unternehmen; wir glaubten es ausführen, und das Ende absehen zu können. Freilich wurden wir dadurch nachher weiter geführt. Der Gedanke, an einen verwundeten Offizier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet seyn. Lessing kam damals von Leipzig zurück, wo er mit Kleisten eine innige Freundschaft gestiftet hatte.

Daß ich an den Briefen nur wenigen Antheil nehmen konnte,*) war natürlich. Ich hatte eben damals, im Oct. 1758, nachdem ich zwei Jahre in gänzlicher Unabhängigkeit gelebt, nach dem unvermutheten Tode meines ältesten Bruders dessen Buchhandlung übernehmen müssen. Ich war genöthigt, sie auf einen ganz andern Fuß einzurichten. Ich mußte jährlich drei Handlungsreisen machen, hatte eine Menge Sorgen und Arbeit auf mir, u. s. w. Woher hätte ich Muße zu vielen Arbeiten dieser Art nehmen sollen?

---

*) Meine Zeichen sind Nc. S. T.; außerdem ist von mir der 6. Brief im I. Theile ununterzeichnet, deßgleichen der 192. Brief, obgleich mit K. bezeichnet. Ferner im 276. Briefe von S. 173 — 179. Und im XIX. Theile S. 5. die Nachricht.

Lessing hatte die meiste Muße; daher war er auch bei den ersten Bänden am meisten beschäftigt. *) Als er daher nach Breslau ging, so war ich, weit entfernt, an ein kaufmännisches Project zu denken, wie mir sehr unbilliger Weise Schuld gegeben wird, fest entschlossen, das Werk zu endigen, weil ich die Möglichkeit der Fortsetzung nicht einsahe. Daß dieses Werk ferner fortgesetzt worden, ist bloß allein meinem lieben Moses **) zu danken. Er ermunterte mich, es nicht fallen zu lassen; er versprach mir mehr Beihülfe, und hielt sein Versprechen. Ich selbst trug auch mehr bei, so viel meine Zeit erlaubte. Indessen merkten wir beide bald, daß für uns allein die Arbeit allzu schwer war.

Ich hatte Abbten durch seinen Aufsatz vom Tode fürs Vaterland kennen lernen. Auch hier war es Moses, welcher zuerst auf den Gedanken kam, diesen jungen Mann von Talenten zu den Briefen einzuladen, weil wir Beihülfe nöthig hatten. Abbt hat eigentlich in den Litteraturbriefen

---

*) Lessing's Zeichen sind A. E. Fll. G. L. O. U. Auch ist der 43. und 44. Brief im II. Theile von ihm.

**) Moses Zeichen sind D. K. M. P. Z. Im XII. Theile, im 192. Briefe, S. 210 f. ist von ihm Fulberti Kulmii Antwort. Im XIV. Theile ist der 233—236. Brief von ihm, obgleich mit Fll. bezeichnet. Im XVI. Theile S. 67. 68. der kleine 258. Brief; im XIX. Theile S. 41. das Orakel.

seine Schreibart gebildet.*) Ich weiß es am besten; denn mein Loos war gemeiniglich, seine Handschrift durchzusehen und die Auswüchse zu beschneiden, wovon auch in der gedruckten Correspondenz Spuren sind. Die Gelehrigkeit, mit der Abbt die offenherzigen Erinnerungen seiner Freunde annahm, ist vielleicht ohne Beispiel, und ist seiner seltenen Wahrheitsliebe bestes Zeugniß.

Wir drei wurden immer mehr und mehr durch andere Geschäfte zerstreuet, und die Briefe gingen langsam fort. Der Krieg war nun geendigt; wir wollten die uns bei der ersten Entstehung vorgesetzte Laufbahn vollenden, und noch einiger während des Krieges erschienener beträchtlicher Werke gedenken. Aber es fehlte uns allen an Zeit. Hier war es wieder Moses, welcher einen Mann vorschlug, dessen große Verdienste jetzt allgemein anerkannt sind.**) Im Göttingischen Magazine wird von diesen Beiträgen, welche daselbst sehr uneigentlich eine Fortsetzung genannt werden, sehr ungerecht geurtheilt; denn, obgleich nicht völlig im Tone der vorigen Briefe, sind sie doch nichts weniger, als schlecht. Sie können keine Fortsetzung heißen;

---

*) Abbt's erster Brief ist der 148. im IX. Theile. Seine Zeichen sind B. C. Ferner sind von ihm im XVIII. Bande S. 23. die Nachschrift zum 277. Briefe, und im XIX. Bande S. 8. die Zweifel.

**) Den jetzigen Herrn Abt Resewitz. Sein erster Brief ist der 267. im XVII. Theile. Zeichen Q. und Tz.

denn von uns allen stehen in den letzten Bänden noch Beiträge, und auch von Lessing, der so lange nichts geliefert hatte, steht im letzten Bande ein Brief. Ich machte endlich den Epilogus, so wie Lessing den Prologus. Noch stehen in dem letzten Bande ein Paar Briefe von fremder Hand,*) und in den mittleren Bänden einer von Sulzern.**)

Dies ist die wahre Geschichte dieses Werkes, welche ich Ihnen erzähle, damit nicht eine falsche an die Stelle gesetzt werde. Übrigens mußte ich, ich gestehe es Ihnen, über den Plan lächeln, den Ihr Verfasser (S. 180) von einem guten kritischen Journale giebt. Ich sehe daraus, daß er wohlmeinend, aber jung ist. Vor ungefähr dreißig Jahren dachte ich auch so. Seitdem habe ich drei kritische Journale veranlaßt und herausgegeben, welche Epoche machten, jedes in seiner Art. Nämlich: die Bibliothek der schönen Wissenschaften; die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, und die allgemeine deutsche Bibliothek. Ich weiß also aus langer Erfahrung, in weiterm Umfange als jemand, alles was nöthig und was mög-

*) Vom Hrn. Prof. Grillo in Berlin. Im XX. Bande ist der 302. Brief sein erstes Zeichen **.

) Im XII. Theile der 193. Brief, von Winkelmann's Anmerkungen über die Baukunst der Alten, mit * unterzeichnet. Außerdem ist noch der 78. Brief im V. Theile von Sulzer, und mit seinem Namen unterzeichnet.

lich ist, um ein solches Werk zu veranstalten und auszuführen. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ob die Göttingischen gelehrten Anzeigen, welche schon seit so langen Jahren verdienten Beifall haben, so lange würden gedauert haben; ja, ob sie überhaupt würden zu Stande gekommen seyn, wenn sich die vielen Mitarbeiter derselben über jede einzelne Recension hätten besprechen sollen. Was die Einheit betrifft, die, der Meinung des Verfassers nach, in einem solchen Werke herrschen soll, so kann sie leicht in Einseitigkeit ausarten, welches so schlimm seyn dürfte, als irgend etwas anderes. Diese Einseitigkeit zu verhüten, war ich bei der ersten Idee der allgemeinen deutschen Bibliothek bemüht, Mitarbeiter aus allen deutschen Provinzen zusammen zu bringen, denen es auch nicht einmal nöthig ist, sich unter einander zu kennen. Wenn man so glücklich ist, gelehrte, verständige und unparteiische Männer zu einem solchen Werke zusammen zu finden; so wird sich bei der so nöthigen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, dennoch eine vielleicht nicht erwartete Einheit finden. Was den guten Ton der feinen Welt betrifft, welchen dieser Verfasser von einem kritischen Journale fordert, so weiß ich nicht, ob die simpele Schreibart des schlichten gesunden Verstandes, deutschen kritischen Schriften nicht angemessener seyn dürfte, als dieser sogenannte gute Ton. Der gute Ton in Frankreich ist eine Convenienz, die sich in Paris wie eine Mode

ändert, und den niemand außer Paris haben kann und soll. Diesen guten Ton meint der Verfasser vielleicht nicht einmal, sondern vielleicht nur den guten Ton der Wendungen, welche in der französischen Sprache liegen, und mit welchen die französischen Kritiker die dünne Suppe ihres Raisonnements würzen. Auch dieser Vorzug mag der Année litteraire unbeneidet verbleiben. Es sollte mir aber leid thun, wenn man, diese Wendungen abgerechnet, die Année litteraire mit unseren besten gelehrten Zeitungen und kritischen Journalen in Eine Klasse setzen müßte.

Berlin, d. 29. Weinmonats, 1782.

Friedrich Nicolai.

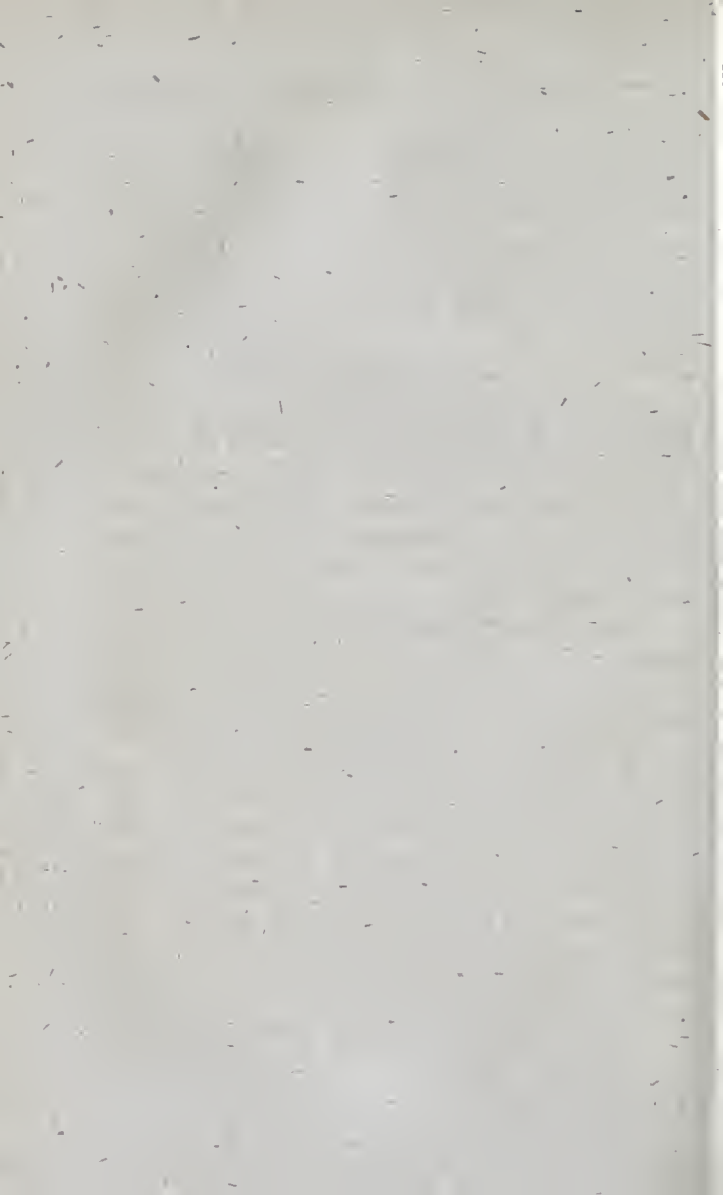
Auszüge

aus

Lessing's Antheil

an den Litteratur-Briefen.

1759 — 1763.



Einleitung.

Der Herr von N**, ein verdienter Offizier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militärischer Ekel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bei den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B**, und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seiner Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publikum zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt, sie drucken zu lassen, wie und wann ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen — und hundert sind noch zu wenig, — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theïl hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen anderen. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedies nicht die beste Aufnahme erhielten; so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholi-

schen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einen Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unseren gesitteteren Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrigen Stände ungestört läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklicheren Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilt hätte? rc.

Zweiter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns noch in ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O, Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.*)

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war: — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall; wie der Übersetzer selbst gesteht. Und was geht es diesen an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und

---

*) Herrn A. Pope sämmtliche Werke rc. Erster Band. Altona 1758. in 8vo.

selbst Geld zu verdienen denket? Freilich sollte so ein blindlings gefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Übersetzer des Pope führt. Er sollte nicht sagen:

„Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören." —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Übersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt, und sagt:

„In der That ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster,

dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks (simplicity and propriety of style). Pope meint, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Übersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keinen von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? *)

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Übersetzer: Virgil, der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nämlich prosaischen, Stücken des ersten Bandes. Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Übersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu

---

*) Abhandlung von der Schäferpoesie S. 7. der deutschen Übersetzung.

verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns schon den zweiten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Übersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.*)

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Äsopus abstrahirt haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, troß jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine

---

*) Hamburg und Leipzig 1758. in 8vo.

Satyre dem Übersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay in der VI. Fabel sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geizhals verschloß zitternd seinen Kasten), so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geizhals blickte zitternd auf seinen Kasten.

Das englische Cameleon rühmt sich (II. Fabel), es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion.

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt, als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation?

Gay beschreibt (in der XII. Fabel) ein unglückliches Ehepaar. Er, der Mann, sagt er, liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut, was

sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht:

„Sie will entweder ihren Willen haben, oder auch umwechselnd die Herrschaft führen." —

O dreimal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt,*) und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Übersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück läßt. — Ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum, als mir übrig ist.

Vierter Brief.

Unsere Übersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Übungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen

*) Leipzig, in gr. 8. 1758.

können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmann sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlicheren Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses *) mit folgender Übersetzung:

„Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der

*) I approve therefore very much the devotion of a studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodnefs, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. Letter I. p. 6.

in seiner Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es bei andächtigen Personen gar nichts unerhörtes ist, und der unter anderen besondern Danksagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verschaffte." — —

So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat rc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabei witzig seyn, noch vernünfteln wollen.*) — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen:

„Diese Leute erwerben sich Ruhm sowohl, als solche, die höher sind, als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen rc. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammentragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn, und

---

*) These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it. — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf (dissolve the charm), und sie verschwinden aus dem Gesicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden?

„Alle diese Systeme," läßt er ihn sagen, „sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas, und sind nichts als Erscheinungen. Ihre Reize fliegen gleich diesen aus einander, und verschwinden aus unserm Gesichte." —

O, Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kommt auf die sogenannte Übersetzung der siebzig Dolmetscher, und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Übersetzung, um sie in Ansehn zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die anderen Juden

von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Übersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdolmetschung verstehe.

„Hier sieht man," ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß sie verfälscht worden; jetzt aber nennt er sie heilige Romane, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romane hätten verwandeln können ꝛc."

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publikum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreien Kahl-

kopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche bloß a limine salutandae sind; so macht jener daraus:

„Welche man schon von weitem empfangen muß."

Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marsham redet, redet jener von Marsham's Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studirte? Ob die Theologie?

Fünfter Brief.

Der Übersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen*) herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer

---

*) Erste Samml. Rostock und Wismar, 1758. gr. 8.

wollte; wenn ich nur die Versuche, mich zu vergnügen, verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herrn von Palthen scheint eine Sammlung von allem dem zu seyn, was er bei Übersetzung des Thomsonschen Frühlings, Schlechteres gedacht hat: eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er malt Mücken (S. 14.), und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und ekeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit blutdurchströmten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen steht, mit zackiger Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier mit der breiten Brust, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt, und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löst, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervorzieht. — Die grunzende Sau, mit den fleckigen saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzien für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu ei-

nem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich;“ werden Sie sagen: „der Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach, nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäischen Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener Offizier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Prozesse that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Offizier auch? — Doch dieses bei Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O, der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militärische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen zeitig genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drei ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeigt der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeschränkte Kenntnisse! — Petrarch sagt von sich: (S. 89.)

„Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bei mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius.“

Und der Herr v. Palthen setzt in einer Anmerkung hinzu:

„Es wird hier auf den Apicius Caelius gezielt, welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrieben 2c.“

Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen sollen, und würde unter drei berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr von Palthen, sey ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher, als seins, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus. —

Siebenter Brief.*)

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Übersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind

*) Ich habe die Folge der Zahlen der Briefe beibehalten, wie sie in der Originalausgabe ist; damit man allenfalls jeden Brief daselbst eher finden kann. N.

unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden Virgil und Horaz, Shaftesbury und Bolingbroke bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilt! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schönen Wissenschaften würden zu vergessen seyn; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer, und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Uz, Horaz; Gleim, Anakreon; Geßner, Theokrit; Wieland, Lucrez. —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumt! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der

Verfasser der Natur der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn. —

Ich sende Ihnen hier eine Sammlung von ihm,*) in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet: welchen von unseren Schriftstellern würde man denn lesen wollen?

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das Anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines

---

*) Zürich, bei Orell und Compagnie, 1758 in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathien; 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe; 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen; 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes; 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen; 2) Gesicht des Mirza; 3) zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden; 4) Plan einer Akademie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute; 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

Christen seyn; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt, und anhebt:

„Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was seh' ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen, wie erstarrt, herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung,

und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." *)

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Ist Einbildungskraft Empfindung?

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an Petersens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine Uranias ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erst gedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drei und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!"

„Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht wider den Glauben."

---

*) Empfindungen XIV. S. 99.

„Die Weltweisheit setzt sich gegen die göttliche Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit, und verfälscht sein großes Wort."

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommt sie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc."

Zwei und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben lassen! Die Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!"

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben, als ein Verführer. —"

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die Übelthäter! Wir haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt."

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht."

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?"

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bei ihm hochgeachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse. —"

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unserm Gott."

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch dem Herrn sterben.“

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.“

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —“

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Hr. Wieland ist reich an Blümchen; Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen. Beide haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edlen Einfalt gelassen, Wieland aber durch affektirte Allusionen verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersen's Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ja ein Schwärmer!

Neunter Brief.

Ich habe über Herrn Wieland's Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei

seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Übung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Übung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, führt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre jungen Bürger zu dem zu bilden, was sie *καλοκαγαθια* nannten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edlen Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edlen Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein: in diesem Gesichtspunkte studirte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren ꝛc. — —

Aber ich wollte wohl Herrn Wieland fragen: Hat Ihr Vorgeben seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und anderen Dichtern Weisheit lehrten? und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter

ihnen verstanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie Sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählt.*) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitle, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Ἐργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργειν δε τ' ὀνειδος,

Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer, noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,**) sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu; wo sich aber ein Geringerer unnütz machte, den schlug er mit seinem Scepter, und befahl ihm, ruhig zu seyn:

*) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

**) Im 2ten Buche der Ilias, v. 200 u. f.

Δαιμονι᾽ ἀτρεμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ᾽ ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Ουτε ποτ᾽ ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος ουτ᾽ ἐνι βουλῃ)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? daß Homer die geringeren und ärmeren Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendsten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deßwegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabei für Richter voraus setzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? —

Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer

näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Zehnter Brief.

Jetzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wieland fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D., entlehnen.*) —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt her haben? Er sagt zwar:

„So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung ihrer Scribenten gemacht." —

Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweist die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die:

*) Dies ist Moses Mendelssohn, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. N.

„Welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sey? Was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?"

Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat; *) eine Philosophie, welche Aristoteles hernach, unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fährt Hr. W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrigen Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades — Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten — hielt sich nicht zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst, zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht

---

*) A. Gellius XX, 5.

die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Denken Sie nur, wie weit Hr. Wieland geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr καλος καγαθος ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses καλος καγαθος etwas anderes bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι οὐν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων ὑιεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην ἀγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Übungen.

Doch es möchte seyn; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennt, speist er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt sind. Z. E. Er sagt:

„Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiedenen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen; damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe." —

Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal, getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen anderen Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besonderen Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehrt, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den

Verstand aufklärt, und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnt? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unseren philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studirt hat, und bei dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern, und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmt. Eine jede Wissenschaft in ihren engern Bezirk eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Eilfter Brief.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt; und diesen hat Hr. Wieland am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheint vielmehr ausdrücklich darauf füh-

ren zu wollen, wenn er (S. 131.) verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle. — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthigt sind. Die ersten beiden müssen unstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folgt. Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum, zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältnisse derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen,

in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unseren Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reiferen Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehen lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kann nicht durch eine Anstrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftigt seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge die historische Kenntniß den Grund legen muß: und hier ist ein neuer Fehler unseres Verfassers. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten

Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bei dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drei verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstrakter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verstandes gelangt sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will Vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Äsopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese:

„ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichtesten Zutritt zu unserer Seele verschaffe."

Was für einen Begriff muß unser Verfasser

von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentlichen Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachlässigung und Geringschätzung der trockenen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unseren Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheint. — Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrags fragen.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter Herrn Wieland's patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Er redet von der Beredsamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus:

„Wie lange wollen wir uns von den Franzosen

beschämen lassen, welche ihren Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Trublet aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?"

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt hätte, warum denn nun unser Mosheim und Sack, unser Jerusalem und Cramer, gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt: alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des Erstern ein Hülfsmittel für den Letztern, nie aber das Hauptwerk, seyn müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer, als für die Franzosen eingenommen. Wie kommt es denn aber, daß er nun hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man

doch, nach seinen eigenen Grundsätzen, bei den Franzosen, wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kommt bei ihm etwa auch ein Tillotson gegen Bourdaloue und Trublet noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach der sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie steht in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz *) gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theolog schreibt an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe," sagt er, „denjenigen Theil der Redekunst betrachtet, welcher mit Regung der Affekten umgehet; und ich weiß, daß diese Kunst bei den Gottesgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf wendet."

---

*) Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich 1757. in 8vo.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden."

„Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget."

„Allein das Vornehmste, welches man hierbei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Lossprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich, ein Gesetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses Letztern Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit dem

Demosthenes, welcher doch jenen in vielen Stükken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unseren nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsere Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte."

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis gestellt sah. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden."

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als

mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet."

„Ich bitte euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall ihr ja unglücklicher Weise euch bereden solltet, daß ihr dieselbe besäßet) sehr selten, und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnt mir eine dunkle Erinnerung bei, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey, wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein, ist wohl keine Gefahr bei seinem Rathe, daß die Leute, num vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim, nach meinem Bedünken, einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wieland. — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Wörtern vergessen haben. Alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Ämulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Wörter, die alle nicht das Geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland sogar. — Er befiehlt:

„Daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen." —

Dieses noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdient haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort, entsprechen, habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagte er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absich-

ten entsprechen (respondent). Dieses entsprechen ist jetzt den Schweizern eigen, und nichts weniger, als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führt bereits eine Stelle aus Kaysersbergers Postille an, wo es heißt: Die Getät und der Rom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man Anderen den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herrn Wieland ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachlässigt, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke nicht mehr beifallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die moralischen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonderes auszudrücken scheinen; dergleichen sind hürisch,*) ringsinnig,**) abschätzig,†) Schick rc.††)

---

*) S. 20. **) S. 22. †) S. 144. ††) S. 179.

Und dessenungeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darin ist Satyre und Humor. Folgende Beschreibung*) eines Husaren, bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrockenes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle vergiftete Spieße. Er schießet dieselben dicht wie ein Regen von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drei sind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen

*) S. 136.

Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kommt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet, als ein Gesandter, der bei seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur Einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabei, und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüssel voll, die auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnauzbart davon geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirthe: Gieb, was du hast, und was du nicht hast, das gieb auch — alsdann sterbe! und zur Wirthin: Lebe du bis morgen, und spreite jetzt ein Bett an, für mich und dich. Wenn ihm ein Priester be-

gegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste*) in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek.

---

*) Leipzig, bei Dyk, in groß 8vo, bis zum IV. Bande.

Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganzes ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein, wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin besteht ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir auch die Freiheit aus, Verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtentheils da hinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E., erinnern sie bei des Hrn. Prof. G o t t s c h e d n ö t h i g e m V o r r a t h e z u r G e s c h i c h t e d e r d e u t s c h e n d r a m a t i s c h e n D i c h t=

kunst;*) und wie manches ist doch darin, daß man ihm nothwendig aufdecken sollte!

Können sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüthe, die Peter Probste und Hans Sachsen so wohl kennt, nur denjenigen nicht kennt, der doch bis jetzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat: unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahre 1747 führt er die theatralischen Werke desselben an, und sagt:

„Hier stehen 1. Canut; 2. der Geheimnißvolle; 3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die stumme Schönheit; 6. die lange Weile."

Die beiden letzteren stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführt, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beiträge zu dem Dänischen Theater benannt hat.

Und wie viele andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen:

„Daß er etwas so vollständiges geliefert habe, als man sonst, bei Sammlungen von dieser Art, von den Bemühungen eines einzigen Mannes kaum erwarten könne."

Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermissen wir gar, und von den Ärzten

---

*) In dem ersten Stücke des 5ten Bandes, S. 85.

muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deßwegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfasser der alten Jungfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das Wenige finde ich bei dem patriotischen *Κοπροφορῳ* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahre 1747 gleich zwei Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom 2c.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferspiel,*) in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennt der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnt hat.

---

*) Dies war eigentlich ein pöbelhaftes Bauernspiel, dessen Absurditäten schon die schweizerischen Kunstrichter so deutlich gezeigt hatten, daß sich vielleicht Gottsched selbst desselben schämen mochte. N.

Siebzehnter Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,*) wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe."

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regel; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigen Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Aber wie ging er damit zu Werke? Er wollte nicht sowohl unser altes

*) Des dritten Bandes erstes Stück, S. 85.

Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht. Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet, als die zu große Verwickelung 2c. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das Englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher 2c. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unseren Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde

von besseren Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakspeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakspeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Ödipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und

von welchem der ganze Charakter des Orosman entlehnt worden?

Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doctor Faust, hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakspearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt*) daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweiten Aufzugs an.**)

— — — — — — — — — — — —

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

---

*) Es ist jetzt bekannt genug, daß diese Scene nicht in einem alten Stücke existirte, sondern von Lessing selbst ist. N.

**) Hier folgt in den Litteratur-Briefen die Scene: Faust und die sieben Geister, die wir nicht noch einmal abdrucken lassen, weil sie schon in den Auszügen aus Lessing's theatralischem Nachlasse steht. N.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des Messias in der Bibliothek*) mit vielem Geschmacke beurtheilt worden. Überhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung; ob ich gleich gegen wenige Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstock von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaaßes im Deutschen, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Messias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen, als mit Vorsatz zu machen scheint. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefsten Geheimnisse derselben kennt! wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er dann anfängt, so wird er so vieles voraussetzen, daß ihn gemeine Leser dunkel, und Leser von etwas

*) Ersten Bandes zweites Stück, S. 291.

besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopstock nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkommt. — Mir gefällt die Prosa unseres Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstock gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimniß der poetischen Perioden; ein Geheimniß, welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinischen Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, für sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgil.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstock hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sey, der deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Übersetzer des Ra=

belais*) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frei dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehört auch, am Ende des zweiten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit, recht sehr gut, und der Übersetzer sagt, er führe sie deßwegen hier an:

„Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Carmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung und siebenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die daß Muß allein essen wolten) forthin weiche."

Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort:

„Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also abergläubig, wie bei ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihre Sprach nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat eine sondere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bei derselben Angewöhnung."

Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen wer-

*) Die Übersetzung ist 1617 gedruckt.

den, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nie frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr' und ewigem Preise,
Das jaget ein oftermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß underſtan ein ungepflegtes Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe rc.

Es nennt sich unser deutscher Übersetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ἔλλοψ heißt stumm, und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος *) folglich

*) Von dem angeführten ἔλλοψ nämlich, und κληρος, das Loos; so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von ἔλλοψ und σκληρος, hart, herleiten können; daß es so viel hieße, als Fischhart, zusammengezogen, Fischart.

muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als dieser deutsche Rabelais, und der deutsche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letzteren dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimt. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Deutschen, redlich vom Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immmerdar ohn' Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderrn eben:

So hab' ich mich unverzagt, auf jetziges gern
gewagt,
Und hoff', solch Reymes Art werd' euch Ergötzlich-
keit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung, die
er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wie-
derumb hoche
Dein artige Reymenweiß zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher
Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker aller-
meist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unsrer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich;
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälsch-
lichen Dunste,
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum
Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig, ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer
verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähn-
licher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Altsted in seiner Encyklopädie wieder ein Muster von

deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Encyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Altsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in anderen lateinischen Sylbenmaaßen, in dem Alcäischen zum Exempel, vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deßwegen gut, um bei gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

N. S. Freund L. machte mir hier eine kleine Erinnerung:

„Das kommt davon," sagte er, „wenn man die Gottschedischen Schriften nicht besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottsched Sprachkunst (S. 628.) nach, so werden Sie finden, daß Conrad Geßner noch vor Ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht hat, rc." —

Hierauf antworte ich, daß ich mich nicht überwinden kann, sechsfüßige Verse, die außer dem einzigen fünften Fuße aus lauter Spondäen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Messias zurück — und eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Messias bei weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerei zu Kopenhagen,*) veranstaltet worden. Sie besteht aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht ist der geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopöe und die ersten fünf Gesänge; der zweite enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaaße. In beiden sind die Gesänge selbst an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln. Erlauben Sie mir, Ihnen noch eins und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dich-

---

*) Im Jahre 1755, in groß Quart.

ter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmtern Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edlern Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participien, wo sie den Perioden zu schwerfällig oder zu dunkel machten, aufgelöst.*) Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchteren weichen müssen. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas dawider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige, besser ausgemalte Beschreibungen. Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Aber auch die Kunst, auszustreichen, versteht Herr Klop-

---

*) Ich habe geglaubt, die übrigen Beispiele, welche Lessing von den Veränderungen der damals neuen Kopenhagener Ausgabe des Messias gab, um so viel mehr hier weglassen zu müssen, da in der neuesten Ausgabe vom Jahre 1780, die gewiß in den Händen aller Leser ist, welche in unserer Litteratur nicht ganz fremd sind, abermals natürlich noch mehrere Veränderungen sich finden. N.

stock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesen an, daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entschließungen des Adramelech, zu Ende des zweiten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deßwegen die vortreffliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu tödten sich vornimmt?

Und wenn der Ewige sie vor anderen Seelen erwählte,
Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf: so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drei schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!

Dann will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen,
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören, und Gott seyn!

Und solcher Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon Anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiligt hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesange vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider die Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt

werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Übrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beifall nicht.

Ein und dreißigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit*) gemacht hat, so bald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Übersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die

---

*) Biblioth. d. sch. W. II. Bandes 2. St. S. 366. Diese Recension ist von Lessing, und die einzige, die er (außer ein Paar kurzen nicht bedeutenden Nachrichten) zu dieser periodischen Schrift lieferte. Ich werde sie auszugsweise hinten anhängen. N.

Sache hat große Schwierigkeit; und es ist unendlich leichter, über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν οὐ φω-
τα λαμβανει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilt. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Übersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaaßes auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Übersetzung; denn Cowley sagt:

„Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt."

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weiß ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens

die erste Ode des Pindar zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet?*) —

Zwei und dreißigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulanum eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ἐρωτοπαιγνια des Alciphron seyn müssen. Der Herr von Q**, der sich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unseren besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortrefflich gefunden, daß er folgende Übersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überschrieben:

Die Grazien.

Als an einem Frühlingsabende sich die drei Grazien neben einem Walde in acidalischen Quellen belustigten, vorlor sich plötzlich Aglaja, die schönste der Grazien. Wie erschraken die Töchter der Anmuth,

---

*) Die Oden selbst hier abermals abdrucken zu lassen, hielt ich für unnöthig. Diese Übersetzung des würdigen Herrn Steinbrüchel ist bekannt genug. N.

als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume, und suchten, und riefen!

So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
Der zartste Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton;
Aglaja! — half der Nachthall sanft verbreiten.
Umsonst! Aglaja war entflohn.
Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
Soll sie nach langen Ewigkeiten,
Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
Zwei Grazien sind aller Welt zum Hohn;
Und ach! die dritte hat er schon!

So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn. Nun schlichen sie an den Büschen herum, und schlugen leise an die Blätter, und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
So zitterten sie doch vor Furcht, ihn nur zu sehn.

Endlich kamen sie an ein Rosengebüsch, das meine Chloe versteckte — und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

Jetzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
Jetzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab;
Denn jedes nahm und jedes gab.

In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. Da ist Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und jetzt liefen sie mit meiner Chloe davon.

Was? rief ich, lose Räuberinnen!
Wie sollte sie Aglaja seyn?
Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien ist das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd also zu mir sprach:

Warum willst du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
Küß' jetzt einmal statt Chloen mich;
Wünsch nicht, dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin, liebe dich.

Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern, und sprach: Hier ist Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Lust, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Ist dies Aglajens Mund und Blick?
Da nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt! Alciphron hat keine Ἐρωτοπαιγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor Kurzem vier kleine Bogen herausgekommen, unter der Aufschrift: Tändeleien. — — Tändeleien? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzugesetzt: aber es sind artige Tändeleien; Sie werden

den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabei bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammentreffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beifall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl' und erweck' nur Grauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurück behalten, und die einzelnen Schönheiten derselben zu besseren Ganzen verspart. So würde ich mir zum Exempel den

Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahrt haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück jetzt ist, kommt es mir nicht anders vor, als eine antike verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechselstreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen;
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und schreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser heraus, und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Busen. Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber Jüngling, du hast den Amor gerettet: womit soll ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir meine Chloe getreu, antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bittest du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken? — Da schlug ich die Augen nieder, und seufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigstens zum Theil erfüllen.

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt.

— „Sobald Chloe einen andern, als dich küßt, soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß sie dir untreu ist. — So sagte Amor. —

Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —
Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen. —
Manch holdes Mädchen schon seh' ich mit Bärten gehen:
Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn."

Ach, nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu seyn oder nicht!*)

Drei und dreißigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleien, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und für sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren; und der Mohr ist fast nirgends, als in der Überschrift zu finden. Ändern Sie das einzige schwarze Mädchen

---

*) Der Herr von Gerstenberg ist dieser Kritik gefolgt, und hat in der neuen Ausgabe seiner Tändeleien, durch eine sehr glückliche Wendung, dieses Gedicht verschönert. N.

und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.*)

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht sogleich, daß sein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheint überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— — — — — — —
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten
Nach Zama schrein.
— — — — — — —
Die lange Nacht kommt schon rc.

Wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht! Aber wissen Sie wohl, daß es ein wirklich Lappländisches Lied giebt, welches der Herr von Kleist bei dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheint. Sie können es bei dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden.**) Schade, daß ich das Buch

---

*) Auch in diesem Gedicht hat Herr v. G. auf Lessing's Kritik in der neuen Ausgabe Rücksicht genommen, und es verbessert. N.

**) Kleist scheint allerdings diesen originellen Lappländischen Liebesgesang vor Augen gehabt zu haben, ob er gleich nur ganz frei nachahmte. Herder hat davon unter dem Titel: die Fahrt zur Geliebten, eine

nicht gleich bei der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhig's Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainas oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Littauischen Wörterbuche nicht zu suchen; ich will Ihnen die zwei artigsten also nach Ruhig's Übersetzung daraus abschreiben.

Erste Daina.

Abschied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt, mein Mütterlein, schon vor der Hälfte des Sommerleins."

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und Weberin."

---

viel genauere Übersetzung geliefert; in den Volksliedern, II. Bd. S. 106. R.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weiße Flächslein; genug gewirket feine Leinwandlein."

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weißen Tischlein; ich habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein."

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein."

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange grünen auf meinem Hauptelein."

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenschein."

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes."

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, sondern gehaubet."

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde geblasen."

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schimmern bei der heißen Sonnen."

12.

„Mein Haarflechtlein von grünem Seidelein; ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen."

13.

„Ihr, meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen und rosten!"

Zweite Daina.

Eine Tochter hat ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter dem Glasfensterlein saß das Mütterlein."

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?"

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen."

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein! das sind keine wahren Wörtelein! Gewiß, du hast dein Knechtelein über Feld begleitet.“

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein! Ich hab mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldigt sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Sechs und dreißigster Brief.

Bald werden wir einen von unseren besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz ist, wie es scheint, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen

Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beispiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unseren größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr, als ein Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahre 1654 einen Band von nur drei tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genannt zu werden verdient?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem

ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.*)

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Theil seiner Sinngedichte den Krieg und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. —

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Übertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naiv, so galant kann er auch seyn! — Übrigens sind zwar ein großer Theil von Logau's Sinngedichten weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt.

Neun und dreißigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vie=

*) Die angeführten Proben bleiben hier weg, da die Ausgabe dieses Dichters in jedermanns Händen ist. N.

ler englischen Dichter, als: Prior's Salomon, Popens Messias, Young's jüngster Tag, Glover's Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt.*)

Prior's Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum ersten Male in unserer Sprache erscheint; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bei seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmt; und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edlen Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über

---

*) Basel, in groß Octav.

der Menschen Thun und Lassen, und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechische, lateinische, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon: ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führt. Die Materie sonderte sich von selbst in drei Theile ab, woraus der Dichter so viele Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß, in dem zweiten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr, als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der

spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Übersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Übersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind, als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus dem ganzen Gedicht sehen.*) —

Wozu hat sich nun also unser Übersetzer die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in hexametrische Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

---

*) Die Proben sind hier weggelassen, da diese Übersetzung längst vergessen ist. N.

Aber hat er die Antwort auf die Frage niemals bei dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben; denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the wordling
Seems a creature unable of recreation and pleasure
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborener Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten mag es noch hingehen: denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache sie ist, auslachen kann — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus (denn so heißt unser hexametrischer Übersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung sieht) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der

erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter und Sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einigen zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Englischen einzuführen.*) Unter den prosodischen Regeln, die er dabei beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen, wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweite Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwei verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt steht ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter

---

*) An Introduction of the Ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz* a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a Pastoral etc. London 1737. 8vo.

hätten. Erlauben Sie mir, zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgil, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtniß habe:

Sicilian Muses, to a strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy
Groves if we sing of, those groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondous series of things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturn's sceptre returning.
Now is a new progeny sent down from lofty Olympus;
The Babe's Birth only through whom, over Earth universal
This iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucine favour! etc.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaaße in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die

zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdrängen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von besserer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer, eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publikum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlorenen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die inneren Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es Anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein, ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metrum selbst nichts Vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehen.

Umsonst würden also auch bei uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Die Verfasser des

Messias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrod wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmt), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bei dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilligt? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk*) bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist

*) Cissides und Paches, in drei Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin 1759.

wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einen so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickter Maler etwas Leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandtem Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Gesange die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehr. Als:

Wenn, vom Ocean gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer

Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt.
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geschrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw'
Und Tieger, und manch wüthend Thier ins Netz
Der schreinden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz, wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen!

Ein und vierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch: eine der fruchtbarsten Federn unserer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweiten und dritten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine

einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekommt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen, wo man will: man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Kalender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werkes überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein großer Liebhaber des Neuen,

des Selbsterfundenen; er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner, glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet; und was sagt Pope dazu?

„Diese ängstliche Eintheilung seiner Schäfergedichte in Monate, hatte ihn gezwungen, die nämliche Beschreibung entweder in drei Monaten nach einander, mit veränderten Worten, zu wiederholen, oder, wenn sie das erste Mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen: woher es denn kommt, daß einige von seinen Eklogen (als zum Exempel die sechste, achte und zehnte) sich durch nichts, als ihre Titel unterscheiden. Und wie kann es anders seyn, da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine jede Jahreszeit, also auch einen jeden Monat,

mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen könnte?"*) —

Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Übersetzer von Popens sämmtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen. Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Ekel, mutatis mutandis, heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben! er, der Andere mit der allerunglaublichsten Freiheit ausschreibt? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anderes, als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig Anderen halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo

*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into months has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together, or when it was exhausted before, entyrely to omit it: whence it comes to paſs, that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lektüre zu wiederholen, als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bei solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bei seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabei dachte, wieder vergessen.

Ich komme also zum dritten Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur.

Ein pathetischeres Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bei ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.

„Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, einen Irrthum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!" (S. 291.)

Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anderes sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November:

„Uns beide, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schließen; zugleich sollte in einem Seufzer unser Athem entfliehen." (S. 241.)

Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keins das andere überleben will. Aber sagen dessenungeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anderes? Ihnen zufolge

wünscht Herr Dusch, daß keins von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keins das andere überleben möge. Denn nur alsdann, wenn man das Unglück hat, einäugig zu werden, beweint ein Auge den Verlust des andern. Und auch vor diesem Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber sind freilich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tucoecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.

„Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entgegen zu setzen, und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben fällt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Ähren der Felder." (S. 66.)

Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wann der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar, das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn

so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ungefähr weiß, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, Aequinoctium autumnale, geben, und sagt:

„Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß. (S. 112.)

Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgil gemacht, die Herr Dusch selbst angeführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschieht es denn nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilt? Ich denke, es geschieht immer; die Sonne mag stehen, wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet, und die andere nicht; und sie theilt sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbrisjam dividet orbem. *)

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsterniß getheilt ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilt, als unter demselben: alsdann haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgil's Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Dusch seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldigt ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt: **)

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt;

*) Georg. lib. I. v. 209.

**) Georg. lib. IV. v. 425.

allein ich weiß auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. —

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemälde öfter mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers steht. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte.

„Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben," war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traume befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier also ist er; und wann wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.

Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch

eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt." — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne

„ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegen kehrten; andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche, und malten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen. Alle Theile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammengefügt; und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil aufhörte, oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied wurde hier vermißt, und kein Zierrath war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen."

Das nenne ich eine Beschreibung! Ich führe sie deßwegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keinen einzigen überflüssigen Zierrath hat, in dessen Ganzem eine bewundernswürdige Einfalt herrscht; nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf.

„Das ganze Gebäude ruhete auf korinthischen Säulen."

Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuern Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblikken: alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an:

„Jener Schwarm in verschiedenen Trachten,

deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen, und unterreden sich zum Theil ganz leise, zum Theil durch Räthsel. — Ihre Lehre war nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt überblieben."

Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu:

„Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournet's Archaeolog. philos. in der Amsterdammer Ausgabe seiner Theorie der Erde; Reimmann's Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit, und anderen zusammensuchen."

Vortrefflich! Man muß sie aus denen zusammensuchen, die sie zusammengesucht haben. Und wer ist Bournet? Wann hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein besserer Haufe, fährt der Genius fort, ist der, den du dort in griechischer Kleidung siehst." Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der

philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halbwahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Sekten, und einzelnen Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendium einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertigt. Er spricht fein: lächerlich! und sogleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht:

„Eine dunkele geheimnißvolle Lehre, die lächerlichste unter allen.“ (S. 179.)

Oder vom Aristoteles:

„Eben so lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an.“ (S. 180.)

Oder an einem andern Orte vom Epikur:

„Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.“ — (S. 274.)

O, mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen, ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weis machen, wenn Sie unter andern ausrufen:

„O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offen-

barsten Irrthümer gewinnen noch einmal Beifall: und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrthum des Chrysippus oder des Epikurus in eine neuere bessere Tracht."

Was Sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ungefähr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beide eben dasselbe; oder jeder etwas anderes? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in anderen Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E.: er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neueren Weltweisen zu reden kommt, nichts richtiger; so wie ihn Herr Dusch auch nicht genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco:

„Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntniß der Natur bemühten, und die Wissenschaften ins

Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreffliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht, und groß genug ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen geboren zu haben, und in seinem Schooß die erste Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen &c." (S. 188.) —

Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet: so sagt er zweimal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deßwegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kommt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig, in den seltsamsten Raritätskasten zu gucken.

„Zwei mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer, &c."

Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch sogar die Bild=

säulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden: der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf Deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten hinein.

„Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!" —

Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; jetzt geht die Sonne daran auf, und jetzt unter; jetzt scheinen die Sterne, jetzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altars vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen ꝛc.: das sind die inneren Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach.

„Indem eröffneten zwei mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. Merke auf, sagte mein Führer zu mir, und betrachte!" —

Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich:

„Entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken: Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle 2c."

Und abermals repräsentirt sich:

„Die schönste Gegend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt."

Und abermals repräsentiren sich:

„Eine unzählbare Menge von Stauden."

Und abermals repräsentiren sich:

„Theils Pflanzen, theils lebendige Geschöpfe."

Und abermals repräsentiren sich — O, verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs soll daher Ihnen selbst überlassen seyn!"

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil

„eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, an den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt." —

Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kommt noch eine Gestalt dazu;

„Schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge."

Und noch eine dritte:

„Ein bejahrter Mann geht ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das Bleimaaß trägt."

Und eine vierte:

„Zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius ein vollgeschriebenes Buch."

Diese dreie warfen sich vor den Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederknieete. — Hier endlich thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem ekeln Collegium für beide schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen.

„Wer sind diese, die hier anbeten? — Jene blühende Gestalt, sagte der Genius, ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch der Natur vor, und beide führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert. Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen erklang." —

Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nichts Neues erfinden, sondern uns

nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolgt eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruheten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben, wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorn an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feierlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Dusch halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beidem etwas, und ungefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches

moralisches Lehrgedicht zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden, noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Ökonomie erfordern!

Acht und vierzigster Brief.

Sie sollen befriedigt werden! — Die großen Lobsprüche, welche der Nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizt. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentlichen Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des sel. Hrn. Prof. Schlegel) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der Nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen;

Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satyre über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der Nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758 angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag, noch an eine gewisse Länge der einzelnen Stücke gebunden. Diese Freiheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben, bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können, ꝛc.

Das ganze 1758ste Jahr besteht aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genannt.*) Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser ver-

*) Der Nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig, 3 Alphab. 12 Bogen.

gebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Styl und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfasser jetzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der Nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbrittanien übernahm, und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heißt Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deßwegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszusetzen. Ein besonderes Schicksal habe ihn genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweites Vaterland, welchem er ohnedies, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beigetragen habe. — Hierauf beschreibt er, mit den eigenen Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Aufsehers, und sagt:

„Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten und ruhigen Privat-

lebens nicht verlassen, und in Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben würde: so habe ich mich entschlossen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat."

Auf zwei Punkte verspricht er dabei seinen Fleiß besonders zu wenden: auf die Erziehung der Jugend nämlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beides, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat er in die Geschichte seiner eigenen Erziehung gebracht, welche das 46ste und die folgenden Stücke einnimmt.

Was der Nordische Aufseher zum Besten der unstudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ungefähr auf sechs oder sieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preist er z. E. in dem vierten und siebenten Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusatze:

„Ich kann nicht schließen, ohne zur Ehre dieser

Werke, und zur Ehrefrem der Sprachen, zu wünschen, daß sie mit allen anderen vortrefflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden Übersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand, und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles zu sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht wie Lodde unter uns übersetzt." —

In dem dreizehnten Stücke redet er von Young's Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt:

„Er ist ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhaben ist, sondern auch unter den Menschen am nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenzt rc. Nach der Offenbarung, setzte er hinzu, kenne ich fast kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken." —

Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des Bischofs Buttler's*) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumont's**) moralische Schriften; des Hrn. Basedow†) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau††) Freund

*) Stück 9 und 22. **) Stück 21.
†) Stück 24. 29. ††) Stück 34. 36. 38. 40.

des Menschen; und ein sehr wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn. Tullin.*)

Dieses letzte Gedicht führt den Titel: Ein Maitag. Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unseren meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Übersetzung daraus anführt, sind so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutschen jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Übrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt ist; der Du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erschaffen hast, Du bist alles, und alles in Dir, überall sieht man Deinen Fußstapfen" — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern Deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser seyn? O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen. — —

*) Stück 52.

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er ist beinahe Du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude die, welche in dem Dunste und Staube verschlossener Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam lauern! 2c."

Neun und vierzigster Brief.

Der Nordische Aufseher behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal: denn; aber sehen Sie selbst, wie bündig sein denn ist.

„Denn, sagt er, ein Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem Namen Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich

nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Übereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen Andere, und wird eine solche Übereinstimmung für nothwendig und schön erklärt: so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott seyn, oder man müßte leugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stände." —

Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anderes bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion: ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, der kein Christ ist; in dem Beweise aber: ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bei den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeigt, stehen bleibt; hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von der einen dieser Personen wahr sey, auch von der andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fechterstreich noch weiter treibt? Aus folgender Schil-

derung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar.

„Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er ein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können, ꝛc." —

Aber mit Erlaubniß: diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion; er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deßwegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deßwegen darüber spotten? muß er ihre Vertheidiger deßwegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in Eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterei! Und nun betrachten Sie seinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt.

„Allein, sagt er, wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten: so könnte doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet; und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen?" —

Abermals die nämliche Sophisterei! Denn ist man denn schon ein Christ (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, ein Wohlgefallen der Gottheit an unseren Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meine, es gehört noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bei Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewe-

gungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne, und fragt nur: was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kommt es denn bei unseren Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort:

„Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, ꝛc.“

Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion

unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus, und ihr Hauptzweck ist, denn rechtschaffenen Mann zu höheren Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höheren Einsichten können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die anderen Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höheren Einsichten verbundene Redlichkeit? –

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der Nordische Aufseher diese Behauptung: „wer kein Christ sey, könne auch kein ehrlicher Mann seyn;" mit unseren Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kommt ihr noch lange nicht bei. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen, will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten?

und warum enthält er sich des Wortes Glauben, auf welches alles dabei ankommt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von dem XXVsten nämlich, in welchem der Verfasser bestimmen will,

„welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken, die beste sey?"

Er nimmt deren drei an.

„Die erste, sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freiere Empfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft rc. Und weil wir durch diese Art, von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unserer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art, fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten er-

heben sie sich zu einer Bewunderung Gottes, rc. — Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu Einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen."

Und diese letzte Art, über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen anderen vorzieht. Aber was hat er uns damit Neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas Neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art, über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem solchen Stande

in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art, über Gott zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bei der kalten Spekulation geht die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung: eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Die Spekulation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutlichen Begriffe, die ich mir durch die Spekulation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhören, und ich mich bloß, ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr dieser Theile alsdann sind, je genauer sie harmoniren; je vollkommener der Gegenstand ist, desto größer wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit; denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen

kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art, über Gott zu denken an,

„daß, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde."

Und dieses kommt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bei ihm nur der Übergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt:

„Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe und, daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter seyn!"

Keine einzige neue Wahrheit. Die Wahrheit läßt sich nicht so in den Taumel unserer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatischen und enthusiastischen

Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metaphysische Art, über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilt, daß er unter andern auch sagt:

„Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein Kopf, und nicht bloß die Methode, dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufmuntern."

Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unserer Emfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind," sagt der Nordische Aufseher zu Anfange des XX. Stücks, „so oft sie wiederholt und in so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: so wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüssig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterließen, und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu zu seyn scheinen könnte: so würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bei den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung, als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten, und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner Hut seyn werde." —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er Unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner

Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdann würde er freilich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freiere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzelnen Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubt. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerlei zu halten. Er weiß, daß viele bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viele gemeinnützige, oder doch solche, die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die mora-

lischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheint sich der Nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisirt geradezu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwei zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen ließe, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabei gehabt habe. Das eine (im XLIII. Stücke) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweite (im LIV. Stücke) ist eine satyrische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen Nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem Nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug, er ist schön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch ausschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit deßjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke ge-

schrieben zu haben scheint. Sein Styl ist der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deßwegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner jetzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Jetzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der Nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdrießen lassen. Der Aufseher will in dem zweiten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit Anderer zu empfinden, reden, und fängt an:

„Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner persönlichen und häuslichen Vortheile eingeschränkt bleibt, und unfähig zur Empfindung anderer Glückseligkeiten ist, die nicht aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenschaften, oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kommt mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat." —

Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. —

„Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht dieselbe, so zu sagen, nur im Kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, mannigfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären sie gar nicht in der Natur; und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewundert vorübergehen! Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel wenig Gestirne; und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf der Erde! Wenn andere Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tausend große und herrliche Gegenstände auf einmal und ohne Verwirrung übersehen, und mit einem Blicke in dieser Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende Wiesen und einen weit gestreckten Wald entdecken, so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen Füßen aufwachsen, und selbst von diesen bleiben ihm mannigfaltige Reizungen verborgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; ganze

Gebirge verlieren sich in seinen Augen in Hügel; stolze Palläste bei einem gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie unvollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von der Größe, Ordnung und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannigfaltigkeit und Kunst bei ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechselungen seyn, und wie unglücklich ist der nicht, wenn er nicht mehr errathen, als sehen, und seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit seinen Freuden zu geizen wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwenderisch seyn mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Überflusse neue Reizungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken." —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort:

„Eben so ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc.“ — Und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?

Ein und funfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der Nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben, die eine auf die Geburt (Stück LIX.), die andere auf das Leiden des Erlösers (Stück XV.), und die dritte auf den Geburtstag des Königs (Stück XVIII.), von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit, zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die

kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beiden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied (Stück XVI.) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel Sonderliches zu sagen. Es ist so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Object. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,

Die Wahrheit seyn wird
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest, und sprachest
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.
Dieser Endlichkeit Loos,
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh'!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach.

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt, welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt, in welcher Überzeugung er mich mehr bestärkt: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters

Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während des Lesens, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe; muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott! Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!

Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!

Mit heiligem Schauer
Fühl' ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen und rauschen,
Ist der Ewige!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmer verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!
Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts, als eine künstliche Prosa, in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Komposition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmaaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Har-

monie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Kollision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhört: wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals dankt? — Ja, ich wollte noch weiter gehen, und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viele Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheint. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen: besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prose zu Statten kommt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viele Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte, rc.

Das einzige Stück des Nordischen Auffe-

hers, welches in die Kritik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merkt der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose, noch in der Poesie vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweist dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiener und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er:

„Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und was derselben nahe kommt, mit der meisten Feinheit, und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen. Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr; und wenn sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poe-

tischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen." —

Er kommt hier auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählt er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammengesetzt sind.

„Es ist," sagt er, „der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im gemeinen Leben: ein gottesvergessener Mensch. Warum sollen wir also den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?" —

Das zweite Mittel besteht in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. —

„Aber nicht allein die Wahl guter Wörter," fährt der Verfasser fort, „und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedene von den anscheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wörter der Perioden und die Ordnung derselben, der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht

genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort seyn sollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter andern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein: dessenungeachtet, könnte die schönste Stelle verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjection nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach fing den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schließen Sie aus dieser Stelle, wie viele feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unseren Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen, es mit allem Fleiße zu studiren. Es würde jeder alsdann wohl von

selbst finden, wann und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eigenen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigene Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Wörter sind eben deßwegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affekte, zuerst beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Deklamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affekte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correkten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakspeare zu kennen.

Zwei und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen kein Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftigen Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascov zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten

gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Überhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle Anderen, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihres Gleichen gewiß verdrängt sind. Ich bedaure daher

oft den mühsamen Fleiß dieser letzteren; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauer's bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süße Überzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlaßt hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genannt. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaisers Richard kennen müssen. Jetzt hat er uns eine Portugiesische Geschichte geliefert.*)

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie Neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischt werden? Kaum verlohnt es sich der Mühe, Ihnen von dem

*) George Christian Gebauer's Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks bis auf die jetzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Beläge und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig 1759. In Quart, an drei Alphabet.

Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden ist.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzelnen Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte. Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigen Art, in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen rc. —

O, ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die Portugiesische Historie kamen, bei der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian am längsten, am liebsten verweilt. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Person beizuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comet zu widerrathen schienen, am Johannistage 1578 unter Segel; setzte das Heer bei Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf

diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Mulocco zur Schlacht. Sebastian und seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicheres Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-Sebastiane aufstanden, als Spanien bereits das Königreich Portugall an sich gerissen hatte? Die ersten drei waren offenbare Betrüger, und erhielten ihren verdienten Lohn.

„Der vierte hingegen, welcher im Jahre 1598 in Venedig zum Vorschein kam," sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen."*) —

Unser Verfasser stellt eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kommt hierbei, sagt er, auf zwei Fragen an:

„ob der Tod des Königs Sebastian dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln; und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejahet werden, ob

*) Seite 19 des zweiten Theils kann man die Erzählung nachschlagen. R.

jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine grosse Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Sebastian bei Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweite zugleich entschieden. Aber, leider! kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kennbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten:

„Es war wohl nichts natürlicher, als dieser Beifall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den übrigen geringeren Gefangenen annoch verborgen seyn, allemal zuträglicher sey, daß man auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt, oder sonst weiter nachgespüret werde."

Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden: der von der Wahlstatt aufgehobene Körper sey nicht der wahre Körper des Sebastian, sondern der Körper eines Schweizers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich da auch keine Spur des Betruges? Keine; und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen, peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgericht, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gericht läßt ihn drei ganze Jahre sitzen, kann in drei ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennt es? Eigentlich nichts: es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiet zu räumen. Binnen acht Tagen!

„Das sieht, sagt unser Historicus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und von da in die weite Welt laufen läßt." —

Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drei vorhergehenden Betrügern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ!

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleinen Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so interessant sie auch bei ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unserm Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er sich überall als den bele=

fensten, als den sorgfältigsten und unparteiischsten Mann zeigt.

„Als den unparteiischsten? Was könnte einen Deutschen auch wohl bewegen, in einer Portugiesischen Geschichte parteiisch zu seyn?" — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der parteiisch seyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilt da allezeit selbst, wo er bloß seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugiesischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobei ein Deutscher, aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke seyn, zur Parteilichkeit gereizt werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des Zweiten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schifffahrt redet, gedenkt er des bekannten Martin Beheim, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabei geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürnbergischen Geschlechte behaupten wollen, daß nämlich Er der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sey. Sie stützen sich dabei vornehmlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verstehen, daß Beheim dem Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieser sagt mit aus-

drücklichen Worten,*) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge aus einer Seekarte des Beheim habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beitritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands etc. Triumph ruft, daß seine Landsleute nicht allein die Druckerei und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dessenungeachtet unser Historicus hiervon sagt:**)

„Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,***)

---

*) Hujus freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium praefecti, fretum esse negabant, et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat, quia, ut fertur, ut charta marina adunctatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero, cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Museo adseruabat. *Benzonus de India Occidentali*, Tom. IV. *Americae Theodori de Bry*.

**) Erster Band, S. 124. in der Anmerkung.

***) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices guarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut ut Hispani dictitant, ab Alphonso

dieses aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu seyn. Wenn Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chronik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der Congo entdecket hat) über die Äquinoctial-Linie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zu gesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen: mag daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach Amerika gekommen. Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer, Wagenseil, Stüven und Doppelmayer angezogen, sprechen davon nichts; und die größte Schwierigkeit finde ich in der anno 1492 von Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayer hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern, Christophoro Columbo und Ferdinando Magellan, ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen können." — —

Und an einem andern Orte*) fügt er noch dieses hinzu:

Sanchez de Helua nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam Occidentalem etc. *Geographiae et Hydograph. Reform.* Lib. III. cap. 22. p. 93.

*) Erster Band, S. 139.

„Columbus hat also die neue Welt, Vespucius aber das eigentliche Amerika entdeckt, oder doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutschen, die wir sonst recht große Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem Martin Beheims Verdienste hier nicht zulangen wollen, und müssen diese Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen; es wäre denn, daß wir dieses für unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte Theil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo oder Americus ist nichts anderes, als der gute deutsche Name Emrich; und Amerika folglich so viel als Emrichsland."

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparteilichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibt. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dessenungeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot.

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des jetzt regierenden Königs von Portugall, Johann dem Fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt:

„König Johann der Vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete sich vor euch; allein ich, der ich Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht vor euch: und werde euch nicht lieben, als in so

fern euch eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet." —

In einer Note aber fügt er Folgendes hinzu:

„Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, deren ich hierbei gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der Widerrufung des berühmten Edikts von Nantes gehandelt, und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux, Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen, fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel, seine Sünden zu tilgen, sey, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sey so weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich herausgelassen habe: er wolle zufrieden seyn, daß eine seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerei dadurch könne ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von Ruvigni, Heinrich, der bei der hernach entstandenen Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlangt, daß er mit seinem Hause das Königreich hat verlassen und sich nach England begeben dürfen. Hi-

stoire de l'Edit de Nantes, par Benoit, T. III. P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem irländischen und spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. Eben dieser Herr soll dem Könige Ludwig XIV. die Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edikt gegeben, Ludwig XIII. solches erhalten, er selber es bestätigt habe, und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des Königlichen Raths gebrochen werde; worauf der König soll geantwortet haben: Mon grand Père vous aimoit, mon Père vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. Mein Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete euch; aber ich, ich fürchte euch nicht, und liebe euch nicht. Wobei unten die geschriebenen Mémoires des Bischofs von Agen angezogen werden, und der lateinische Vers beigefügt wird:

Vos delexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

Es wäre doch was Sonderliches, wenn zwei so große Könige einerlei Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König Ludwig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edikts von Nantes gesprochen haben, in welcher Zeit König Johannes von Portugall noch nicht geboren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben,

was König Ludwig in Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bei reiferer Überlegung wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und seine Großen, als auf König Ludwig und seine Hugenotten schicke. Es braucht also dies einen bessern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den französischen Scribenten nicht ungewöhnlich ist, bei einem artigen Einfall über die historische Wahrheit wegzuschreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den lateinischen Vers nicht gebraucht, viel weniger gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweisthümer davon in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind. rc."

Ich bin im Stande, einen Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historikus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beide aus Einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nämlich, was ich von Heinrich dem Vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edits faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son prédecesseur leur

avoit toujours tenu parole, il leur respondit: *c'est autre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas: mais moi je vous aime et ne vous crains pas.* Diese Stelle steht unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweiten Theile seiner denkwürdigen Reden beigefügt und übersetzt hat. Was erhellt aber unwidersprechlich daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der Vierte sagte: mein Vorfahr fürchtete euch, und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht; und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — keins von beiden zu thun; und, fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand, ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludwig XIII. einfältig genug war, sich sowohl vor allem, als vor nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bei weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielt hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des großen Heinrichs nicht sollte gelesen haben?

Drei und funfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bei seinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ungefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebastian folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bei seinem Tode nicht in der äußersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmsten, und wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historikus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugall gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheint aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen Durchlauchtigsten Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unparteiischen Nachwelt gekannt zu werden verdient. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Sainctonge beschrieben;

und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter seyn. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdigt haben, wenn sie sich nicht, gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmanns rühmte, der alle Achtung verdient. Sie versichert nämlich, sich der Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo bedient zu haben.*) Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreuesten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennt Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der bloßen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die

*) Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Mémoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de *Sainctonge*. In Duodez.

Frau von Sainctonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilt, an und für sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit anderen unverdächtigen Zeugnissen streitet: was kann ein Historikus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe Verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese oder jene Stelle bei unserm Gebauer berichtigen, oder in ein größeres Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Parteilichkeit der Frau von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bei ihr außer Zweifel. Ihr zufolge hatte sein Vater, der Herzog Ludwig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich, angetraut gewesen sey. (S. 81.) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Afrika, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzogs Ludwig gehalten habe. (S. 26.) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludwig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreizehn Jahre von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludwig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben

ein; aber diese Einsetzung beweist für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Kardinals Heinrich sagt, beweist ihre unbedachtsame Parteilichkeit noch mehr. Der Kardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt sie es also nicht dabei? Warum läßt sie uns, außer dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippe trouva le sécret de l'empêcher de languir. (S. 31. 32.) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrich, und ließ ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genannt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Frau von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das, worin man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt,

und die Herr Gebauer bei folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können.

„In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Tercera, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sey nicht erschlagen, sondern entkommen, und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des Königs Heinrich Tod, und seine Erhebung denen auf Tercera wissen ließ, waren sie dessen wohl zufrieden; und ob sie gleich durch ihre Abgeordneten des Antonii Niederlage bei Alcantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angeborenen König beständig, zumal da Cyprian von Figueredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bei diesen Gedanken erhielt, und Petrus Valdes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war." *) —

Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit, sehr concis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Frau von Sainctonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figueredo gefolgt seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle anderen Scri-

*) Seite 4. 5. des zweiten Bandes.

deuten. Sie nennt ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,*) Gouverneur auf Tercera, und hatte sich für den Antonio erklärt, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gome, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich fürs erste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes, oder wie ihn die Frau von Sainctonge ohne Zweifel nicht so richtig nennt, Balde, war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweiter

*) S. 60 und 3.

Versuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheint von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Saknctonge aber erzählt Folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nämlich eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeint, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwei entkommen, die sich in ein Paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwei hätten loosen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müssen. (S. 75. 76.)

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhaf=

ter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn; und führt dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worin er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauer muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugall verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Frau von Sainctonge zufolge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das Enkhuysische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweiten Reise nach England brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während der Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Sainctonge erzählt uns einen merkwürdigen Umstand davon, den

sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert.

„Die Königin Elisabeth," sagt sie, „lud ihn auf das inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that es also, und ward auf eine sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine große Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen, und schickte sie ihm, bis auf die Höhe von Salisbury, entgegen, mit dem Vermelden, daß er sich von der großen Schäferin des Landes allen möglichen Beistand zu versprechen habe. In allen Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger, als für einen seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen." —

Dieser sein zweiter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1090. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem Vierten einen nachdrücklichen Beistand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht befestigt genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr

1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle versichern ließ, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er ging also nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß, wenn er bei seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabei lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald darauf folgte. Hier lag Antonio dem Könige sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beizuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach, es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war bereits ernannt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wollte. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzählt die Frau von Sainctonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauer dienen, bei dem man, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufge-

halten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrich IV. jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genug war, ihn bloß deßwegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen?

Das Besonderste, was ich sonst bei der Frau von Sainctonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt sie ein Liebesabenteuer, welches Don Ludwig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheirathet, kann keine andere seyn, als die Prinzessin von Monteleone, mit der er sich, zufolge der Histoire généalogique de la Maison Royale de France, verbunden hat: wobei es mich aber wundert, daß sie die Frau von Sainctonge schlechtweg une Dame Italienne nennt, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erweckt. Damals muß sich Don Ludwig auch dem spanischen Gehorsam noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater, dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Sainctonge auch meldet, daß er ein Capuciner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe.

Drei und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie fürs erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nämlich, und, wie man sagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser, als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können.

„Die Tragödie, sagt er, ist dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen."

Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney,

ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen: in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,*) *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηστον*; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι, και τῳ βιῳ των πολλων*, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

Οὐκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
Αλλ' ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdann, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeinten edlen Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan

---

*) Plutarch.

seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben;*) und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, daß sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmaaßes, des Styls, des Vortrags ertheilt haben. Alles, was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, besteht in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wieland in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard IV. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tower gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges Mal, zwischen

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften. Vierten Bandes zweites Stück, S. 785.

dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekommt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehreren und wesentlicheren Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil zieht.

— — Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedies eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire. Man höre nur!

— Was gut, was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn

Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn,
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht
Gold;
Er bat um Weisheit, und er ward erhört.
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allem ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie.

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimt sich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben

verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt wird. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde, zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland geradezu aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stückes schnurstracks zuwider läuft. Ich meinte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfe, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bei den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wieland muß dessenungeachtet ein vortreffliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nämlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen

Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel, und machen sie auch selten ganz leer; folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphirt über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern gegründetern Beispiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unseren blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

— — Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh' mir der Thron gebührte?

Und ihre Mutter antwortet:

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzendste Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese vortreffliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer fein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must
you be
Ere I can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only:
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud additions Pow'r can give.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so Schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wieland, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

— — — — — — — Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächern Geschlechts
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! —

Der Engländer.

— — — — — — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her
tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly train!

Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk.
Red with the blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* bosom? All the mourning year
Our towns shall glow with unextinguish'd fires;
Our Youth on racks shall stretch their crackling bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzessin! Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme:
Durch deren Eifer, unter derem Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll, durch deren klugen Scepter
Gesetz und Freiheit, Fleiß und Überfluß
Und Wonne diese segensvolle Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen!
Mein Knie beugt sich zuerst, dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,

Our *England's* dearest Hope, undoubted Off-
spring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright zeal, by whose victorious
faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our
Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous
sceptre,
The plenteous Years shall roll in long suc-
cession;
Law shall prevail and ancien Right take place,
Fair Liberty shall list her chearful head,
Fearless of Tyranny and proud oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry.
Bur Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach, meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsess, curs'd my Tongue
That pleaded for thy ruin, and persuaded

Thy guiltless feet to tread the paths of Greatness!
My Child! I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

Vier und sechzigster Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lawder, die englischen Verse selbst gemacht habe? Allzu viel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer existirt, und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bei Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabei, als das todte Stillschweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Übertreibung behaupten,

daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch; und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählt. Von diesem Punkte geht Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebst einem gewissen Johann Gates, eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen liegt, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk geht ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beschleunigen: so wie kurz zuvor Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einem Monologe weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne, dem Guilford, vermählt werde. Der Graf von Pembrok kommt dazu: ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht. Pembrok stutzt darüber um so viel mehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben,

was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembrok im geheimen Rathe warte. Pembrok bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt, als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kommt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrok kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrok aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar aus=

zuschließen für gut befunden: als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrok kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündigt den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bei dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — — — — —
— — — — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O, meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mirs wäre,
Bei dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Gescheh'! ꝛc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe legte dem sterbenden Könige pathetischere Worte in den Mund:

— — — — Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the yoke of *Rome*,
And rake thy painful servant to thy mercy!

Northumberland und Suffolk beschließen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß, wegen ihrer schleunigen Verbindung, beibringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste, und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrok sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmälig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembrok geräth in Wuth, beschuldigt ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges,

verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrok. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrok dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führt seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweiten Aufzug anfüllt. Hier ist es, wo er dem Engländer das Meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrok und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führt den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrok soll abgeführt werden; aber Guilford kommt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte

Pembrok ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eigenen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kommt Pembrok auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bei der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrok fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) hereintritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhigt sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen, und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kommt dazu; sie jammert; Guilford tobt, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drei, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilt. Zu ihm kommt Pembrok. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bei der

Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne. Er eilt also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrok begiebt sich zu seinem Guilford. Jetzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrok kommt, und ihnen seine fröhliche Botschaft bringt. Nur einen Augenblick glänzt ihnen dieser Strahl der Hoffnung. Gardiner erscheint, und bekräftigt zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beide zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführt. Die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste. Johanna besteigt es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphirt; Pembrok verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrok herausgerissen, und die letzten drei Aufzüge in fünf ausgedehnt, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beiden letzten, die Handlung ungemein schläfrig

geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehobnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrok, ach! mein Freund,
Mein Pembrok selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrok hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenkt, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkommt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrok des Rowe, dem der deutsche Dichter in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Hrn. Dusch geflossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus
Ad partes.

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr D u s ch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freimüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Übersetzungen; und Übersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

— — Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst. Ja, man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisiren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden theilhaft. — Zwar von diesen seinen Streitbüchern sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter, als seine Übersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine D u s ch i s ch e Übersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen, nicht sowohl aus dem Englischen, als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden, wenn man sie recht be=

nennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande.*) —

„Aber wo steht denn da etwas von Herrn Dusch? Sie werden sich irren!" — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dick; und scheint mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatirt zu seyn! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren, als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführt wird, nicht bündig genug scheint; — hier ist ein anderer!

„Der Jugend besser fortzuhelfen," sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr Martin seinem lateinischen Texte eine engländische Übersetzung beigesetzt hat, habe ich eine eigene deutsche Übersetzung unternommen." —

Aus dieser eigenen deutschen Übersetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so: — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe**) eine Stelle

---

*) Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritischen und ökonomischen Erklärungen Hrn. Dr. Johann Martins; Lehrers der Botanik zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Übersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig 1759. gr. 8. 2 Alph. 6 Bogen.

**) S. oben Seite 99.

aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte?

„Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß."

Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwei Zeilen des Virgil sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum; und ich weiß selbst nicht, aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Übersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand:

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafs gleich gemacht, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilt hat."

O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen, Herr Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwei verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Übersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Hrn. Dusch!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatz noch einmal wiederholt

haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt. Genug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nämlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat,

hat er das medium orbem richtig übersetzt, ob es gleich auch hier Ruäus falsch versteht, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellt, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merkt bei dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sagt: die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bei der Übersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten:

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat,“

noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares etc.

Und was ist hier dies und dort die? Beides, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehrern Zahl genommen, da er übersetzt:

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht?"

Die Wage macht die Tage gleich? ꝛc. — Welcher Unsinn! Wann ist denn bei Herrn Dusch in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht ꝛc. Ist denn das nicht ganz etwas anderes? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können.

„Bei den alten Römern, sagt Martin, endigte sich der Genitiv der fünften Declination in es: also war Dies eben das, was wir jetzt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich

aber habe, auf Glauben des Aulus Gellius, Dies dafür gesetzt. Er sagt nämlich: diejenigen, die Virgil's eigenes Manuscript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postrema longinqua dies confecerit aetas.

Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*; quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Caesellius ait, scriptum inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturos illius dies poenas.* Quocirca factum hercle est, ut facile iis credam, qui scripserunt idiographum librum Virgilii se inspexisse, in quo ita scriptum est:

Libra dies somnique pares ubi fecerit horas;

id est: *Libra diei somnique.*" — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Hr. Dusch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Nr hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bei der Anmerkung, noch bei der Übersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein Voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte, eben so gut hätte er ihn ja auch bei dem hauserat medium orbem vergessen können,

wenn er nicht, bei meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon:

„Ich theile sie dem Publikum mit, weil ich glaube, daß sie manchem, sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.*) —

Sie glauben nicht, wie sehr des Hrn. Dusch anderes Ich, oder sein kritischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen D. formalisirt hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bei Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter, muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neueren Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel. Virgil

---

*) S. die Einleitung, die in den Litteraturbriefen mit D. unterzeichnet ist.

redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beiden Polen, und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus: und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Dusch nicht deutlich genug; denn er übersetzt:

„Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes, unter ihren Füßen." —

Die Manes unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füßen. — Der Übersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi,

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, et umbrae infernae vident sub pedibus." Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben

Sie auf die ganze Übersetzung daraus schließen zu können? „Daß sie elend ist!" — Übereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erklärt, aus zwei oder drei Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nachdem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu Statten kommen. Und Sie müssen sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie sich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt Herr Dusch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht würde gethan haben." —

Gut! Aber mußte sich diese Sklaverei gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Übersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekommt, als: den leichten Lageos, der einst deine Füße versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho **

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas.*
Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nämlichen Worte reif begeht Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:
Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, et tunc *mollissima vina.* ***

Und Herr Dusch übersetzt: Feire der großen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird: dann sind die Lämmer fett; dann ist der Wein am reifsten. — Wann ist der Wein am reifsten? Das ist: wann giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O, mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! —

Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch so viel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif; und wenn es auch immer reif hieße, so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Übersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweideutigkeiten unterworfen seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht," wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das, was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt Myrtus? Du findest, ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heiße ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

— cingens materna tempora myrto. *)

---

*) Lib. I. v. 38.

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorber umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt caper? Du findest, ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heißt eine Ziege. Denn er übersetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur. *)

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ei, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr. — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt pernox? Du findest, übernächtig. Und Herr Dusch sagt, es heiße hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores:
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili;

so übersetzt Herr Dusch: Der Überwundene geht davon, und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beseufzt kläglich seine Schmach, die Wunde, die er

*) Lib. II. v. 380.

von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerächt verlor: schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Siehest du? Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand anderm? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedies nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht, Herrn Dusch zu belehren.*)

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen,**) fing bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In

*) Lessing führt hier noch eine Anzahl Stellen an, zu mehrerm Beweise, wie schülerhaft Herr Dusch den Virgil übersetzt habe. Ich habe geglaubt, es wäre unnöthig, diese Stellen jetzt noch wieder abdrucken zu lassen. N.

**) Der sel. Prof. Uhle. N.

dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweiten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheint aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand, dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nämlich so viel Beifall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilt haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen, der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beitrag ist er also in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit anderen lesenswürdigeren Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die vier ersten Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.*) Byckershoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius,

*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae 760. 2 Alphab. 4 Bogen.

Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner rc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnitzen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwei derselben sind an P. J. Spèner geschrieben, und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber, an den berühmten Huetius, sind desto interessanter, und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwei ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unseres Weltweisen erinnern, Sie ungefähr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der klassischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauch des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bei dieser Arbeit auch unseres Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz anderen Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete, so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bei welchem sich Philosophie und eine gesunde Philosophie anbringen ließe. Man schlug ihm in

dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbau, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor.

„Mich zum Plinius zu entschließen, schreibt er, verstehe ich zu wenig von der Arzeneigelahrtheit; und von den Schriftstellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe Kenntniß der Ökonomie ab."

Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er jetziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch schon wirklich an, daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubt? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unseres Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben; denn in den Briefen, die er 1679 aus Hannover an den Huetius schreibt, wird des

Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darin verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählt, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen ist, daß ihm dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas außerordentliches dabei zu leisten. Übrigens muß es ein wenig verdrießen, daß Leibnitz bei dieser Gelegenheit nicht allein zu klein von sich selbst (denn ein bescheidener Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will), sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectus a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landsleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus

Komplimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Komplimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drei folgenden Briefe hat Leibnitz bei Gelegenheit des Huetschen Werkes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik.

„Die Kritik, sagt er, die sich mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen und Inscriptionen beschäftiget, ist eine sehr nöthige Kunst, und zur Festsetzung der Wahrheit unserer Religion ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, gehet die Kritik verloren, so ist es auch mit den Schriften unseres Glaubens geschehen, und es ist nichts Gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineser oder Mahometaner unsere Religion demonstriren könne. Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theodorico Veronensi, wie sie bei uns die Ammen, unter dem Namen Dietrichs von Bern, den Kindern erzählen, von den Erzählungen des Cassiodorus, eines zeitverwandten Schriftstellers, der bei diesem Könige Kanzler war, nicht unterscheiden; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, ob nicht Alexander der Große des Königs Salomon oberster Feldherr gewesen sey; gesetzt, es wären uns, anstatt des Livius und Tacitus, weiter nichts, als einige von den zierlichen, aber im Grunde

abgeschmackten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer Männer, wie sie jetzt geschrieben werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, dergleichen bei den Griechen vor dem Herodotus waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch viel weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist dieses, meiner Meinung nach, auch das vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts weiß, die historischen Beweise, auf welche sich die christliche Religion stützet, nicht begreifen kann." —

Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem Vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Kritik so stark getrieben, und in den neueren Zeiten hingegen so sehr vernachlässigt worden.

„Die Kritik," sagt er, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genähret. Denn es ist kein Übel in der Welt, das nicht etwas Gutes veranlassen sollte. Indem man nämlich von dem Sinne der Schrift, von der Übereinstimmung der Alten, von ächten und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte, und nur derjenige von den Kir-

chenscribenten aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Alterthums gehörig umgesehen hatte: so durchsuchte man aufs genaueste alle Bibliotheken. Der König von England, Jacobus, selbst, und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und des Staats, gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten vielleicht ein wenig nur allzu sehr ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege ausbrachen, und nach so viel-vergossenem Blute die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrei nichts ausgerichtet werde, so bekamen, nach wiederhergestelltem Frieden, sehr Viele vor diesem Theile der Gelehrsamkeit einen Ekel. Und nun fing sich ein neuer Periodus mit den Wissenschaften an; indem in Italien Galiläus, in England Baco, Harväus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassendus, und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern entgegen zu setzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene treffliche Erinnerungen oder Gedanken den Menschen Hoffnung machten, die Natur vermittelst der mathematischen Wissenschaften näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersuchen, worin es, wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird, und woher es kommt, daß die Schüler so großer Männer, ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch nichts Besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu. Ich will

nur dieses Einzige anmerken, daß seit dieser Zeit das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren, sorgfältig enthalten, theils damit sie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es auf geschehene Dinge ankommt, von der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist, und nur durch sie gründliche Untersuchungen sich von einem seichten Geschwätze unterscheiden. Damit also dieses Übel nicht weiter um sich fresse, kann man die Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sey." —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii lebten, so nöthig war; wie viel nöthiger wird sie jetzt seyn, jetzt, da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrten, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? *)

---

*) Seitdem die kritischen Werke eines Michaelis, Griesbach, Eichhorn u. a. erschienen sind, ist den deutschen Gottesgelehrten dieser Vorwurf nicht mehr zu machen. N.

Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden seyn, die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von dem Plato und Aristoteles nicht anders, als von ein Paar elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen urtheilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdient Bewunderung. Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen, können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen seyn, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennt, finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archimedes und Apollonius versteht, der wird die Erfindungen der allergrößten Neueren sparsamer bewundern."

Gewiß, die Kritik auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterei, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden

ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Contrast macht mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses und jenes grundgelehrten Weltforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden, z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war unstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studirte. Er hält sich stark darüber auf: Saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae et historiae; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cuper, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilt wird, viel Nützliches und nicht selten auch Ange=

nehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bei den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführt, und von einigen die Tochter des Jupiter, von anderen die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von anderen die Seugamme des Apollo genannt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehrt worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria, habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwei Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit, gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirrt, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Nou* und *Ἀληθειας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beinamen *Nους* geführt habe. (Wenn Sie Kühn's Ausgabe des Älianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Älian nicht von zwei Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Nou*, und nach Anderen die Aufschrift *Ἀληθειας* geführt habe.) Die Betrachtung endlich, die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellt, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit; Quodsi jam admiscere vellem hisce

profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Judaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eum male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, et ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent etc. Ich würde auf eine natürliche Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehrt haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstrakte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll, so erwarte ich nur einen Wink.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweite verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer

andern und höhern Sphäre gezeigt. In der tragischen.*) Und mit Ehren.

„Was?" — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren —

„Was? Ein Witzling, der den Geist der anakreontischen Gedichte besitzt, sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz: Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall, und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann." —

„Man sollte glauben," fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beiden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens — **)

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herr Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unseres scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bei dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu sehen, und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schließen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden, und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

---

*) Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig 1759.

**) S. Dusch vermischte Schriften, S. 46.

In dem Vorberichte klagt Herr Weiße — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hochschätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen an tragischem Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden.

„Aber ein unglückliches Schicksal," sagt er, hat bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeigt, was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren haben." —

Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beiden ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darin mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freigeist zu versprechen geschienen. —

„Andere," fährt Herr Weiße fort, „lassen, wir wissen nicht, aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbeifliehen; sie schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens über-

häufen, oder sie sich in andere Sorgen vertheilen." —

Ich kann nicht sagen, wer diese Andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes, als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreißigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wann kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen, und es so selten sind.

„Noch Anderen, heißt es weiter, fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft gesehen, und kennen die dramatische Dichtkunst bloß aus dem Aristoteles und Hedelin." —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein

neuer französischer Schriftsteller *) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt:

„Eigentlich zu reden," sagt er, „giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzig tausend Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus war mit drei hundert und sechzig Säulen, und mit drei tausend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenschaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen, durch die große Anzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben: es findet sich in seinem Charakter etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren: welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Per-

*) Diderot, in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

sonen an einem finstern Orte zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unseren Talenten abhangen soll?“ —

So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen? Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussieht, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was

können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein Paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentanten auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch so bald keine Änderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weiße heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweite war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten, übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer, freie Hand zu haben hoffte, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatte. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bei dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können.

„Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Gefängniß, in das Schloß zu Barkley, brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freiem Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammigen Graben genommen

worden, den Bart putzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeigt hatte, so konnte er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen, und zu erkennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sey. Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwei Ströme von heißen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen."

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bei dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß aller der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringen Person.

„Eine Bäuerin," erzählt er, „schickte ihren Mann zu ihren Ältern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag, mit zerstreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes, und sagte unter Vergießung von Thränen, und mit einer Aktion, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: Ach! als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße dich zum Tode trügen?"

Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darin suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darin, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nämlichen Umständen das nämliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt,

auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn war überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königs, Edmund, Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders, als mit List beikommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache

ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahrt werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwei Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen wären, oder ihn betrügen hälfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung. Endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht. Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines

Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmund mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ungefähr in die Gedanken schießen. Die Ökonomie ist die gewöhnliche Ökonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdrucks und der Wendung, nichts Geringeres, als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja, Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edlen haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bei der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwert gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;

Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach, und Freunde für ihn baten:
Ich werd' jetzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär' ich ohne dich, so wär' ich schon verzagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unseres Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässigt, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes; die Sprache ist das Colorit; und man bleibt ohne dieses nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben. So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat die Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang' er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — Nein; sprich, so lang' er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang' er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freiheit und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang' er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfechte;
So lang' er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein sobald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht;
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte;
Daß man den König nicht der Freiheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglücksel'gen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will).

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl' in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

Hundert und zweiter Brief.

Der zweite Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freimüthigkeit aufnehmen würde. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann

Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritter-akad.*) Nun? werden Sie sagen: das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O, Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig possierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltenen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unseren Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Cha-

*) Soröe 1760, in groß Octav, 5 Bogen.

rakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünscht aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da, so einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er steht hinter mir, und zeigt mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidigt habe?

„Alle Kenner," stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der jetzigen Gelehrsamkeit der Deutschen wissen die Verdienste des Herrn Hofpredigers Cramer. Der Verfasser der nach dem Boussuetschen Muster fortgesetzten Weltgeschichte; der neueste und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer; der geistliche Redner, der in unseren Tagen kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu lesen verlangt; der Übersetzer des Chrysostomus, welcher seinem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert

hat; derjenige, dem wir die beste Übersetzung der Davidischen Psalmen in gebundener Schreibart zu danken haben; der Verfasser des Schutzgeistes; derjenige, der an dem Jüngling, den Bremischen Beiträgen, und darauf erfolgten vermischten Schriften, einen ansehnlichen Antheil genommen hat; endlich der Verfasser der meisten Stücke des Nordischen Aufsehers, sind nur — — ein einziger Mann, welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann ist!" —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beiden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen; er war auch einer von den hällischen Bemühern,*) dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. —. Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unseren trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

---

*) Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks, eine sehr mittelmäßige periodische Schrift, kam zu Halle 1744 bis 1746 heraus. N.

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickt es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darin erhalten, die seine Unparteilichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramer, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buches zu thun sey, in welchem er gern wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe; eines Buches, das er gewissermaßen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Kritik bei weitem nicht so beleidigt, als ihn Herr Basedow beleidigt zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweiten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn Andere anderer Meinung sind, und er nicht immer den Beifall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebt. Diese

lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt.

„Die Selbstvertheidigung," sagt er, „wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Überdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bei der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben." —

Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affektiren wollen. Hätte er es aber affektiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdann thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! 2c.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender, als ein Kind, verwirrt die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beide Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen.

„Ein poetisches Genie," sagt einer von den ersten,*) den ich eben vor mir liegen habe, „ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempt to subscribe to the opinion of Sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, that live within the compass of a thousand years,

---

*) Der Verfasser des Essays on the Writings and Genius of Pope, S. 111.

for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born capable of making as great generals, or ministers of state, as them oft renowned in story."

Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennt unter seinen Landsleuten eigentlich nur drei Männer für Poeten, den Spenser, den Shakspeare, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der, unter so vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts, als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste, französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle différence entre le Versificateur et le Poëte! Cependant *ne croyez pas que je méprise*

le premier: son talent est rare; mais si vous faites du Versificateur un Apollon, le Poëte sera pour moi un Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue; jettez sur ses épaules la peau du lion de Nemée, et vous n'en ferez pas un Hercule. Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worin der Poet von dem Versificateur unterschieden ist, so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen Sie es erst aus unseren Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: *παρ᾽ ἐμος ποκοσ οὐ κναπτεται.*

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genannt; und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genannt, und läßt (S. 9.) diese beiden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigenen Worte wären. Welch eine schamlose

Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beiworte sich leicht nichts Zweideutiges, nichts Ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidungswürdige beilegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so prahlt, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur.

„Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beifall zu finden, da er es ihm despotisch absprach, und nichts als die Vollkommenheit eines Versificateurs lassen wollte." —

Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerischen Oden (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeigt? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte

glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter:

„Ob desselben drei Oden, im ersten Theile des Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen sehen." —

Aus einzelnen Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw' aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen;
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn!

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab' ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret;

Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte, tief in Qual versunken,
Schon mehr als Einen Kelch getrunken.
Ach, wie ist die Hand so schwer!
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn!
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht, was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nannten Friedrichs Namen,
Und alle nannten ihn voll Dank.
Uns hat Jehovah sein Leben
In einer der gnädigsten Stunden gegeben.
Fleug unser Dank, fleug weit umher!
Er, der ihn gab, gedenke seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? Doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poët ist, und ich ein Verläumder bin? Bald beweisen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerischen Oden sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortreff-

lichsten Versificateur genannt hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilt: Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit deßjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine. Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beispielen bestätigt. Aber mit wie vielen will er es noch bestätigt haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand. Also z. B.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst die,

welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen rc."

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Übertretung der edelsten Pflichten ist bei ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viel nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, als der Patriot, unter einer dringenden Verbindlichkeit steht, für sichere und zuverlässige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen, und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern rc."

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere. Z. B.

„So sorgfältig sich auch Ältern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer

ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder die angeborene Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so nothwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Überzeugung fähig sind: so ist es dennoch beinahe unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich eine eben so unleugbare Erfahrung bleibt, daß, nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder, einige der Züchtigung mehr, und andere derselben weniger bedürfen." — Oder:

„So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Vater schon in meiner frühesten Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste Wesen, tugendhaft zu seyn, in meine Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich, gleich Anderen, starke Reizungen und Versuchungen gehabt habe, diese Neigung mich bewahret hat: so fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich durch nichts beweisen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte, und durch sein Beispiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu

machen wünschen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen."

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theurung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuern müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse &c. Kann man abgedroschenere Wahrheiten mit aufgeblaseneren Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichere, daß sich dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mitte und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabei alle Ihre Gedanken zusammen: und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich," hebt das dreißigste Stück an, „in unseren Zeiten die Bestreitung und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es für diejenigen, welche sich nach ihren äußerlichen Umständen in die Gesellschaften der größern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu seyn, und die Gründe einzusehen, die einen vernünftigen Beifall

wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß seine Feinde, er muß ihre Stärke, ihre Waffen, und die Art wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es scheinet zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu seyn brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit annimmt: sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein wenn man diese Wissenschaft besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: so hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe unseres Verstandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; unsere Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunkelung sicherer; man ist vorbereiteter und geübter zu widerstehen, und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu widerstehen, welche die großen Grundsätze desselben angreifen, und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Überzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen

aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falsche in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: so wird er wider seinen Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung bestärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst halten? und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug schätzet, weil er sie nicht genug untersucht hat ꝛc."

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bißchen Gedanken weghaben; wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenten Theile seiner Worte eben so stark und schöner vorzutragen?

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schließt; wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt,

durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort für Wort zugezählt würden: ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Styl dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deßwegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anderes, als die strengste Wahrheit gesagt? Freilich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstyl; freilich predigen nicht alle seichten Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studirt haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nämlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt

haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis, gesagt haben: sein Styl sey der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O, so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadels ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt: in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit, als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabei zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe: und nur aufrichtig zu sagen, was

für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen anderen Schriften des Herrn Hofpredigers Cramer zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabei genannt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bei dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beiträgen und den vermischten Schrifen zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe; daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernt haben? Ob er sie in seinen Predigten hat, das weiß ich nicht; denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht seyn: es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen; oder er verkennt die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenleh-

rer hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceroni=schen Perioden verkündigt? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdann flocht, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als über=zeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Re=den des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symme=trie sowohl unter den Worten, als unter den Ge=danken, so gewaltig vernachlässigt ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammgesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten einge=streuet werden, als es die kurzen und einfachen bei ihm sind.

Unterdessen muß bei dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredsamkeit noch größere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.*) Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte; aber

---

*) Man sehe oben S. 133.

können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt?

„Ich gestehe es," sagt er, „einige große Schriftsteller, die mehr Demosthenisch, als Tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der Beredsamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert." —

Da haben wir's! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bei dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bei dem Tullius keins anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten, als die zweite Frage: Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern, und schweigen.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schießt! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der Nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiele mir deßwegen, weil darin von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonnirt werde. Aber nein; mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deßwegen mißfallen habe, „weil in demselben Einigen, die ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird." Ich erschrak, als ich diese Worte zum ersten Male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabei überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen.

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas

anderes bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweideutigkeit habe ich eine Sophisterei genannt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liest.

Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte;

„ist es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphysik ohne Fehler geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils aus der Zweideutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche Zweideutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um Andere zu verblenden; wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt; wer sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweideutigkeiten hartnäckig vertheidiget: der kann allemal ein großer und verehrungswürdiger Mann seyn, und dem kann man, ohne Lust an gelehrten Scheltworten, nicht Sophistereien und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja kein großer Mann von seinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben." —

Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier predigt. Er nennt gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind.

Wenn ein großer Mann eine Sophisterei begeht, und ich sage, daß er eine begangen hat; so habe ich das Kind bei seinem Namen genannt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deßwegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirrt, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterei, als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminirt, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er anglisirt in dieser Absicht das ganze Blatt; und

es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion."

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andere folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet."

„Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpflicher Witz über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend gelernten Katechismus seyn kann, den er nunmehr verachtet."

„Zweiter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist in hohem Grade schwach und unzuverlässig."

„Zweiter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kommt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes;

und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen."

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann seyn könnte. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der Nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt. Eine solche Venus kann nicht sagen: ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bei Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drei Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Wortes ein

Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennt: das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser rc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: das ist die zweite Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen kann; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen leugnet: das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drei Bedeutungen sollte das Wort: ein Mann ohne Religion, nicht haben. Allein, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Bösewicht darunter versteht, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis paßt. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andere folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu er=

füllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennt er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet, diese Pflichten zu erfüllen. In der zweiten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennt Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bei jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bei diesem hinlänglich sind: das ist hier die Frage nicht. Genug, jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennt? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel. Man setzt nämlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennt. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehrt, und in der nämlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nämlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den

Papst auf, die Pflicht nämlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anderes darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unserer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen. Also zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religionen überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Überzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft, und nicht bloß die Religion, absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffener Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffener Mann sey;

aber dennoch ist es wahr: er ist keiner. Allein er ist nicht deßwegen kein rechtschaffener Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein Mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinen Nächsten. Denn auch sogar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffener Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bei dem allen scheint es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht, in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet

über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nichts anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Ich wende mich zu dem zweiten Beweise.

„Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kommt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne sorgfältige Untersuchung, nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es; so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen." —

Das ist ein Beweis! und ein zweiter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätz auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von

ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis:

„Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte, noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann seyn könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt."

Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unseres Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nämlich: hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion, rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Basedow sagt selbst: es solle diesem Beweise der

zweite Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweite Zusatz?

„Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist in hohem Grade schwach und unzuverläßig."

Warum ist sie so schwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unseren Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen; so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffenen Handlungen, so schwach und unzuverläßig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverläßig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: aber die Religion giebt uns noch mehr Gründe, unsere Leidenschaften zu bemeistern ꝛc. Das gebe ich zu.

Allein, habe ich damals schon erinnert, kommt es denn bei unseren Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit

mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Wenn Herr Basedow das nicht versteht, so kann ich ihm freilich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen, als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätz erregt Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch meint er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht?

„Der Herr Hofprediger," sagt er, „trägt im Nordischen Aufseher kein System vor, und hat die Absicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem Manne ohne Religion, einen solchen verstehe, der gar keine hat, oder nur denjenigen rc."

Kann man eine größere Absurdität sagen? Deßwegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meint Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweiten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne

alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblattes, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Mann ohne Religion, bloß einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel zieht. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas Falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen, muß ich mich freilich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

Hundert und siebenter Brief.

Herrn Cramer muß es also hier gegangen seyn, wie es allen geht, die ihre Gedanken unter der

Feder reif werden lassen. Man glaubt, eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen: indem man damit beschäftigt ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten: man dreht sich jetzt so, jetzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab, und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anderes beweiset, als man zu beweisen versprach: doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! Diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfte. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unseren guten Absichten bequemen will. Nicht will? O, sie wird müssen: wir verstehen uns aufs Beweisen.

„Denn," sagt Herr Cramer, „ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sie gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem

Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn."

Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — Denn er hält sie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das ist etwas anderes. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie ich mir helfe."

Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaffener Mann seyn? — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, jetzt zu wenig: wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durchbringe?" —

So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angränzende Wahrheit.

Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Recht=schaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber, jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herren Basedow's:

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herrn Cramer hier gegangen seyn. Er versprach, etwas zu beweisen, wobei wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises be=darf. Ich aber, der ich mir dieses von Herrn Cramer nicht sogleich einbilden konnte, that ihm dabei Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nämlich: er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum: ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disputs kaum zu reden erlaubt ist.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweiten Mitarbeiters an dem Nor=dischen Aufseher, des Herrn Klopstock, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund der Her=zens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück," sagt Herr Basedow, „von einer dreifachen Art über Gott zu denken, dessen Verfasser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf anderen Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung redet." —

Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurückfallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deßwegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schließen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik.

„Herr Klopstock," heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Kritikus sich demselben auch anstellt ꝛc." Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht ha-

ben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, geht.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie es glauben? Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden! Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art, über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das Denken nennt, was Andere Empfinden heißen. Das räumt Herr Basedow ein, und fragt bloß:

„Ob man denn über alte Dinge etwas Neues sagen müsse? Und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt habe, das Wort Denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde?"

Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestirt; als worin mein zweiter Einwurf bestand. Er sagt nämlich, daß man durch die dritte Art, über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was

wir dabei dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow?

„Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären."

Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzu deutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nämlich: „Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können." Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanne Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernst leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu Statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstock's Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus

seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde." Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie die folgende Strophe:

Jesus, Gott, wird wiederkommen.
Ach, laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt verschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen, dich zu sehn!
Dann setz' auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach' uns bereit
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit."

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? — Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? — Damit aber Herr Basedow und seines Gleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von

deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die, von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessing's schönen Fabeln urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden." Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Äsopischen Zahnschreier, Herrmann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren *) mit so vieler zujauch=

---

*) In Bodmer's neuen kritischen Briefen, welche 1749 zuerst herauskamen, war der launigt seyn sol=

zenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von anderen Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redete. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen: wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen, anstatt Pluderhosen, tragen wollen; wie die Gauchlinger 2c. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freimüthigen Nachrichten, in den Kritischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, letzten Male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Herrmann Axel noch lebt? daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Seine allzu gutwilligen Zuhörer hatten ihn und den Äsopus so oft zusammen genannt, bis er sich wirklich

---

lende Charakter eines Fabelmachers, unter diesem Namen, angeführt, und hernach mehrmals gebraucht worden. N.

für einen zweiten Patäkus (ὃς ἔφασκε την Αἰσώπου ψυχην ἔχειν) *) gehalten. Nun fiel Lessingen vor Kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und Verschiedenes wider die Axelsche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Herrmann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Lessingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessing's, von der Kunst, Fabeln zu verfertigen. **)

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist, als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen besteht. Jene sollen spöttische Parodieen auf Lessing's Fabeln

*) Plutarch, im Leben des Solon.

**) Zürich, 8.

seyn; und in diesen soll die Lessingische Theorie von den Fabeln mit Gründen bestritten werden. Herrmann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maître passé: er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Herrmann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritischen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, und zum vierten Male drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl, als jene seine wären; wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, und rief die Muse an, die den Äsopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bocksspringen eine Gestalt

wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor, er kam gerade auf mich zu, und sagte: die Muse hört dich nicht; sie ist jetzo beschäftigt, einem Poeten beizustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt. Ich will statt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen, und diene den Poeten und Malern nicht selten bei ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio; ich bin jener Geist

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir im Älian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbrett niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften, soll uns eine Handlung seyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabei keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu derselben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen nicht; es ist genug an unserer

Absicht. Nur laßt uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben, mit dem Es war einmal — Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du hast genug an den allgemeinen bekannten, und diese magst du erhöhen, so weit du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du willst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um die Naturgeschichte darin zu studiren."

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen; aber es werden wohl Stoppische seyn. Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische, sondern Lessingische. In diesen letzten Tagen ist Lessing den Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern, und unter die scientifische Demonstration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen."

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit dem Plunder, versetzte er; den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht

die Fabel Anmuth? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trocken; mehr verlangt unser Lehrer nicht: gute Prose." —

„Entschuldige dich denn mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel; du wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, der das thut." —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln."

Wie gefällt Ihnen das! Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahre 1749, als sie uns die Gedichte des Paters Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bei ihnen in sehr großem Ansehn.*) Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in den abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte

---

*) S. Bodmer's neue kritische Briefe, den XLII. und XLIII. Brief. N.

er auch deutschen Dichtern die vortrefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt, und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen hatte;“ der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt

Klein, wie Theilchen des Lichts ungesehen schwärmten;
— wie sie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaubernde Zeit schwatzend beflügelten.“

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit.

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein

ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen; er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt jetzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bei ihm? Nein. Die Muse nur ist bei ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweizern

noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno
  Ma con Tantalo nel rio,
  Ma che 'l rio fosse Falerno
  Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— — — — — — — — —

Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehn nach, zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache! „Laß uns," muß Capriccio sagen, „im Älian und Suidas und Antonius Liberalis jagen." Was will Herrmann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammengestoppelt habe. Es ist wahr, er führt sie in seinem Verzeichnisse an; allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger, als seine Fabeln darin enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel bezieht, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen,

wenn uns Lessing diese kleinen gelehrten Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Älian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit, sie zu brauchen, sehen: zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn, als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil versteht; denn sehr oft ist die Bereitschaft, diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders, und es würden tausend Andere, wenn sie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nämlichen Disposition, ihn zu bemerken, gewesen wären, das Nämliche erfunden haben. Unterdessen kommt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche Lessing anführt, dergleichen Anlässe sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel:

Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. — Kurz darauf sagte Juno

zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst. Iris ging. — In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend! — Göttin, sagte Iris, ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät. — „Zu spät? sagte Juno. Wie so?" — Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt. — „Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?" — Zu Furien."

Diese Fabel ist die einzige, bei welcher Lessing den Suidas anführt. Und was steht im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beiname der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lessingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas, um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen.

Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß, diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo Lessing seinen alten Währsmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Herrmann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Klassikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Älian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer, als jene staubigen Compilatoren; allein dessenungeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten, zu bereichern. Denn dieses nennt das Publikum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt,

verborgene Schätze graben; und jenes, mit fremden Federn stolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verläumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarch, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage, zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bei dem Plutarch: *ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων τα μη κρεα, ἡδιστα ἐστι, και των ἰχθυων οἱ μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἱς ὁ Κατω ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ευαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκοῦσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν.*

„Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht Fische sind: das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute diejenigen philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten befolgen, die in keinem ernsthaften philosophischen Tone

vorgetragen werden." — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna, der Poet, bat Cleander, den lecker=haften Esser, auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte: das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd seyn, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben, und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philoso=phisch, noch im Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung deine Phaeton, deine Verwandlungen, und deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Leßingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu sei=

nem Nutzen verarbeitet! Was hat Axel hier hinzu erfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen: „der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist;" so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan, und er scheint mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht Lessing, sondern Axel selbst, ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen kritischen Briefe sein Probestück machen ließ und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen, der sich rühmte, er kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern verfaßt, und er hätte den Vers aus demselben behalten:

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte Folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugen.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen Eugen, der in dem Preußischen

Überfall sollte niedergerissen werden. Man war sehr bemühet, sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg lange stille; endlich fing er an: dieser Pallast ist mir so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche, und betheuerte, daß er's von dem Marmor herunter geschlagen hätte, von welchem der Pallast erbaut worden."

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικος οἰκίαν πωλων, λιθον ἀπ᾽ αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.*

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodirt, wenn er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat Lessing wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt, diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drei strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen könnte? Also fragte Juno die Botschafterin des Himmels. Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie waren schon vergeben; Mercurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will. Für Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, versetzte Iris, vollkommen strenge; alle dreie haben den geringsten Funken in ihren Herzen erstickt, alle dreie haben niemals einer Mannsperson gelächelt. Die Göttin machte große Augen, und versetzte: du hast mir diesmal einen schlechten Begriff von deinem Verstande gemacht, und deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange."

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? und das Kompliment, das Gellert hier bekommt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Klasse setzten!

So sehr unterdessen Herr Lessing von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiert zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht:

„Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce mediocre ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de rélever des défauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours la de critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il merite d'être enséveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public.“

Und wenn es ja wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Herrmann Axel niemand anders, als unser berühmter Bodmer sey: wie eitel kann er darauf seyn, diesen kritischen Bejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben,

— — antiquo se includere ludo.

Drei hundert und zwei und dreißigster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italieni=

schen Dichter,*) ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erweckt. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführt zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Übersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeigt, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedene Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Übersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum Besten, nicht jetzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unseren Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns

*) Von J. N. Meinhard, zuerst gedruckt zu Braunschweig 1763. In drei Theilen wieder gedruckt mit dem Namen des Verfassers 1774. gr. 8. N.

die Kritik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaßen in Ansehn erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darin entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Der Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterscheidet, setzt der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalt sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmert. Ich sage zweideutig: denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern

und Hirten; unsere komischen Epopeen haben manche gute Bambocciade; aber wo sind unsere poetischen Raphael's; unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italienischen Dichter hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er sieht ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bei weitem mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kommt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bei dieser Gelegenheit entwirft, scheint dem ersten Ansehn nach ein Spiel des Witzes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen:

„Man kann bemerken," sagt er, „daß, je mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen sowohl, als ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die schwerste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark; er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er

ist im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beiden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftigt, und ihr Gehör durch einen musikalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte, begnügen können. Man hat in der That Poesien von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht, verstanden haben, die aber sehr gut klingen, und voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge!"

Der Verfasser bedient sich bei den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum der italienischen Dichtkunst zeigt, und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellt. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweite Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca, nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funf=

zehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die eben so scharfsinnig, als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Litteratur gewissermaßen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützigen Absichten nur allzu deutlich merkt.

„Man irrt sehr," sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem reißenden Strome, sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakspeare, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja sogar, ohne selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter macht, als ein armer Bäckerjunge, Verse, die einen großen Kunstrichter in Erstaunen setzen, und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. Überhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den

großen Geschmack der Künste besitzet. Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten Freigebigkeiten Ludwigs des Vierzehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine Tragödien nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genöthigt hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich zieht, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde, zu schreiben, zu sehr ausgebreitet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterscheiden, oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste, Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

Eine andere kleine Abschweifung unseres Verfas-

sers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Machiavel.

„Machiavel,“ sagt er, „ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen und zu unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Bibiena, ein Paar Komödien auf den Schauplätz, in denen der Witz des Moliere mit dem Humor und der komischen Stärke der Engländer vereinigt ist. Dieser Machiavel ist es außerdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccaz. Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, und beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen neueren Geschichten, die man den schönen historischen Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereinigt die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der Erzählung, mit dem Tiefsinn und der Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keins von seinen Werken macht ihm so viel Ehre, als die Discurse über den Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu, als die seinigen, bewundert, weil man den Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studirt hatte.“

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stük-

ken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das Meiste längst im Originale gelesen; und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Übersetzung eine Meisterhand zeigt, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzähligen kleinen Verbesserungen und Berichtigungen deßjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affektirt ist, compensirt hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten: ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor Kurzem, wie ich höre, hat er eine zweite Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werkes darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Übersetzung von Heinrich Home's Grundsätzen der Kritik*) zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Übersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unseren Übersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbe-

*) Leipzig, 2 Theile 1763. 8.

kannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte*) ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Herr Meinhard unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche, für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beiwort Petrarchischer ganz und gar nicht zukommt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreon, als der feierlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilien, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen, klaren, abstechenden Verschiedenheit neben einander stehen, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

*) Berlin 1764. 8.

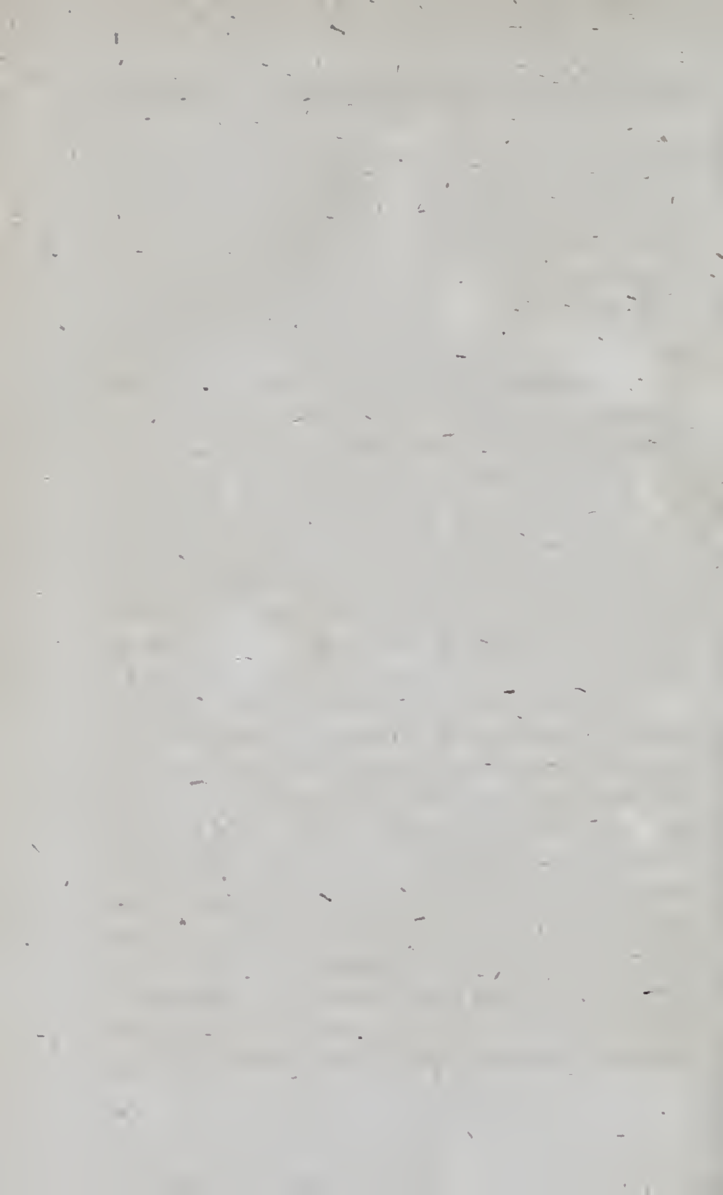
Anhang.

Lessing's einzige Recension

in der

Bibliothek der schönen Wissenschaften.

(2ten Bandes 2tes Stück, S. 366.)



Die Idyllen Theokrit's, Moschus und Bion's, aus dem Griechischen übersetzt. Berlin 1757. in 8. 10 Bogen.

Eine Übersetzung aus dem Griechischen! Eine Übersetzung eines griechischen Dichters! Eine poetische Übersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unseren Lesern schwerlich auf einmal ankündigen. Allein wir müssen sie, leider! ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurück zu halten; und wenn sie es alsdann noch für gut finden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen; so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Übersetzer hat eine Einleitung vorgesetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darin von dem Leben der drei griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von der Schreibart der Idylle, von dem Sylbenmaaße der Idylle, von dem Charakter der drei Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bei den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Übersetzung selbst. Unter diesen Überschriften könnte viel Brauchbares, Schönes und Neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens werth sey, und

wollen also sogleich zu der Übersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müssen, daß sie größtentheils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bei dem Theokrit aufhalten können.

I. Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

Thyrsis.

Lieblich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge
Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Pan gebührt dir!
Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.
Wird die Ziege sein Lohn, so bekommst du die saugende Ziege;
Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket.

Der Ziegenhirte.

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,
Das von obern Felsen wiederschallend hinabrinnt.
Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen,

So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt,
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein Geschenke.

Gleich in der ersten Zeile ist aus dem Worte Murmeln, welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem und, deutlich zu ersehen, daß der Übersetzer die wahre Constrruktion verfehlt hat. Theokrit sagt:

Ἁδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, αἰπολε, τηνα,
Ἁ ποτι ταις παγαισι, μελισδεται.

D. i. Süß ist das Flistern, das von der Fichte, hier an den Quellen, lieblich ertönet. Diese Übersetzung rechtfertigt der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: *ἡδυ μεν το της πιτυός ψιθυρισμα ἐκεινης της παρα ταις πηγαις λιγυρως ἀδουτης.* Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich flistern, und zwar an den Quellen, und nicht zu den Quellen. Der deutsche Übersetzer, den wir der Kürze halber Herr Lbk. nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Übersetzung verführen lassen, welcher die letzteren Worte durch quae ad fontes suaviter canit giebt. Wenn *προς* (dorisch *ποτι*) mit dem Dativo, zu bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107. Verse dieses ersten Idylls haben.

Ὡδε καλον βομβευντι ποτι σμανεσσι μελισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre

Körbe summen. (Auch in dieser Zeile hat Herr Lbk. die Partikel ποτι verfehlt, und sie zwar nicht durch zu, aber eben so unglücklich durch aus übersetzt: Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.) Wir gehen weiter. Wenn Pan den stößigen Bock empfängt. Warum stößig? Theokrit sagt bloß κεραον τραγον, und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß κεραος und κερασφορος einerlei sey. Stößig heißt κορυτιλος (Id. V. v. 147.) — So bekommst du die saugende Ziege. Χιμαρος heißt eine jährige Ziege, und nicht eine saugende; ἡ ἐνιαυσιαια αἰξ ἡ ἐνος χειμωνος οὐσα, sagt der Scholiast. Hr. Lbk. hat den Unterschied zwischen ἐριφος und χιμαρος nicht gewußt. Jenes würde man allenfalls durch eine säugende Ziege übersetzen können; hier aber ist das saugende wegen des folgenden um so viel anstößiger; angenehm ist ihr (der saugenden Ziege) Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket. Also melkt man die saugenden Ziegen, oder melkt sie doch sogleich, als sie zu saugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit ist auf Theokrit's Rechnung nicht zu schreiben. Noch bemerke man den Ausdruck wartende Hirt. Wie deutlich und bestimmt Hr. Lbk. überall ist! Heißt der wartende Hirt, der sorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieselndes Wasser, das von obern Felsen widerschallend hinab rinnt. Was für elende

holperichte anderthalb Zeilen, für die malende Harmonie der griechischen:

— — — — — — ἢ το καταχες

Την' ἀπο τας πετρας καταλειβεται ὑψόθεν ὑδωρ.
Im Griechischen fast lauter reine liebliche Daktyli: im Deutschen fast lauter schwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felsen | wieder | *Την' ἀπο* | *τας πε* | *τρας κατα* | *λειβεται* | *ὑψοθεν* | *). Und nun wird man auch die Feinheit einsehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigene Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Säuseln der sanft flisternden Fichte; und der Ziegenhirt erwiedert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herab fließt. Wo aber bleibt diese Feinheit, wenn man, mit dem Hrn. Lbk., die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen (*ταν οἴιδα* sagt Theokrit), so ge-

---

*) Es ist freilich von einem schlechten Übersetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang seines Originals bringen soll. Wir würden also dem Herrn Lbk. diese Nimrodsche Zeile nicht aufgemutzt haben (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrigen von gleichem Schlage übersehen), wenn er sich nicht in dem fünften Abschnitte seiner Einleitung das Ansehn geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andere nachgedacht, und könne daher etwas davon sagen, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

bührt dir ein fettes Lamm (*ἀρνα σακιταν λαψῃ*). Wie verkehrt! Sieht denn Hr. Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts, als *τα δευτερεια των Μουσων* zuerkennen will, so wie Thyrsis ihm *τα δευτερεια του Πανος* zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht *οἶιδες* mehr seyn, als *σηκιται ἀρνες*?*) Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr, als fette Lämmer? Wählen die Musen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenke. Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser, als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Musen; ist das aber Theokrit's Meinung?

So sehen die ersten eilf Zeilen der gegenwärtigen Übersetzung aus. Es würde Sklavenarbeit seyn, alles Folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (v. 23. 24.) den Ziegenhirten sagen:

---

*) Was *σηκιται ἀρνες* sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: *οὓς ἐτι γαλακτος δεμενους, οἱ νομεις των μητερων χωριζοντες, ἰδια βοσκουσι, και ἐν ἰδιῳ σηκῳ κλειουσιν.* Der Verstand erfordert nothwendig, daß man anstatt *οὓς*, *οὐκ* lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bei den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten *οὓς*.

— — — — αἰ δε κ' ἀεισῃς
Ὡς ποκα τον Λιβυαθε ποτι Χρομιν ᾀσας ἐρισδων
d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem libyschen Chromis um die Wette sangst; ἐαν δε ᾀσῃς, ὡσπερ ᾐσας ποτε ἐριζων προς τον Χρομιν τον Λιβυαθεν, τουτεστι τον ἀπο της Λιβυης, erklärt es der Scholiast. Hr. Lbk. aber übersetzt:

— — — — — — Und du mir Lieder,
Wie du einst im Wettstreit den Chromis libysch besungen.

Man sagt ἐριζειν προς τινα, mit einem streiten; aber wo hat Hr. Lbk. ᾀδειν προς τινα, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Λιβυαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69sten Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ' Αἰτνας σκοπιαν, übersetzt Herr Lbk.: noch in der Höhle des Ätna. Σκοπια heißt ein erhabener Ort, von welchem man sich umsehen kann; und also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe oder Spitze des Ätna.

Wie hat Hr. Lbk. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Übersetzung, oder das Lexicon, wo er bei σκοπια das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105te Zeile,

Οὐ λεγεται ταν Κυπριν ὁ βωκολος; ἑρπε ποτ' Ἰδαν.

übersetzt Hr. Lbk.:

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

ὁ βωκολος λεγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen: οὐ, sagt er, ἀντι του ὁπου. λειπει δε το κατεισχυναι ὁπου ὁ βουκολος Ἀγχισης την Ἀφροδιτην κατισχυναι λεγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

Eil zum Anchises.

hätte Hr. Lbk. also ungefähr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — du weißt schon — geh nur zu deinem Anchises.

Aus dem II. Idyll, das gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergrößten anzeigen. Aus dem Vogel Ἴυγξ macht Herr Lbk. durch das ganze Idyll, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα sind ihm bloße Säfte; und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs,

das sie am Feuer zerläßt, sind Φιλτρα. — In der 48sten Zeile sagt der griechische Dichter:

Ἱππομανες Φυτον ἐστι παρ' Ἀρκασι

und Herr Lbk. übersetzt es:

Bei den Arkadiern ward Hippomanes vormals geboren.

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht, was Ἱππομανες heißt; ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus defluens, quo tempore praecipites in Veneris libidinem et furorem feruntur, bedente. Aber zu einer Person hat es doch noch niemand, als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß φυτον ἐστι, so viel als φυεται heißen kann. Es muß in dem Kopfe unseres Übersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehn nach hat er für Ἱππομανες, Ἱππομενης gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3ten Idyll Z. 40 gedenkt. — In der 88sten Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Και μεν χρως μεν ὁμοιος ἐγινετο πολλακι θαψῳ.

Θάψος ist ein gelbliches Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst χρυσοξυλον nennen: ἐστι ξυλον τι ὁ καλειται σκυθαριον, ἠγουν σκυθικον ξυλον, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Übersetzung liest:

Oft glich ein bleiches Gesicht dem todtenfarbigen Thapsus;

sollte man nicht fast vermuthen, er habe Thapsus für etwas ganz anderes, als für ein Holz angesehen; besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146sten Zeile ist unwidersprechlicher; er macht nämlich aus ἁ Μελιξους (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξους der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker," sagt Herr Lbk. in dem Inhalte, „haben allerhand witzige Muthmaßungen über die Person dieses Gedichts geäußert." — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Übersetzer etwa die Scholiasten? — die er nicht gelesen hat. — In der 31sten Zeile macht Herr Lbk. aus der Ἀγροιω einen Ackermann, Namens Agräos. In der 45sten Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alphesiböa einen weisen Alphesibäus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV. Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Dutzend kleinerer werth ist. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt seyn muß, dem die olympischen Spiele nicht etwas ganz Unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe, und übersetzt die 6te Zeile ἄγων νιν ἐπ' Ἀλφεον ᾤχετο

Μιλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14ten Zeile hat Herr Lbk. aus *Λακων ὁ Καλαιθιδος* zwei verschiedene Personen gemacht. In der 117ten Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen; anstatt: du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wendest dich vortrefflich! In der 126sten Zeile übersetzt er *ποτ' ὀρθρον* am dämmernden Abend; und doch heißt *ὀρθρος* die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eins von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. schändlich verdorben; denn in der 14ten Zeile hat er das *ἐξ ἁλος ἐρχομενας* auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mädchen geht, das der Hund Anfangs nur im Wasser sieht, und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mädchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervorgeht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbk. sagt dafür:

Ruf ihn, sonst faßt er dem Mädchen ins Knie; er steigt aus dem Meere,
Ruf ihn!

— In der 39sten Zeile sollte es anstatt: netzt' ich mir dreimal die Schöße, heißen: spuckte ich mir dreimal in den Schooß. Man kann bei dem netzt' ich mir die Schöße, an ganz etwas anderes denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsere Leser nur mit Einem Fehler begnügen. In der 31sten Zeile macht Lbk. das Erntefest *Θαλυσια* zu einer Stadt, und übersetzt *ἁ δ᾽ ὁδος ἁδε Θαλυσιας,* durch: dies ist der Weg, er geht nach Thalysien.

Deßgleichen aus dem VIII. Idyll. Z. 86. übersetzt Lbk. *μιτυλαν αἰγα,* durch eine Ziege mit sprossenden Hörnern. Er hätte setzen sollen, mit verstümmelten Hörnern; *μιτυλαν αἰγα φησιν ἀκερων,* sagt der Scholiast. Den 70sten Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σιττα νεμεσθε, νεμεσθε· τα δ᾽ οὐθατα πλησατε πασαι,

Ὡς το μέν ἀρνες ἐχωντι, το δ᾽ ἐς ταλαρως ἀποθωμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil die Äschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber übersetzt:

Daß die Lämmer nicht darben, so pflück' ich in Körben euch Kräuter.

Wir haben schon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern Lesart gefolgt sey; aber welcher? und wo findet man sie?

IX. Idyll. Hier kommen wieder ein Paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Grie=

chischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: den brennenden Sommer aber achte ich eben so wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Τω δε θερευς φρυγοντος εγω τοσσον μελεδαινω,
Ὁσσον ερωντε πατρος μυθων η ματρος ακουειν.

Wenn er nur wenigstens die Übersetzung des Heinsius zu Rathe gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo;
Quam patris praecepta sui, vel matris, amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

Aber den brennenden Sommer bedenk' ich so ämsig, als Kinder,
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Ältern erwarten.

In dem X. Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler; *εργατινα βουκαιε*, heißt nicht ämsiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von diesem ämsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurückbleibe. Es sollte dafür heißen gedungener. — In der 19ten Zeile verwechselt der Übersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 26sten und 27sten Zeile sagt der Dichter:

— — *Συραν καλεοντι τυ παντες,*
Ἰσχναν, αλιοκαυστον· εγω δε μονος μελιχλωρον.

D. i. Alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerin; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das sein Übersetzer?

— — Die schlanke Syrerin nennt dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Z. 54. seufzen:

'Ωιμοι, ὁτ' οὐκ ἐτεκεν μ' ἁ ματηρ βραγχι' ἐχοντα
'Ως κατεδυν ποτι τιν, και ταν χερα τευς ἐφιλασα,
Αἰ μη το στομα λῃς.

D. i. O, daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebar, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte, und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dies ist der Verstand; und der Übersetzer, der ein Dichter seyn wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen, und zierlicher setzen. Thut das Herr Lbk.?

— Ach, keine schuppigte Mutter,
Weh mir, gebar mich wie rudernde Fische, herunter zu schwimmen,
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen nicht reichtest.

Was soll die schuppigte Mutter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so geboren hätte, wie Fische gebären? — Doch wir wollen uns nicht mehr bei Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind;

wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehört die 75ste Zeile.

Ταν παρεοισαν ἀμελγε· τι τον φευγοντα διωκεις; Aber, will der Cyklope sagen, warum verliere ich meine Zeit bei der spröden Galathee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mädchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäfersprichwort aus: melke, die vor dir steht, was verfolgst du den fliehenden? Der Scholiast erklärt es *την ἀγαπωσαν φιλει.* Aber wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Lbk's. Übersetzung?

Melke dies Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!

XII. Idyll. Was mag wohl, o saturnischer Vater, heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bei seinen Lebzeiten unter sich theilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Lbk. übersetzt Z. 17. *πατερ Κρονιδη* (*ὦ Ζευ γενοιτο υἱε του Κρονου*), durch saturnischer Vater. — Daß die 13te und 14te Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Lbk. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sey im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,

Hic Lacedaemoniis Esprilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Thessala dicat Ailen.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieses Idylls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenser aus, wegen ihrer besondern Gastfreundschaft gegen den attischen Diokles. „Noch jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab, und streiten um den Preis des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am süßesten drückt, der kehrt mit Kränzen beladen zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Geschicke über diese Küsse der Knaben zum Richter bestimmt! Sehnlich wird er den schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem Lydischen Steine gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Goldes erforscht." — Das ist der Sinn; nun urtheile man, wie weit Herr Lbk. davon abweicht:

Selig lebe der erste, der blühende Knaben geküßt hat,
Denn vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft.

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist! *Ὀντως ὁ κριτις εὐχεται τῳ Γανυμηδει ὑια ἐπιτηδειον ἐχῃ το στομα προς το δικαζειν τα φιληματα οὑτως, ὡς ἡ Λυδια λιθος δοκιμαζει τον χρυσον, ειτε καλος,*

ειτε και μη κ. τ. λ. Hier ist zum Überflusse auch noch die Übersetzung des Heinsius:

Hic nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescius olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk., etwas von den Symplejaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bei dem Ovidius, oder Valerius Flaccus, sondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologischen Wörterbuche eines Klieter, oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennenden Klippen ihren Lauf nehmen müssen? (medios inter juga concita cursus rumpere, *V. Flacc.*) Und daß diese Klippen, seit der glücklichen Durchfahrt immotae perstant, ventisque resistunt? *Ovid.* Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten sie freilich haben müssen, wenn sie folgende Zeilen des Theokrit gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

Συν δ' αὐτῳ κατεβαινεν Ὑλας εὐεδρον ἐς Ἀργω,
Ἁτις Κυανεαν οὐχ ἡψατο συνδρομαδων ναυς,
Ἀλλα διεξαϊξε (βαθυν δ' εἰσεδραμε Φασιν)
Αἰετος ὡς, μεγα λαιτμα· ἀφ' ὡ τοτε χοιραδες ἐσταν.

„Mit ihm," will der Dichter sagen, „stieg zugleich Hylas in die feste Argo, die zwischen den zusammenstoßenden Cyaneischen Klippen nicht verunglückte,

sondern, wie auf Adlers Flügeln, durch den gräulichen Schlund strich, bis zu dem tiefen Phasis drang, und die irrenden Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe des Abgrunds, zurückließ." — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponiren lassen:

— Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff
An die Cyanischen Inseln, es segelte furchtsam vorüber,
Und begab sich, wie rauschende Adler zum tiefen Phasis
Durch hochthürmende Wogen, aus welchen Felsen hervorstehn.

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. Es segelte vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus welchem Felsen hervorstehn? ἀφ᾽ ὧ heißt nicht aus welchem, sondern, seit welcher Zeit.

XIV. Idyll. ἱπποδιώκτας übersetzt Herr Lbk. in der 12ten Zeile durch Fuhrmann. Wenn er aber des Ämilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die allerunwidersprechlichste Weise erhellt, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Übersetzung verdeutscht

hat, und daß er auch diese lateinische Übersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieses Idylls vortrefflich:

— — — ἀπο κροταφων πελομεσθα
Παντες γηραλεοι, και ἐπισχερο ἐς γενυν ἑρπει
Λευκαινων ὁ χρονος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Übersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Übersetzer seyn will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweideutigkeit auch bei dem griechischen Worte Statt fände, so wollten wir gern nichts sagen; allein κροταφοι heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann schleicht es die Wangen herunter." Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Lbk. dafür sagt:

Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen
Die begreißende Stund'.

Was ist offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8te und 9te Zeile sind schlecht übersetzt; deßgleichen auch die 48ste. — Warum

übersetzt er in der 60sten Zeile *αὐλα* durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67sten Zeile aus der Eutyches, eine Mannsperson, Namens Eutychides? Der Scholiast sagt: *εἰκος την Εὐτυχιδα Γοργους εἰναι θεραπαιναν.*

XVI. Idyll. *Ἰαονὸς ἀνδρος ἀοιδαι* übersetzt Herr Lbk. (Z. 57.) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des Jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß Homer darunter gemeint wird.

XVII. Idyll. *Ἀνηρ ὑλατομος* übersetzt Herr Lbk. Z. 9. durch Waidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennt er die 12te und 13te Zeile!

Οἱσι Θεοὶ τον ἀριστον ἐτιμασαν βασιληων,
Ἐκ πατερων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Könige, von seinen Ältern an, ausgeschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen Ältern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt Lbk. dafür:

Womit die Götter den herrlichsten König vor Kön'gen bezeichnen,
Von den Vätern zuerst!

Erstlich heißen hier *πατερες* nicht Väter, sondern Ältern. Denn der Dichter steigt nicht höher, als

bis auf den Vater und die Mutter seines Helden hinaus. Zweitens kann man das von den Vätern zuerst! nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist, wie wir gesehen haben, seine Meinung doch nicht. — *Περσαισι βαρυς θεος αἰολομητας*, giebt unser Verdeutscher (Z. 19.) durch

Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkeltem Helme.

Αἰολομητης heißt klug, verschlagen. Doch Herr Lbk. scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu seyn; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur diese andere Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß nämlich für *αἰολομητης*, *αἰολομιτρης* gefunden haben; ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdann würde *αἰολομιτρης* nicht mit gesprenkeltem Helme, sondern mit der bunten Binde bedeuten; denn daß *μιτρα* eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 59sten Zeile des 27sten Idylls seines Dichters lernen können. — *Κρονιδας* ist ihm in der 24sten Zeile Saturn. Und *Κρονος* wird ihm also wohl Jupiter seyn? — Die 34ste und folgende Zeilen übersetzt Lbk.:

Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,
Ihrer Ältern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte;

Also legtest du, werthe Dione, Beherrscherinn Cyperns,
In den duftenden Schooß ihm deine liebkosenden Arme.
Und sie sagen: noch habe kein Mädchen dem Eh'=mann gefallen,
Wie Ptolemäus voll Inbrunst sich seinem Gemahle gewidmet.

So wie zu Anfange dieses Idylls Lbk. den Theokrit fragen läßt:

Was besing' ich zuerst, wo tausend Gaben mir winken?

so möcht' ich bei dieser Stelle fragen:

Was bemerk' ich zuerst, wo tausend Fehler mir winken?

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand! Der Grieche sagt ungefähr: „Und o wie strahlt unter den edelsten Frauen die edlere Berenice, der Stolz ihrer Ältern! Ihr hat den duftenden Schooß Dionens erhabene Tochter, Cyperns Beherrscherin, mit zarten Händen gestrichen. Daher sagt man auch, daß nie eine Gattin ihrem Gemahle so liebenswürdig geschienen, als dem Ptolemäus die seine." — Findet man auch nur die geringste Spur von diesen Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung, in den Lbkschen Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schooß der Berenice zum Schooße des Ptolemäus; er macht — kurz er macht alle Fehler, die

ein nachlässiger Übersetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte sie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Ἀφροδιτη φησιν αὐτης εἰς τον κόλπον ἀπεμαξατο τας χειρας, τουτεστιν ἐπαφροδιτον ἐποιησεν αὐτην, διο και ἠγαπατο ὑπο του ἀνδρος. — Wie manches könnten wir nicht noch bei der dritten, fünf und zwanzigsten, fünf und funfzigsten, drei und sechzigsten, neun und neunzigsten, hundert und drei und dreißigsten Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrießlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII. Idyll. Die 17te Zeile ist abermals ohne Verstand übersetzt:

Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich geniest: Wo viele Große dir beistehn.

Theokrit will sagen: du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen seyn, wo du so viel edle Nebenbuhler fandest, und doch zum Zwecke kamst; ὁποι ὡ 'λλοι ἀριστεες, ὡς ἀνυσαιο. Das ὡς ἀνυσαιο gehört, dem Verstande nach, zu dem vorhergehenden ἐπεπταρεν. Grotius hat es sehr wohl übersetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20ste und folgende Zeilen gerathen.

O was großes wird sie dir gebären, gebiert sie ihr ähnlich!

Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zusammen,
Wie der Jünglinge Schönste gesalbt bei den Bädern Eurotens,
Viermal sechzig Mädchen, erles'ner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen.

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammengejagt hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Hr. Lbk. doch einmal kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das Lateinische des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.
Namque eadem nobis aetas et more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies sumus aevi flore puellae,
Nec tamen est, Helenae, quae sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allem das Gegentheil zu sagen?

Das XIX. Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime übersetzt.

XX. Idyll. Was soll in der 3ten und 4ten Zeile heißen:

— — — — — — Ich lernte nicht küssen,
Wie die Hirten es thun; ich weiß sie artig zu nehmen.

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt bäurisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31sten und 32sten Zeile ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Übersetzung verdeutscht hat. Warum hätte er sonst von vielen Mädchen aus der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Übersetzung hat den Plural; Herr Lbk. also auch. — Die 29ste Zeile müssen wir noch mitnehmen:

Κὴν αὐλῳ λαλεω, κὴν δωναχι, κὴν πλαγιαυλῳ.

Wer sieht nicht, daß *αὐλος*, *δωναξ* und *πλαγιαυλος* hier drei besondere Instrumente sind! Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo, und übersetzt:

—.— Auch wenn ich das Haberrohr blase,
Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwärts begreife.

Die Anmerkung, die Äm. Portus bei dem Worte *πλαγιαυλος* macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quasi dicas *plagiaulet*. Sie ist artig, sagen wir; aber nicht richtig, denn *πλαγιαυλος* war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36ste und die 37ste Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf Jos. Scaliger's Emendationes ad Theocriti etc.. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 42ste und 43ste Zeile.

Ἀνθεα τ' εὐωδη, λασιαις φιλα ἐργα μελισσαις,
Ὁσσ' ἐαρος ληγοντος ἐπιβρυει ἀν λειμωνας.

übersetzt Herr Lbk.:

Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquikkende Wollust,
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn:

Was ist offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß ὁσσα auf ἀνθεα und nicht auf μελισσαι gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amycus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, σφυρηλατος οἱα Κολοσσος, d. i. ein Fleisch, wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbk.:

Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus gezimmert.

Wer kann sich rühmen, dieses zu verstehen? Die Hammer Kolossus! die Hammer zimmern! Welcher Unsinn! — Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amycus, daß ihm eine Löwenhaut

von dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammen gebunden gewesen; δερμα λεοντος αφημμενον εκ ποδεωνων. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amycus, und übersetzt:

Über den ganzen Rücken und Hals, zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell.

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amycus angeht, rufen sich beide von ihren Landsleuten Zuschauer; Amycus bläst auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt, durch seinen Bruder Castor, alle Helden aus dem magnesischen Schiffe herbeiholen. Dieses ist der Sinn der 78sten und 79sten Zeile; Herr Lbk. aber macht aus dem magnesischen Schiffe eine magnesische Schlacht, und zieht beide Zeilen in diese Eine:

Wie zur magnesischen Schlacht die Helden Castor hervor rief.

— Und wie falsch ist noch die achte, die hundert und neun und siebzigste, und die zweihundert und achtzehnte Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht: so sollte es auch in der 6ten Zeile nicht heißen: er lärmt, sondern sie lärmt. Aber wie elend ist dieses lärmt! — In der 16ten Zeile sagt er abermals gleich das Gegentheil von dem, was Theokrit sagt:

Λοιαθιον ουκ ηνεικε τα συμφορα τας Κυθερειας.

Wir wollen uns jetzt dabei nicht aufhalten, was die Kunstrichter wegen des Wortes *συμφορα* erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Übersetzern gefolgt, welche anstatt *συμφορα*, *δακρυα* lesen, und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt dieses auf deutsch:

Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus? —

Auch die gleich darauf folgenden Worte *ἀλλ' ἐλθων ἐκλαιε*, hätten ihm seinen Irrthum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt seyn. Wenn er von diesem Beispiele der Superfetation, wie es Bayle nennt, jemals das geringste gehört hätte, so würde er gleich die ersten Zeilen:

Ἡρακλεα δεκαμηνον ἐοντα ποχ' ἁ Μιδεατις
Ἀλκμηνα, και νυκτι νεωτερον Ἰφικληα
Ἀμφοτερως λουσασα κ. τ. λ.

schwerlich so übersetzt haben:

Kaum war Herkul zehn Monat geboren, so wusch ihn Alkmene,
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Flusse ꝛc.

Νυκτι νεωτερον gehört hier zusammen, und ist als ein Beiwort des Iphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger, als den Herkules macht. Daß *νυκτι* hier nicht nächtlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden *ποχ'*

(*ποκα*) und dem *και*. Doch wer wird das leugnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr Lbk. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weiß: z. E. daß Alkmene ihre beiden Söhne im Flusse gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses im Flusse bei dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31sten Zeile gemacht hat, fließt aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beiwort *οψιγονος*, der spät oder schwer erzeugte, dem Herkules zukomme; und übersetzt daher *περι παιδα οψιγονον* durch um den jüngsten der Knaben. Allein der jüngste der Knaben würde ja Iphikles, und nicht Herkules seyn. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis ist, daß Herr Lbk. aus dem Lateinischen übersetzt, und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

— — *ὁ δ᾽ ἐξ εὐνας ἀλοχῳ κατεβαινε πιθησας.*
Δαιδαλεον δ᾽ ὡρμησε μετα ξιφος, ὁ῾ οἱ ὑπερθε
Κλιντηρος κεδρινω περι πασσαλῳ αἰεν ἀωρτο.

Herr Lbk. übersetzt es:

— Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der
Gattinn,
Eilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing
ihm zum Haupte
Seines cedernen Bettes stets von der Keule herunter.

Περι πασσαλῳ, von der Keule? πασσαλος heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas aufhängen kann. Wie kommt aber Herr Ebk. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Übersetzung a *clavo* suspensus erat; und er hat sich eingebildet, clavus und clava sey einerlei. Vielleicht hat er auch noch oben drein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stiefvater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bei dieser Arbeit so lang, daß wir über die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen, und aus jedem nur Einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXVsten macht Herr Ebk. Z. 21. Ἀπολλωνος νομιοιο ἱερον ἁγνον zu einem Prädicate des Ölbaums, und sagt:

— Wo dem Winter trotzende Fichten
Wachsen, und grüner Ölbaum, des Phöbus, der Hirten verehren,
Unverletztes Heiligthum rc.

anstatt daß er hätte sagen sollen: und dort, wo die Fichten und der Ölbaum wachsen, erblickst du des schäferischen Apollo unverletzliches Heiligthum. Denn das φαινεται aus der 19ten Zeile muß sowohl zu ἱερον ἁγνον, als zu αὐλις genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13te Zeile, wo Autonoe, bei Erblickung des Pentheus in die heilige Wuth geräth:

Συν δ' ἐταραξε ποσιν μανιωδεος ὀργια Βακχω.
übersetzt Herr Lbk.:

— Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts.

Doch ὀργια heißen hier weder die Feste, noch die aus der Kiste genommenen ἱερα πεπονημενα, Z. 7., ob wir gleich wohl wissen, daß sie beides bedeuten können; sondern es sind die Ceremonien, die wüthenden Tänze, die heiligen Convulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er ταρασσω nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen, und συν ποσιν nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdann seyn: sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken, und zugleich das folgende ἐξαπινας ἐπιουσα mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Avtonoe zuerst gewahr, und schrie fürchterlich auf, und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frei wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρκω, ναι τον Πανα. τεαν παλιν ἐξελε χειρα.

Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lbk. aus:

Pan, ach hilfst du mir nicht! O zieh die Hand doch zurücke.

Ναρκω ruft das griechische Mädchen; wo die Schäferin eines gallischen Hirtendichters vielleicht je m'pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Überschrift dieses Idylls hat Herr Lbk. ganz falsch übersetzt. *Ἠλακατη* heißt kein Spinnrocken, denn es ist von Wolle und nicht von Flachs die Rede; und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homer sagt: *ἠλακατη* sey: *το των γυναικων ἐργαλειον, ᾧ περιελισσουσι το ἐριον*; d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad, als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit, oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten, Z. 16. 17.

Και κεν σευ το καλον τις ἰδων ῥεθος αἰνεσῃ,
Τῳ δ' εὐθυς πλεον ἡ τριετης ἐγενευ φιλος.

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreijähriger Freund. Du hältst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei sagt, so werth, und noch werther, als einen, der drei Jahre dein Freund gewesen. Herr Lbk. aber sagt dafür:

Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger
Als drei Jahr, der heißt denn dein Liebster.

Der Dichter will nichts weniger, als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig,

eine einzige Person länger als drei Jahr zu lieben. Es entschuldigt den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andere Ausleger diese Stelle, mit ihm, eben so falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht, Z. 6., daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. Z. 26. 27.

Ich wollte nicht den Jüngling,
Den schönen Jüngling stoßen.

Hat man jemals gehört, daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Herr Lbk. in der letzten Zeile die Verbesserung des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kommt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch gekommen zu seyn, begnügen. Es wären zwar noch die Sinnschriften des Theokrit, und die Idyllen des Bion und Moschus übrig; aber sollte Herr Lbk. wohl, erst gegen das Ende, seiner Arbeit gewachsener und sorgfältiger geworden seyn? Es ist nicht zu vermuthen, und wir werden also ohne Gefahr das Urtheil von dieser Lieberkühnschen Übersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine bessere zu liefern.

